



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Verständnisse von 'Behinderung' im Kontrast.

Eine explorative Studie in Mosambik
als Land des 'globalen Südens'

Verfasserin

Clara Andrea Schmidl

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2014

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

IDS Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Univ.-Prof. Univ.-Doz. Dr. Hanna Hacker

Danksagung

Ohne ein dicht gestricktes Netz aus Freund_innen, meiner Familie, dem Diplomandinnen-Coaching des ÖH Frauenreferats und meiner Diplomarbeitsbetreuerin hätte ich diese Arbeit nicht fertigstellen können.

Danke an Inês Raimundo, die meine Zweitbetreuerin in Maputo war. Sie half mir an Interviewkontakte zu kommen, und eine Einverständniserklärung zu erarbeiten, darüber hinaus unterstützte sie mich bei der Verlängerung meines Visums.

Danke an Jorge Manhique, dessen Tür mir für Fragen, Kontakte und Kritik immer freundschaftlich offen stand.

Vielen Dank an Leonardo Raimundo Macamo und Celeste, für die vielen Treffen und Gespräche.

Dank geht auch an Georg Grünberg; sowie Irmi Neuherz und Magdalena Kern von Licht für die Welt - für ihre Anregungen im Vorfeld. Danke an Eva Kohl und Andrea Heiden von Horizont 3000 für den Austausch in Maputo.

Ein herzliches Danke an meine Gastfamilie – Honorina und Ivan Macie, Ana Carla, Leleka, Augusto und alle anderen – für die herzliche Einbindung und die schöne Zeit. Ohne euch wäre die Arbeit nicht möglich gewesen.

Danke an all jene, die sich auf Interviews mit mir eingelassen haben.

Danke an Bella Wagner und Stella Jamisse für das Lachen und die Gespräche. Dank an Carolina Wienand, Eep Luiken, Mirandas Tinga, Nicolas Francoeur-Leblond, Doug Phillips, Darren Clark und Helen Smith für ihr Engagement im Vernetzen, herzliche Unterkunft, gemeinsames Reisen

Tiefer Dank gebührt meiner Familie Wolfgang, Florentine und Lina Schmidl für ihre langjährige gedankliche, anspornende, liebevolle und nicht zuletzt finanzielle Unterstützung.

Mein Dank gilt meiner Diplomarbeitsbetreuerin Hanna Hacker für ihre Bestärkung, ihr Verständnis und ihre Geduld bis zum allerletzten Moment.

Heidi Niederkofler vom Diplomandinnen-Coaching, samt meiner Kolleginnen Greta, Marlene, Doris, Steffi, Natalie, Isa, Lisa und Urse danke ich für Austausch und Ermunterung, die gegenseitige Motivation und die gute Stimmung beim Problem-Sinnieren und Bieren!

Vielen Dank an Naemi Handler, Isa Garde, Sofia Gebefügi, Karo Schäffer, Lina Schmidl, Anna Manzano, Greta Egle, Marlene Haider, Reingard Hofer, Julia Gastecker, Dominik Eckhard, HK, Florentine und Wolfgang Schmidl für Feedback, Motivation, die Gespräche und auch sehr kurzfristiges Korrekturlesen!

Katharina, Lina, Philipp, Magdalena; Pyrite – danke für eure Unterstützung und euer Verständnis wenn nichts mehr gegangen ist. Magdalena: A lot of love für deine Schreibtisch-Ankettungs-Bekochungs-Strategien.

Dank an meine Mitbewohner_innen während der letzten Jahre, für Milde und Geduld: Anna, Johannes, Valentin und Andreas.

Dank gilt Silvia Jacon Bolen für ihre unterstützende, verständnisvolle Beratung.

Danke ebenso an Inge Netzer, die mich durch den Endspurt gecoacht hat.

Danke an Tereza Zvolaska für den gemeinsamen Diplomarbeitsblog und den steten Kontakt.

Danke an Dagmar Lorenz-Mayer für die Ermunterung in Prag.

Zuguterletzt möchte ich meinen Dank für die finanzielle Unterstützung durch die Stipendienstelle der Uni Wien (KWA) - besonders Regina Staszuck - und den VIDC - besonders Magda Seewald - aussprechen.

Abkürzungsverzeichnis

ADA	Austrian Development Agency
ADEMO	Associação dos Deficientes de Moçambique/ Association of Disabled People in Mozambique
AMDV	Associação Mocambicana dos Deficientes Visuais/ Association of Mozambicans with Visual Impairment
ASUMO	Associação de Surdos de Moçambique/ Organisation der gehörlosen Mosambikaner_innen
CAP	Centro de Análise de Políticas/ Politikanalyseinstitut an der UEM
CBR	Community-based Rehabilitation/ Gemeindebasierte Rehabilitation
DPO	Disabled People's Organization; Selbstvertretungsorganisation von MmB
DS	Disability Studies
EZA	Entwicklungszusammenarbeit
FAMOD	Forum das Associações Moçambicanas de Deficientes/ Forum of Disabled People's Organisations in Mozambique
FDLP	Federação das Associações de Deficientes dos Países de Língua Portuguesa/ Federation of Portuguese-Speaking Disabled People's Organisations
FFO	Norwegian Federation of Organisations of Disabled People
GPDD	Global Partnership for Disability and Development
HI	Handicap International
ICF	International Classification of Functioning, Disability and Health
ICIDH	International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps
IDDC	International Disability and Development Consortium
INAS	Instituto Nacional de Assistência Social/ National Institute for Social Assistance
INE	Instituto Nacional de Estadísticas/ National Institute of Statistics
INEFP	Instituto Nacional de Emprego e de Formação Profissional/ National Institute of Employment and Occupational Training
IWF	Internationaler Währungsfonds
MDGs	Millennium Development Goals
MISAU	Ministério da Saúde/ Gesundheitsministerium
MMAS	Ministério da Mulher e da Acção Social/ Ministry for Women and Social Action
MMB	Menschen mit Behinderungen
NGO	Non-Governmental Organisation

OEZA	Österreichische Entwicklungszusammenarbeit
OREBACOM	Organização de Reabilitação Baseada na Comunidade em Moçambique
OSISA	Open Society South Africa
PWD	Person with Disabilities
PEN	Plano Estratégico Nacional de Combate ao HIV e Sida/ National HIV/AIDS Control Strategic Plan
PARPA	Plano de Acção para a Redução da Pobreza Absoluta
PNAD	Plano Nacional de Acção da Area da Deficiência/ National Action Plan for Disability
RAVIM	Rede de Assistência às Vítimas de Minas/ Mines Victims Assistance Network
SAFOD	Southern African Association of the Disabled
SHIA	Swedish Organisations of Persons with Disabilities International Development Cooperation Association
SINTEF	Foundation for Scientific and Industrial Research
UEM	Universidade Eduardo Mondlane/ Universität Eduardo Mondlane (Maputo)
UNCRPD	United Nations Convention on the Rights of Persons with Disabilities
UNO	United Nations Organisation
WHO	World Health Organisation

Inhaltsverzeichnis

1. EINFÜHRUNG UND THEORIE	1
1.1 Einführung: Zur Entstehungsgeschichte und Grobgliederung dieser Arbeit	1
1.2 Zentrale Begriffe	5
1.2.1. "Behinderung" in der Theorie: Modelle und Auseinandersetzungen innerhalb der Disability Studies nach C. Thomas (2002)	5
1.2.1.1. Das medizinische Modell	5
1.2.1.2. Das soziale Modell	6
1.2.1.3. Beeinträchtigung und Behinderung - Auseinandersetzungen innerhalb der „nördlich“ geprägten Disability Studies	7
1.2.2. Verständnisse von "Behinderung" in internationalen Politiken, Abkommen, Klassifikationen: UNO, WHO, Weltbank	10
1.2.3. EXKURS: "Behinderung" in einem Land des "globalen Südens": Mosambik	13
1.2.4. "Behinderung" in der mosambikanischen Gesetzgebung, nationale Politiken, staatliche Einrichtungen, zivilgesellschaftliche Organisationen	17
1.3 Forschungsstand zur Diskussion von "Behinderung" im "Globalen Süden"	23
1.3.1. Kritik an den herkömmlichen Disability Studies	23
1.3.2. Die Critical Disability Studies	32
1.3.3. Daten zu Behinderung in Mosambik: Wissenschaftliche Kontextualisierung	37
1.3.4. Behindertenbewegung in Mosambik. Tendenzen, Probleme, Einschätzung der staatlichen Politiken und Einrichtungen, sowie der Nützlichkeit der UNCRPD	39
1.4 Das Forschungsanliegen dieser Arbeit	55
1.4.1. Forschungsanliegen dieser Arbeit: Verschiedene Verständnisweisen von "Behinderung" in Mosambik im Kontrast zu internationalen und nationalen Verständnissen und Definitionen	55
1.4.2. Fragestellungen	55
1.5 Zu Methodologie und Methodik dieser Arbeit	56
1.5.1. Grundbegriffe qualitativer Forschung:	56
▪ "qualitativ-empirisch"	56
▪ "interpretativ" und "übersetzend"	58
▪ "dekolonial"	60
▪ "experimentell"	62
▪ "potenziell emanzipativ – partizipativ", "subjektivierend"	63
▪ "kontextualisiert"	65
Resümee	66

1.5.2.	Grundannahme dieser Arbeit	67
1.5.3.	Untersuchungsinstrumente dieser Arbeit. Zur Vorbereitung der Erhebung qualitativer Daten durch Interviews	67
1.5.3.1.	Interviewtypen, die meinem Untersuchungsinteresse entgegenkommen	67
1.5.3.2.	Leitfaden	69
1.5.3.3.	Interviewerinnen-Verhalten	70
1.5.3.4.	Vorarbeiten zum Zugang zu den Interviewpartner_innen	70
2.	DATENERHEBUNG IN MOSAMBIK	71
2.1	„Kulturschock“ und „Reality Check“: Versuche, mich als Weiße Stipendiatin mit begrenzten Geldmitteln im neuen Kontext zurechtzufinden	71
2.2	Zugang zu Interviewpartner_innen	76
2.3	Versuch einer laufenden Selbstreflexion, die den Forschungsprozess begleitet	78
2.4	Heterogenität der Interviews – in Bezug auf Inhalt und Interaktion	80
2.5	„Stolpersteine“	81
2.5.1.	Grenzen der Kooperation durch wissenschaftliche formale Vorgaben und einen begrenzten Zeitrahmen	81
2.5.2.	Grenzen qualitativer Forschung in Bezug auf Konzeption und Zugänglichkeit	92
2.5.3.	Interviewsituationen konkret: Konfrontationen mit unvorhersehbaren Herausforderungen	83
3.	ZUR EXEMPLARISCHEN AUSWERTUNG DER ERHOBENEN DATEN	88
3.1	Vorbemerkungen über meine Interviewerfahrungen im Rückblick	88
3.2	Reflexion der mir zugeschriebenen Rollen. Erfahrungen über Identitätszuschreibungen von Seiten der Interviewpartner_innen im Forschungsprozess. Versuche der Realisierung und des Umgangs: "Performing credibility, performing uncertainty"	88
3.3	Auswertungsteil	90
3.3.1.	Einleitung	91
3.3.2.	Schilderungen aus dem Alltag der Interviewten	92
3.3.3.	„Behinderung“ und „Nicht-Behinderung“	96
	▪ Explizite und implizite Verständnisse von Behinderung vor dem Hintergrund alltäglicher Erfahrungen	96
	▪ Eine Ausnahme: Die „Happy Story“ der „Normalität“	103
	▪ Definitionsversuche von "Behinderung" aus der Perspektive von DPO-Vertreter_innen	104
	▪ Fremdbenennungen	106

3.3.4. Austauschversuche zu Forschen über und mit „Behinderung“	
- Fragen nach Lebenssituationen, Geschichte und Körper	108
▪ Forschen und Sprechen über "Behinderung" in Mosambik I	108
▪ Fragen nach Geschichte – Forschen über Behinderung in Mosambik II	109
▪ Forschen über "Behinderung" III: Fragen nach dem Körper	110
3.3.5. Zusammenfassung: Ähnlichkeiten, Differenzen und Gegensatzpaare in den Verständnissen von "Behinderung" der Interviewpartner_innen	112
3.3.5.1 Ähnlichkeiten in Bezug auf Verständnisse von "Behinderung"	112
3.3.5.2 Verständnisse von Behinderung, die von den genannten Tendenzen abweichen	113
3.3.5.3 Begriffs- und Vorstellungspaare: Mangel in der Gegenwart, Träume von einem besseren Leben in der Zukunft	115
4. ABSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN UND AUSBLICK	117
5. Literaturverzeichnis	126
6. Index	132
6.1 Überblick über die durchgeführten Interviews und die begleitende Recherchearbeit: Orte, Partner_innen, Kontakte, Veranstaltungen	132
6.2 Einverständniserklärung	135
6.3 Zusammenfassung, Abstract, Lebenslauf	138

1. EINFÜHRUNG UND THEORIE

1.1 Einführung: Zur Entstehung und Grobgliederung dieser Arbeit

Was passiert, wenn eine Studentin der Internationalen Entwicklung (Uni Wien) sich mit Disability Studies und "Behinderung" in einem globalisierten Rahmen auseinandersetzen möchte? - So könnte ein möglicher alternativer Titel dieser Arbeit lauten.

Ein Antwortversuch auf diese Frage findet sich in der vorliegenden Arbeit, die über "Behinderung" und "Nicht-Behinderung"; über Körper und soziale Gefüge, über Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungspraxis nachdenken möchte, die gerne mehr als universalisierend, ableistisch, neokolonial sein würde. Dieses Nachdenken sollte allerdings nicht ausschließlich vom Schreibtisch aus betrieben werden, sondern den "Betroffenen" dieses Experiments eines wissenschaftlichen Gedankengebäudes eine Möglichkeit bieten, ihre eigenen Erfahrungen und Gedanken einzubringen. Ein dreimonatiger Forschungsaufenthalt in den Städten Maputo und Beira (Mosambik) im Winter 2012 wurde nach mehreren Anläufen und durch die Unterstützung der Uni Wien und des VIDC möglich.

Erste Überlegungen und Zwischenreflexionen dazu lassen sich in meiner Publikation für den VIDC finden. Im "Ergebnisbericht: Verständnisse von Behinderung im Kontrast. Ein Zwischenbericht" (2013)¹ ging es darum, das "Spannungsfeld" in Bezug auf Verständnisse von Behinderung aufzudecken:

"Diese Arbeit möchte sowohl den „normierenden“ Rahmen in Gestalt der internationalen Resolutionen und Klassifikationssysteme, die oft auf die nationalen („Behinderten“-)Politiken einwirken, als auch „subjektive“ Erfahrungen der davon Betroffenen zur Geltung bringen. Es geht schlussendlich auch darum, Alltagserfahrungen, die abseits der normativen Abkommen unsichtbar bleiben, Artikulationsraum zu bieten, und die genannten Aktionspläne mit Perspektiven und alltägliche Erfahrungen (von diesen Abkommen) Betroffener selbst zu kontrastieren und zu konfrontieren." (VIDC/Schmidl 2013: 6).

Ich beschäftigte mich eingehend mit Verständnissen von Behinderung in den englischen Disability Studies, in "internationalen Konventionen, Klassifikationen und der Weltbank als prominentem Beispiel für die Aneignung des Themas „Behinderung“ in großem Maße, sowie mosambikanischen Politiken, Strategien, „Policy Papers“ und Einrichtungen staatlicher Art" (ebd.) und zivilgesellschaftlichen Organisationen:

¹ Online unter: http://www.vidc.org/fileadmin/Bibliothek/DP/pdfs/Poolprojekte/Clara_Schmidl_-_Endversion.pdf [letzter Zugriff 31.01.2014]

"Es sollte die "Vielschichtigkeit und Vielgesichtigkeit des Themenfeldes aufgezeigt werden, da ich „Behinderung“ und „Entwicklung“ als Phänomene begreife, die kulturell und gesellschaftlich verhandelt werden und damit verschiedenen Deutungs-, Zuschreibungs- und Definitionsprozessen ausgesetzt sind. Für mich stellte sich die Frage, was mit „lokalen“, „historisch gewachsenen“ Verständnissen passiert, wenn internationale Definitionen im Zusammenhang mit Finanzierungen eingebracht werden." (VIDC/Schmidl 2013: 7).

Einer ersten "landbezogenen und wissenschaftlichen Verortung" folgten "erste Überlegungen zur Generierung von Interviewkontakten und zur Reflexion der Forschungsbeziehung" (ebd.). Vor diesem Hintergrund wurden ausgewählte Interviews mit fünf Mitgliedern von DPOs in Maputo und Beira im Hinblick auf die "Thematisierung von Behinderung" gelegt (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 9f.).

„Inklusive Entwicklung“², die Behinderung als Thema anerkennt und immer mitdenkt, wird seit kurzem vermehrt in Entwicklungspolitiken aufgenommen. Der Menschenrechtsansatz hat seit der UN-Konvention 2006 auch in diesem Bereich Aufwind. Damit handelt es sich um eine neue Entwicklung, die auch Ansätze aus den Disability Studies aufgreift: Es geht im Idealfall nicht mehr um die normalisierende Anpassung von Menschen mit Behinderung, sondern um „Empowerment“, Vernetzung, die Suche nach eigenen Vertretungsmöglichkeiten von Interessen. Ebenso aus den DS kommt eine zunehmende Problematisierung der übermäßigen „Individualisierung“ von Erfahrungen und Situationen von MMB, einhergehend mit einem genauen Klassifikationssystem. Das würde zu Aufsplitterung führen, und die politische Dimension verunmöglichen. In diesem Sinne wird ein Nachdenken über mögliche gemeinsame Repräsentationsmöglichkeiten gefordert (vgl. Siebers 2006). Ich werde versuchen, diese Bedenken in meine Arbeit miteinfließen zu lassen. „Sichtweisen von Menschen mit Behinderungen“ können dabei aber trotzdem nie rein theoretische Angelegenheit sein („Außen“perspektiven). In einer Forschung, die sich in einem so skizzierten Kontext bewegt, muss es immer auch um eine Thematisierung von Wahrnehmungsweisen von Behinderung gehen, und zwar aus den Perspektiven der Betroffenen selbst. Deswegen sind Einzelinterviews für diese Arbeit von großer Wichtigkeit – und bieten eine spannende Auseinandersetzung damit, worin Erfahrungen von Menschen bestehen, die als „behindert“ klassifiziert oder adressiert werden⁴: In einem Land des Globalen Südens und in Prozessen der Selbstvertretungsfindung." (VIDC/Schmidl 2013: 5f.)

Im VIDC-Text konnte ich meine eigenen Vorgaben nur teilweise erfüllen. "Prozesse der Selbstvertretungsfindung" werden in der vorliegenden Arbeit nun im Unterkapitel "Behindertenbewegung in Mosambik" anhand von Interviews – in erster Linie mit drei DPO-Vertreter_innen – eingehend besprochen und somit (fragmentarisch) "nachgereicht". Folgende Fragen wurden dafür bereits im angesprochenen VIDC-Text vorweggenommen:

"Wie wird „Emanzipation“ verstanden? Auf welchen Wegen soll sie umgesetzt werden? Was wird, konkret im entwicklungspolitischen Kontext, als Problem identifiziert? Was als Ziel?

Kann von etwas wie einer „gemeinsamen Identität“ gesprochen werden? Für wie handlungsfähig und inkludiert halten sich Mitglieder von ausgesuchten Disabled People's Organizations (DPOs)? [...] Wie wird der aktuell im Entstehen begriffene Nationale Aktionsplan zur Umsetzung der Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen in Mosambik bewertet? Was wird von internationalen Organisation erwünscht, was kritisiert?" (VIDC/Schmidl 2013: 8).

Die Wortwahl "Betroffene" soll in dieser Arbeit auf jene hinweisen, die als Zielgruppe der genannten internationalisierten Verständnisse von Behinderung gelten, oder von Einrichtungen oder Angeboten im Themenbereich "Behinderung und Entwicklung" "betroffen" sind.

2 Inzwischen wurde zum Thema "Inklusive Entwicklung" von Isabelle Garde (2014) die Diplomarbeit "Crippling Development? Ambivalenzen der Inklusion von "Behinderung" in den Entwicklungsdiskurs" am Institut für Internationale Entwicklung verfasst.

Auch in der vorliegenden Arbeit nehmen Interviews einen wichtigen Stellenwert ein – und bieten eine spannende Auseinandersetzung damit, worin Erfahrungen von Menschen bestehen, die als „behindert“ klassifiziert oder adressiert werden: In Mosambik, einem Land des "Globalen Südens" und in Prozessen der Selbstvertretungsfindung. Meinen Forschungsversuch verstehe ich – wie schon in VIDC/Schmidl 2013 angedeutet – als "explorative empirische Sozialforschung" (ebd.: 8).

Meine Fragestellungen für diese Arbeit lauten:

Welche Anregungen lassen sich aus dem jungen Feld der Critical Disability Studies für eine "dekoloniale Forschungspraxis" im Bereich "Behinderung und Entwicklung" finden? Wie lassen sie sich umsetzen? Welche Instrumente der qualitativen Sozialforschung können Ergänzungen bieten?

Vor welchen Herausforderungen stehen Disabled People's Organisations vor Ort – in den Städten Maputo und Beira – im Hinblick auf Möglichkeiten der Artikulation und der Möglichkeiten zur politischen Selbstvertretung?

Wie wird "Behinderung" im Rahmen der jeweiligen Forschungsbeziehung artikuliert? Worin liegen Verständnisse von "Behinderung", die sich mit international gewollten Definitionen nicht komplett decken lassen? In welchen Facetten der Verständnisse von Behinderung klaffen die angesprochenen Ansätze und Verständnisse auseinander, wo kommt es zu Annäherungen?

Die vorliegende Arbeit teilt sich in vier Teile:

Teil 1 gliedert sich in fünf Bereiche: Zentrale Begriffe (1.2), Forschungsstand zur Diskussion von "Behinderung" im "Globalen Süden" mit einem anschließenden Teil zur mosambikanischen Behindertenbewegung (1.3), die Beschreibung des Forschungsanliegens und der Bedeutung dieser Arbeit (1.4), sowie Ausführungen zu Methodologie und Methodik dieser Arbeit (1.5).

Im ersten Unterkapitel werden zentrale Begriffe geklärt – "Behinderung" und "disability", "Beeinträchtigung" und "impairment" – und der Paradigmenwechsel innerhalb der "nördlich" dominierten Disability Studies vom medizinischen zum sozialen Modell in Kombination mit neueren Zugängen skizziert. Es folgt eine Zusammenfassung der Ergebnisse aus dem VIDC-Bericht (2013): Verständnisse von "Behinderung" in internationalen Politiken, Abkommen und Klassifikationen (UNO, WHO, Weltbank). In einem Exkurs wird eine kurze Kontextualisierung des Landes Mosambik angestrebt. Darauf folgt eine Zusammenfassung "Behinderungs"-relevanter nationaler Papiere und Politiken, sowie staatliche und zivilgesellschaftliche Einrichtungen in Mosambik. Näher kann diese Auseinandersetzung in der VIDC-Publikation nachgelesen werden

(VIDC/Schmidl 2013).

Anhand einer Diskussion ausgesuchter Ansätze, die inzwischen den "Critical Disability Studies" zugeordnet werden können, werden Kritikpunkte an den herkömmlichen "westlich geprägten" Disability Studies skizziert. Darauf folgt eine wissenschaftliche Kontextualisierung, die verfügbare Studien zu Behinderung in Mosambik zusammenfasst.

Nachdem das Forschungsanliegen und die Fragestellungen dieser Arbeit geklärt wurden (wobei auch die Prozesshaftigkeit angesprochen wird), machen Ausführungen zu Methodologie und Methodik dieser Arbeit den Abschluss von Teil 1: Ausgesuchte Grundbegriffe qualitativer Forschung werden erklärt und im Sinne dieser Arbeit ergänzt. Weiters werden die Grundannahme und die Untersuchungsinstrumente für die Datenerhebung ausgeführt.

Teil 2 geht auf die Vorbereitungsmaßnahmen und die Rahmenbedingungen der Datenerhebung ein: "Kulturschock" und "Reality Check" (2.1), Zugang zu Interviewpartner_innen (2.2), eine Auswahl konkreter Interviewsituationen, die konfrontativ, unvorhersehbar und herausfordernd waren (2.3), Selbstreflexion (2.4), Heterogenität der Interviews (2.5), sowie "Stolpersteine" im Erhebungsversuch qualitativer Daten.

In **Teil 3** wird eine Auswahl durchgeführter Interviews ausgewertet. Er teilt sich in drei Teile: Zuerst werden meine Interview-Erfahrungen (3.1), sowie meine Rollen und Identitätszuschreibungen (3.2) rückblickend reflektiert, danach folgt der Auswertungsteil (3.3). Dieser gliedert sich in Unterkapitel zu folgenden Themen: "Schilderungen aus dem Alltag der Interviewten", "Behinderung" und "Nicht-Behinderung", "Austauschversuche zu Forschen über und mit Behinderung", "Normalität" als "Happy Story" und schließt mit einer Zusammenfassung.

In **Teil 4** findet sich letztendlich das Kapitel "Abschließende Bemerkungen und Ausblick".

Unter **5.** lässt sich das Literaturverzeichnis finden. Der Index mit einem Überblick über die durchgeführten Interviews, der Einverständniserklärung mit dem Briefkopf der Universidade Eduardo Mondlane, einem deutschen und englischen Abstract zu dieser Arbeit, sowie einem Lebenslauf findet sich unter Punkt **6.**

1.2 Zentrale Begriffe

1.2.1 "Behinderung" in der Theorie: Modelle und Auseinandersetzungen der Disability Studies nach C. Thomas 2002

Wie schon in der VIDC-Publikation (vgl. VIDC/Schmidl 2013) gezeigt, verweist Carol Thomas³ auf eine Vielzahl von Strömungen und Streitpunkte innerhalb der englischen Disability Studies bis 2002. Thomas gibt in ihrem Text einen Überblick über Schlüsselideen, Themen und Denker_Innen der europäisch dominierten Disability Studies bis 2002. Das will auch eine Vorstellung davon vermitteln, wie vielschichtig schon vor gut zehn Jahren die Positionen innerhalb der Disability Studies rezipiert wurden.

Es wird das „medizinische“ vom „sozialen Modell“ von Behinderung unterschieden. Letzteres beinhaltet eine konzeptionelle Trennung von der „Behinderung“/„disability“, die sich durch das sozial gemachte Umfeld ergibt und „Beeinträchtigung“/„impairment“, unter der die „natürlichen“ Gegebenheiten des Körpers und seiner Funktionen verstanden werden. Auch Ansätze, die diese dichotomische Trennung von „natürlicher“ Beeinträchtigung und Körper einerseits und „sozial hergestellter“ Behinderung und Gesellschaft andererseits ablehnen, sowie andere Dimensionen (Kultur) miteinbeziehen und von Thomas in marxistisch/materialistische und postmoderne/feministische/poststrukturalistische Strömungen unterteilt werden, wurden bereits in VIDC/Schmidl 2013 diskutiert.

1.2.1.1 Das medizinische Modell

"Impairment", d.h. die körperliche Einschränkung, wird im "medizinischen Modell" von Behinderung als die Ursache für Exklusion betrachtet – eine Betrachtungsweise, die in Rehabilitationseinrichtungen, Medizin und Wissenschaft, aber auch Sozialpolitik und Soziologie bis in die 1970er und 1980er Jahre verfolgt wurde (vgl. Thomas 2002: 41). "Behinderung" wird als Mangel verstanden, der durch verschiedene Fördermaßnahmen und Eingriffe geschmälert oder sogar beseitigt werden kann. Es geht um die Verringerung von Abweichung von der "Norm": „the adjustment and adaptation of disabled individuals to a life 'as near normal' as possible“ (Thomas

3 Carol Thomas ist Soziologie-Professorin und arbeitet seit Jahren zu den Themen Disability Studies, Sociology of Cancer sowie zu Studien von Gesundheit und Krankheit an der University of Lancaster, UK. Sie publiziert im Journal Disability & Society. Ihre letzte Publikation war 2012 gemeinsam mit N. Watson und A. Roulstone die gemeinsame Herausgabe des "Routledge Handbook of Disability Studies" (New York: Routledge).
<http://www.lancaster.ac.uk/cedr/profiles/carol-thomas>

2002: 41).

Thomas verweist auf die *International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps* ICIDH der WHO der 1970er Jahre, die ein Jahrzehnt große Bedeutungsmacht hatte und – nach einer Zwischenanpassung (ICIDH-2) – 2001 von der *International Classification on Functioning, Disability and Health* (ICF) abgelöst wurde. In der ICF war von „handicap“ keine Rede mehr, worunter vormals Folgendes verstanden wurde:

„disadvantage for a given individual, resulting from an impairment or a disability, that limits or prevents the fulfillment of a role that is normal (depending on the age, sex, social and cultural factors) for that individual“ (cited in Oliver 1996a: 40-1; zit.n. Thomas 2002: 41, 42).

Thomas kritisiert die negative medizinische Perspektive auf Behinderung, in der individuelle "Besonderheiten" im Zentrum des Interesses stehen. Gleichzeitig betont sie allerdings, dass diese Sichtweise im Gegensatz zu Strömungen des "sozialen Modells" von Behinderung – wie in Folge gezeigt werden wird – eine Thematisierung individueller Erfahrungen gesellschaftlicher Benachteiligungen ermöglichte. Nach Thomas war das medizinische Modell sowohl in Sozialpolitiken, als auch soziologischer Forschung der 1980er und 1990er Jahre vorherrschend (vgl. Thomas 2002: 42).

1.2.1.2 Das soziale Modell

Im „sozialen Modell“ von Behinderung, das seine Ursprünge in der englischen Behindertenbewegung der 1970er hat, wird Behinderung als „form of social oppression“ verstanden (Thomas 2002: 39). Mike Oliver⁴, selbst Teil der Bewegung, wird als Urheber gehandelt.

Durch diesen Ansatz wurde nach Thomas (2002: 40) möglich, Aktivitätseinschränkungen und Benachteiligungen als sozial hergestellt zu attackieren:

„The possibility was opened up that the restrictions of activity and myriad disadvantages experienced by people with impairments could be placed at the door of society, seen as a consequence of the social relationships between the impaired and the non-impaired, rather than as caused by impairment *per se*“ (Thomas 2002: 40).

Behinderung wurde als „the outcome of social arrangements that work to restrict the activities of people with impairments through the erection of social barriers“ betrachtet (Thomas 2002: 40), als historisch gewachsene „Spielweise sozialer Unterdrückung“ (Thomas 2002: 44; 46). Das soziale Modell ermöglicht somit, alltägliche Hindernisse und Schwierigkeiten von Menschen mit Behinderung sichtbar und die Gesellschaft als diskriminierend und barrierenschaffend angreifbar zu machen. Selbstbestimmtes Leben, Armut, Beschäftigung, Bildung, Kommunikation, Transport, Barrierefreiheit und Bürgerrechte konnten so von einem neuen Blickwinkel betrachtet werden (vgl.

⁴ Seine in den 1990er Jahren erschienen Werke: *The Politics of Disablement* (London 1990); *Social Work, Disabled People and Disabling Environments* (London: 1991); *Understanding Disability: From Theory to Practice* (London 1996).

Thomas 2002: 44).

1.2.1.3 Beeinträchtigung und Behinderung – Auseinandersetzungen innerhalb der „nördlich“ geprägten Disability Studies

Behinderung aus **marxistischer bzw. materialistischer Perspektive** zu betrachten bedeutet für Thomas, sie in „sozial-relationalem Sinne“ zu verstehen und als Spielweise ungleicher sozialer Beziehungen unter verschiedenen Gruppen, innerhalb bestimmter sozio-struktureller Verhältnisse zu sehen (Thomas 2002: 47). Welche Gruppen sich wann in welcher Position wiederfinden, mit welchen Ausschlüssen sie sich konfrontiert sehen, und durch welche Abhängigkeiten diese Position geprägt wird, bleibt für Thomas in diesem Zugang zentral und müsse immer wieder neu analysiert werden (Thomas 2002: 48). In diesem Sinne fordert Thomas eine Einbeziehung jeweils aktueller kapitalistischer, globaler Veränderungen und Entwicklungen:

„The challenge is to examine whether economic arrangements characteristic of a global capitalism, or hypercapitalism (Scholte 2000) – with its multi- and trans-national corporations, supra-territorial money and finance systems, and burgeoning information and communications industries – is changing, perhaps transforming, the social position of people with impairments, for better or worse.“ (Thomas 2002: 47).

Feministische, poststrukturalistische und postmoderne Herangehensweisen beschäftigen sich nach Thomas mit der Bedeutung von Kultur und Menschen mit Behinderung zugewiesenen Differenzmerkmalen wie Gender, „race“, Art der Beeinträchtigung oder Sexualität, Klasse und Alter (Thomas 2002: 48). Daraus ergebe sich die theoretische Notwendigkeit, „Differenz“ unter Menschen mit Behinderung zu erkennen und zu verstehen:

„This has demanded both that the difference in the lived experiences of categories of disabled people (men, women, straight, gay, with learning difficulty and / or physical impairment and / or mental 'illness', and so on) are better understood, *and*, in a postmodernist sense, that these categories are themselves deconstructed because they are essentialist and discursively generated.“ (Thomas 2002: 53).

Menschen mit Behinderung werden hier als in „Kategorien“ einteilbar beschrieben. Es gilt, die Differenzen in den gelebten Erfahrungen zu sehen und diese „Kategorien“ dabei selbst in postmodernem Sinne zu dekonstruieren, weil es sich damit um essentialistische, diskursiv hergestellte Kategorien handle.

Das soziale Modell von Behinderung wird kritisch hinterfragt, da eine klare Trennung von „Behinderung“ und „Impairment“ auf einer Aufspaltung von „sozial konstruierter“ Benachteiligung/Kultur einerseits und von „echtem Körper“/Biologie andererseits basiere. Thomas formuliert:

„Emphasis is placed on the need to transcend the dualistic thinking attributed to modernism, wherein the body is separated from the mind, the biological from the social, and the cultural from the economic. Rather, all social phenomena, including disability and impairment, should be understood to be woven through, and out of, cultural

ideas and discursive practices: there is no 'reality' independent of ideas concerning it.“ (Thomas 2002: 49).

Vielmehr sollten also alle sozialen Phänomene – Behinderung und Beeinträchtigung mit eingeschlossen – als etwas begriffen werden, das von kulturellen Ideen und diskursiven Praktiken durchwoben ist. Es gebe diesen Ansätzen zufolge keine Realität, die unabhängig von den Ideen, die über sie bestehen, existiere.

Andere Theoretiker_innen (Shakespeare 1997, Corker 1998) streichen die Bedeutungsmacht von Kultur und Diskursen in der Herstellung von Behinderung und „disablism“ hervor (vgl. Thomas 2002: 49). Dazu zählen auch Autor_innen, die die „körperliche Beeinträchtigung“ als soziale Kategorie verstehen, die diskursiv hergestellt wird (vgl. Thomas 2002: 51, 52). Thomas zitiert hier Price/Shildrick (1998: 234), die wiederum in Anlehnung an Michel Foucault und Judith Butler schreiben:

„It is not that the materiality of the body is in doubt, but that materiality is a process negotiated through the discursive exercise of what Foucault (1980) calls power/knowledge.“ (zit.n. Thomas 2002: 52).

Die körperlichen Einschränkungen und die gesellschaftlich hergestellte Behinderung erweisen sich so als Konstrukte.

Darüber hinaus gibt es nach Thomas Ansätze, die versuchen, materialistische⁵ und kulturelle Aspekte zu verbinden (Barnes 1996, Oliver 1996, Priestley 1998).

Diskussionen innerhalb der nördlich geprägten Disability Studies kristallisieren sich um die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Beschäftigung mit individuellen Erlebnissen und den Umgang mit „Beeinträchtigung“ („impairment“). Feministische Theoretikerinnen (Morris 1996, Crows 1996) beispielsweise setzen sich für persönliche Erzählungen ein, während Vertreter_innen des sozialen Modells jegliche Individualisierung und persönliche Wahrnehmungen medizinischer feststellbarer Gegebenheiten vehement ablehnen, um nicht Gefahr zu laufen, „Behinderung“ zu re-individualisieren und die soziale Dimension, sowie den Kampfaspekt einzubüßen (Oliver 1996, Barnes 1998).

Ein weiterer Streitpunkt über Beeinträchtigung und Behinderung innerhalb der (nördlich geprägten) DS ist nach Thomas im Kontext der Kritik an der traditionellen, cartesianischen, westlichen „Meta-Erzählung“ der „menschlichen Konstitution“ zu verorten (Thomas 2002: 52). Beeinträchtigung würde durch die vermeintlich klare Abtrennung von Behinderung „naturalisiert“. Dabei betonen Vertreter_innen dieser Strömung (wie Abberley 1987, 1996), dass auch „Impairment“ sozial produziert sein könne:

5 Sie zitiert Priestley 1998: 87 „such as political economy, patriarchy and imperialism“ (zit.n. Thomas 2002: 50)

„Impairment is produced through a myriad of social production and other processes: accidents and injury in work-places; accidents in transportation; medical mistakes, drug therapies and surgical advances (extending the life expectancy of many people with impairment); wars, street and domestic violence, and so forth. Thus impairment is as much social as it is biological.“ (Thomas 2002: 52).

Thomas plädiert für eine „zukünftige Soziologie der Beeinträchtigung“ ein, da sie davon überzeugt ist, dass das Thema der Beeinträchtigung noch lange nicht vom Tisch ist:

„One thing is certain: impairment will not go away in DS debates; it is an issue that requires further theoretical and political attention. This is a particularly pressing matter given the rising star of the genetic sciences and associated technologies, whose advances have profound implications for disabled people.“ (Thomas 2002: 52).

Sie wünscht sich eine Wissenschaftspraxis, die in Austausch mit einzelnen „phänomemologischen Perspektiven“ steht - „emphasizing the importance of the lived experience of impairment“ (Thomas 2002: 52). Gesellschaften müssen auf die Auswirkungen von Globalisierungsprozessen hin untersucht werden⁶. Darüber hinaus tritt sie für einen materialistischen Zugang ein, der Differenz, Beeinträchtigung und Kultur, wie auch „psycho-emotionale Dimensionen von Behinderung“ miteinschließt:

„In my view, a deepening of a materialist theorization of disability, but one that encompasses questions of culture, difference and impairment, is required (Thomas 1999, 2001, 2002). I have also argued for the recognition and theorization of what I have called the psycho-emotional dimensions of disability – those disability practices that undermine the psychological and emotional well-being of people with impairment – something largely unacknowledged as a form of disability in social modelist thought (Thomas 1999)“ (Thomas 2002: 53).

Sie tritt dafür ein, einen Austausch zwischen engagierten Disability Studies und „politischen Kämpfen“ der Menschen mit Behinderungen selbst anzustreben⁷.

In diesem Sinne schreibt auch Tobin Siebers (2006) über die Wichtigkeit der Miteinbeziehung des Körpers in die Disability Studies und deren grundlegende Wichtigkeit für den politischen Kampf von Menschen mit Behinderungen:

„I am not claiming either that the body exists apart from social forces or that it represents something more real, natural, or authentic than things of culture. I am claiming that the body has its own forces and that we need to recognize them if we are to get a less one-sided picture of how bodies and their representations affect each other for good and for bad. The body is, first and foremost, a biological agent teeming with vital and often chaotic forces. It is not inert matter subject to easy manipulation by social representations. The body is alive, which means that it is as capable of influencing and transforming social languages as they are capable of influencing and transforming it. [...] The most urgent issue for disability studies is the political struggle of people with disabilities, and this struggle requires a realistic conception of the disabled body.“ (Siebers 2006: 180).

6 „Thought needs to be further applied to many disability issues, not least the impact of globalization, disability in developing societies, information technology: communication systems, genetic science and medical practices, independent living, welfare system change, the achievement of full civil rights, media representations (...)“ (Thomas 2002: 53, 54).

7 „Disability studies is a young discipline, with an encouraging rate of expansion. However, it should not be forgotten that its radical edge and its relevance to disabled people in our communities hinges on its ability to maintain its close alliance and involvement with the ongoing political struggles of disabled people.“ (Thomas 2002: 54).

1.2.2 Verständnisse von Behinderung in internationalen Politiken, Abkommen, Klassifikationen⁸: WHO, UNO, Weltbank

In meiner Publikation (VIDC/Schmidl 2013) bin ich bereits eingehend auf die Definitionen von "Behinderung" der WHO (ICIDH, ICIDH-2, ICF), der Weltbank und der UNO eingegangen. Sie können dort detaillierter nachgelesen werden.

Zusammenfassend lässt sich die Tendenz erkennen, dass das soziale Modell von Behinderung auch in internationalen Politiken, Abkommen und Klassifikationen Eingang gefunden hat:

Die *International Classification of Health, Disability and Functioning* ICF der WHO wird im World Report on Disability (2011: 4f.) als "universal"⁹ und als "Kompromiss" zwischen medizinischem und sozialem Modell von Behinderung bezeichnet. Es wird eine Einteilung in "Beeinträchtigungen", "Handlungs-" und "Partizipationseinschränkungen" vorgenommen, wobei Beeinträchtigungen als "problems in body function or alterations in body structure – for example, paralysis or blindness“, Einschränkungen der Aktivität „are difficulties in executing activities – for example, walking or eating“ und „Partizipationseinschränkungen“ sind „problems with involvement in any area of life – for example, facing discrimination in employment or transportation“. Wenn einer der drei Bereiche zutrifft, wird von „disability“ gesprochen, dabei wird keine Unterscheidung zwischen geistig und körperlich vollzogen (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 17). Die Verbindung zum medizinischen Modell lässt sich in der Berücksichtigung von „health conditions“ finden. Die soziale Perspektive des sozialen Modells lässt sich in der Berücksichtigung „kontextueller Faktoren“ finden:

„Aus der Interaktion zwischen Gesundheitsbedingungen und kontextuellen Faktoren (bezogen auf die Umwelt, aber auch die Person) ergibt sich „disability“. Als Umweltfaktoren werden Produkte und Technologie, die natürliche und gemachte Umwelt, Unterstützung und Beziehungen, Haltungen, Services, Systeme und Politiken genannt. Persönliche Faktoren sind Motivation und Selbstachtung, „which can influence how much a person participates in society“.“ (VIDC/Schmidl 2013: 18).

In der UNO-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UNCRPD) von 2006 wird ein rechtebasierter Ansatz verfolgt, der MMB als Teile der Gesellschaft wahrnimmt, denen die gleichen Rechte zustehen. Gleichzeitig sollen Bereiche aufgezeigt werden, wo Veränderungen notwendig sind – „to effectively exercise their rights“ und wo es zur Verletzung dieser Rechte

8 In diesem Kapitel greife ich auf Vorarbeiten aus meinem Text "Verständnisse von Behinderung im Kontrast. Ein Zwischenbericht" vom März 2013 für den VIDC zurück. Online unter: http://www.vidc.org/fileadmin/Bibliothek/DP/pdfs/Poolprojekte/Clara_Schmidl_-_Endversion.pdf

9 „because it covers all human functioning and treats disability as a continuum rather than categorizing people with disabilities as a separate group: disability is a matter of more or less, not yes or no. However, policy-making and service delivery might require thresholds to be set for impairment severity, activity limitations, or participation restriction“ (World Report on Disability (2011): 4f.)

kommt – „and where protection of rights must be reinforced“¹⁰. Als Instrument "mit einer expliziten Dimension der gesellschaftlichen Entwicklung" („social development dimension“) kann sie einem Verständnis von Behinderung zugeordnet werden, das jenem des sozialen Modells entspricht.

Folgendes Zitat kann das veranschaulichen:

„The Convention follows decades of work by the United Nations to change attitudes and approaches to persons with disabilities. It takes to a new height the movement from viewing persons with disabilities as „objects“ of charity, medical treatment and social protection towards viewing persons with disabilities as „subjects“ with rights, who are capable of claiming those rights and making decisions for their lives based on their free and informed consent as well as being active members of society.“¹¹

„Behinderung“ gilt in der UNCRPD als veränderliches Konzept („evolving concept“, Preamble, e),

„that results from the interaction between persons with impairments and attitudinal and environmental barriers that hinders their full and effective participation in society on an equal basis with others“. (ebd.)

Hier findet sich erneut eine Vermischung von persönlichen „Einschränkungen“ und umwelt- und einstellungsbezogenen (sozialen) Barrieren:

„Persons with disabilities include those who have long-term physical, mental, intellectual or sensory impairments which in interaction with various barriers may hinder their full and effective participation in society on an equal basis with others.“¹²

Handlungsfelder für zukünftige Veränderungen werden in der UNCRPD folgendermaßen beschrieben:

„Für eine nachhaltige Entwicklung gilt es, Behinderung zu „mainstreamen“, also überall als integralen Bestandteil entwicklungsbezogener Strategien¹³ einzuführen (Preamble, g). Dabei ist die „Diversität“ von Menschen mit Behinderungen anzuerkennen (Preamble, i), vor allem wenn es um vielschichtige, sich überlagernde Formen der Diskriminierung geht, wie „race, colour, sex, language, religion [etc]“ (Preamble, p) oder Gender (Preamble, q), oder ökonomische Marginalisierung, denn „the majority of people with disabilities live in conditions of poverty“ (Preamble, t). Schon in der Präambel wird die Wichtigkeit internationaler Kooperation festgeschrieben – um die Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen zu verbessern und zwar in allen Ländern, wenn auch „vor allem in Entwicklungsländern“ (Preamble, l). Diese Forderungen richten sich vorrangig an Vertragsstaaten (state parties), manchmal auch allgemein an die Gesellschaft (society) und in ein, zwei Fällen an das „öffentliche Bewusstsein“ (public awareness).“ (VIDC/Schmidl 2013: 19).

Die Weltbank, die eigens eine Website zu „Disability and Development“ betreibt¹⁴, versteht Behinderung als komplex, dynamisch und eng mit Armut verknüpft: „disability and poverty are complex, dynamic, and intricately linked phenomena“ (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 19f.).

10 <http://www.un.org/disabilities/default.asp?navid=14&pid=150> [letzter Zugriff 13.3.2013]

11 <http://www.un.org/disabilities/default.asp?navid=14&pid=150> [letzter Zugriff 13.3.2013]

12 UNCRPD 2006 Article 1, Purpose. Die Konvention findet sich online unter:
<http://www.un.org/disabilities/default.asp?navid=14&pid=150> [letzter Zugriff 13.3.2013]

13 Auch in Bezug auf die Realisierbarkeit der Millennium Development Goals wird bei der UNO darauf hingewiesen, dass ohne die Miteinbeziehung von Menschen mit Behinderung in aktuelle Programme des „neuen Entwicklungsgefüges“ die gesetzten Ziele nicht erreicht werden könnten:

„In many countries gains made on the Millennium Development Goals (MDGs) have not been successful in reaching marginalized populations, especially persons with disabilities. This clearly highlights the importance of taking inequality, discrimination and social exclusion more effectively into account both in the ongoing efforts to accelerate progress on the MDGs and in the definition of the new development framework that will succeed the MDGs after 2015.“

14 <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/EXTSOCIALPROTECTION/EXTDISABILITY/0,,menuPK:282704~pagePK:149018~piPK:149093~theSitePK:282699,00.html> [letzter Zugriff März 2013]

Das „economic, legislative, physical, and social environment“ eines Landes ermöglicht oder verunmöglicht die Teilhabe am „economic, civic, and social life“. Behinderung und Entwicklung könnten nicht getrennt von einander betrachtet werden¹⁵. Die Weltbank verortet sich selbst mit ihrem Behinderungsverständnis in jenem des sozialen Modells: „[T]he social model moves disability into the field of community development“, MMB sollten als „active and equal participants of society, contributing to the development process“ erkannt werden¹⁶. Die UNCRPD wird in der Publikation „Convention on the Rights of Persons with Disabilities: Its Implementation and Relevance for the World Bank“ von Guernsey et al. (2007) als Möglichkeit gewertet, „Synergien“ zwischen Menschenrechten und wirtschaftlicher Entwicklung zu schaffen¹⁷. Braithwaite et al. bezeichnen Behinderung als „Entwicklungsthema“ „that is crucial for sustainable reduction of poverty as well as reaching some key MDGs“ zu verstehen (Braithwaite et al. 2008: 8; vgl. VIDC/Schmidl 2013: 21).

Laut Anna Hochwarter (2009)

„haben die Sichtbarkeit von MmB und die Berücksichtigung ihrer Belange auf Ebene der Entwicklungspolitik in den vergangenen Jahren – wenngleich nur zögerlich – an Raum gewonnen. Als wichtiger Impuls in diese Richtung werden oft die Bemühungen des ehemaligen Präsidenten der Weltbank James Wolfensohn angeführt, der am Beginn des neuen Jahrtausends als einer der ersten in entwicklungspolitisch einflussreichen Kreisen die Dringlichkeit von so genannten inklusiven EZA-Strategien festhielt, um Armut weltweit nachhaltig bekämpfen zu können“ (Hochwarter 2009: 30).

15 Ebenda.

16 <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/EXTSOCIALPROTECTION/EXTDISABILITY/0,,contentMDK:20194561~menuPK:420459~pagePK:148956~piPK:216618~theSitePK:282699,00.html>

17 Braithwaite et al (2008) widmen sich in „Disability & Development in the World Bank: FY2000–2007.“ in einem kleinen Überblick der Geschichte des Themenbereichs Behinderung innerhalb der Weltbank und attestieren einen Paradigmenwechsel in Bezug auf das Verständnis der Weltbank zu „Behinderung“, das erst ab 2001 Thema wurde. Eine neue Social Protection Sector Strategy mit neuem „social risk management“-Ansatz haben den Fokus der Weltbank mehr in Richtung „fighting poverty of the more vulnerable groups in society“ zu verschieben. „In pursuing this new focus, it has become clear that disabled people are disproportionately represented among the world's poor, and that the poverty of people with disabilities is both deeper and more difficult to overcome.“ (Braithwaite et al 2008: 2, 3). So wurde 2002 die Abteilung „Disability and Development“ gegründet, der bald „regionale Arbeitsgruppen“ folgten. Thematisch spezifizierte sie sich in den Folgejahren in Richtung „data and disability prevalence, inclusive education, accessibility, legal and safeguards, health, conflict management, and natural and man-made disasters.“ (Ebenda). Ab 2004 wird der Standpunkt vertreten, dass Behinderung in allen Politiken, Projekten, Programmen und Papers miteinbezogen werden solle – das sogenannte „disability mainstreaming“. Ab 2005 wurde vermehrt Augenmerk auf das Ausbauen der behinderungsbezogenen Daten gelegt („improving evidence base and results framework“) und der erste Kredit in Verbindung mit Behinderung vergeben: an das Iraq Emergency Disability Project, das von Braithwaite et al (2008: 5) folgendermaßen beschrieben wird: „rehabilitative and prosthetic services that reduce the burden of physical disability“.

1.2.3 Exkurs: "Behinderung" in einem Land des "Globalen Südens": Mosambik

Bevor an dieser Stelle eine skizzenhafte Kontextualisierung Mosambiks vorgenommen wird, soll der Begriff „Globaler Süden“ geklärt werden. Er wird immer häufiger dafür verwendet, wofür früher die umstrittenen Begriffe „Dritte Welt“ oder „Entwicklungsländer“ standen. Der Berliner Verein für machtkritische Bildungsarbeit, global e.V., definiert ihn folgendermaßen:

„Mit dem Begriff Globaler Süden wird eine im globalen System benachteiligte gesellschaftliche, politische und ökonomische Position beschrieben. Globaler Norden hingegen bestimmt eine mit Vorteilen bedachte, privilegierte Position. Die Einteilung verweist auf die unterschiedliche Erfahrung mit Kolonialismus und Ausbeutung, einmal als Profitierende und einmal als Ausgebeutete. Die Einteilung Süd und Nord ist zwar auch geografisch gedacht aber nicht ausschließlich. Australien gehört beispielsweise genau wie Deutschland mehrheitlich dem Globalen Norden an, aber es gibt in beiden Ländern auch Menschen, die Teil des Globalen Südens sind, zum Beispiel Aborigines Australiens und illegalisierte Personen. Andererseits gibt es auch in Ländern, die mehrheitlich dem Globalen Süden angehören Menschen, die die Privilegien des Globalen Nordens genießen, zum Beispiel deutsche Siedler_innen in Namibia oder Weiße in Südafrika. Mit dem Begriffspaar wird versucht, unterschiedliche Positionen in einem globalen Kontext zu benennen, ohne dabei wertende Beschreibungen wie z.B. „entwickelt“, „Entwicklungsländer“ oder „Dritte Welt“ zu benutzen.“¹⁸

Auch Meekosha (2011: 669) schreibt in ihrem Text "Decolonising Disability: Thinking and Acting Globally":

"'North/South' terminology came into use in the 1960s as shorthand for a complex of inequalities and dependencies: industrialised versus raw material producing countries, rich versus poor, those with military power versus those without, high technology versus low technology, and so on. 'Southern' countries are, broadly, those historically conquered or controlled by modern imperial powers, leaving a continuing legacy of poverty, economic exploitation and dependence. Not all populations in the South are poor: the global periphery includes countries with rich classes (e.g. Brazil and Mexico) and relatively rich countries (e.g. Australia). Even Australia, however, is regarded by global capital as a source of raw materials (timber, coal, uranium, iron ore) and holds a peripheral position in global society, culture and economics. The 'North', the global metropole, refers to the centres of the global economy in Western Europe and North America. Many of the countries of the North were the imperial powers that colonised other parts of the globe and have remained major centres of global capitalism since the formal end of European empires. Not all populations in the North are rich – the US 'underclass' and immigrant communities of Europe are familiar exceptions. Yet this group of countries is the centre of economic and political decision-making, is the home of almost all major transnational corporations, is the world centre of technology and disposes of massive military power. Clearly 'North/South' and 'metropole/periphery' are complex and dynamic concepts, as shown by the cases of Australia and China. But this basic distinction is an essential starting-point for an account of the relationship between colonisation and disability."

Mosambik liegt in Südafrika und wurde bis zur Unabhängigkeit 1975 jahrhundertlang von Portugal kolonialisiert und ausgebeutet. Unter den 24,5 Mio. Einwohner_innen (Stand August 2013¹⁹) werden neben Portugiesisch als Amtssprache 43 weitere nationale Sprachen gesprochen.

"Der bewaffnete Befreiungskampf durch die linksorientierte Frelimo Frente da Liberação de Mosambik begann 1964. Nach der Unabhängigkeit 1975 stellten sie die Regierung. Darauf folgte ein 15 Jahre andauernder Destabilisierungskrieg, der vor allem in den ländlichen Regionen ausgetragen wurde und bis Ende der 1980er Jahre dauerte: Dieser gab laut Joachim Becker „der Wirtschaft den Rest“²⁰. " (VIDC/Schmidl 2013: 28).

18 <http://www.glokal.org/wp-content/uploads/2011/05/BroschuereReiseberichteundRassismus.pdf> [letzter Zugriff 13.3.2013].

19 Vgl. Länderinformation Mosambik (OEZA 2013), Daten aus der World Development Database der Weltbank, Stand August 2013 http://www.entwicklung.at/uploads/media/LI_Mosambik_Okt2013.pdf

20 Becker (2005): 264. Für eine überblickartige Lesart wirtschaftlicher, sozialer, ja weltpolitischer Hintergründe für

1984 trat Mosambik der Weltbank und dem IWF bei und 1989 kam es zum Strukturanpassungsprogramm PRE, sowie zur Abkehr vom planwirtschaftlichen Modell.

1992 wurde ein Abkommen zur „Truppendemobilisierung, Schaffung einer veränderten Armee, sowie Mehrparteienwahlen“ unterzeichnet. Die ersten Wahlen brachte die Frelimo als Wahlsiegerin hervor. Joaquim Chissano wurde erster mosambikanischer Präsident.

Zu den Auswirkungen des Destabilisierungskriegs gehören eine zerrüttete Zivilbevölkerung, die starke Binnenmigration vom Land in die Städte und Küstenregionen, zerstörte Infrastrukturen, vermint Landstriche. Noch 2007 explodierte in Laulane, Maputo, ein altes Munitionsdepot auf dem Militärgelände: Es starben mehr als 80 Menschen, und hunderte wurden verletzt. Ähnliche Explosionen gab es 2003 in Beira (3 Tote, 130 Häuser zerstört) und 1985 in Malhazine (13 Tote, 100 Verletzte)²¹.

Auch wenn es seit 1992 zu einem bemerkenswerten wirtschaftlichen Aufschwung gekommen ist (Wirtschaftswachstum zwischen 1997 und 2002 laut Ministerium bei 62%)²², sind manche Probleme unverändert geblieben. So lässt sich in der Country Evaluation Mozambique (2004) der UNDP nachlesen:

„Among the most critical challenges it [Mozambique; Anm. CS] faces are high levels of human poverty and inequalities, unequal development and regional disparities, high rates of illiteracy especially among women and the rural population. Widespread gender disparities mean that the poorest of the poor are invariably women. HIV/AIDs is endemic having risen from a low of 3.3% in 1992 to 14.8% in 2004. (UNDP (2004) Country Evaluation: Mozambique, NY: UNDP)“²³.

Große Teile des Landes sind bis heute noch vermint. Dazu kommen Dürren, Hochwasserkatastrophen und Überschwemmungen (2000, 2013) - und eine hohe Arbeitslosenrate bei 27% (2011)²⁴. 79,3% der Bevölkerung (18,13 Mio. von 23,93 Mio. Einwohnern) leben – dem UNDP Multidimensional Poverty Index (2011) zufolge – in "schwerer Armut"²⁵. Der informelle Wirtschaftssektor ist groß. Nach Schätzungen (2008) leben 54% der Bevölkerung unter der nationalen Armutsgrenze: Sie müssen mit weniger als 0,65 USD bzw. 18 MZN pro Tag

diesen Destabilisierungskrieg empfehle ich Joachim Beckers Text „Metamorphosen des Krieges. Befreiungs- und Destabilisierungskriege in Angola und Mosambik“ im Sammelband von Becker, Joachim/ Hödl, Gerald/ Steyrer, Peter (Hg, 2005): Krieg an den Rändern. Von Sarajevo bis Kuito. Wien: Mandelbaumverlag. S.258-277.

21 Vgl. <http://reliefweb.int/report/mozambique/mozambique-arms-explosion-exposes-more-poor-stockpile-management>

22 Siehe Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 3. online unter: http://www.mozlii.org/files/decreto/2012/01/decreto_do_conselho_de_ministros_n_18_2010_pdf_51141.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

23 O'Brien 2006: 13,14; Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 3; online unter: http://www.mozlii.org/files/decreto/2012/01/decreto_do_conselho_de_ministros_n_18_2010_pdf_51141.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

24 Vgl. www.africaneconomicoutlook.org

25 Vgl. BTI Länderbericht Mosambik 2014 <http://www.bti-project.de/reports/laenderberichte/esa/moz/2014/index.nc#chap6> [23.2.2014]

überleben²⁶. Das Land ist von großer ökonomischer Ungleichheit durchzogen. 2008 kam es zu Aufständen, als die Fahrpreise für Sammeltaxis – genannt Chapas – erhöht werden sollten (3 Tote, 268 Verletzte). 2010 kam es zu Hungeraufständen in Maputo, Matola und Chimoio (10 Tote, 288 Verletzte). Davor war es zu steigenden Strom-, Wasser- und Lebensmittelpreisen gekommen. Während der Metical um 25% an Wert verloren hatte, war der Weizenpreis gestiegen.

Der African Peer Review Mechanism²⁷ (APRM) von 2009 äußerte sich sehr kritisch in Bezug auf die extremen Armutsraten, Korruption und eine fehlende Trennung von Staat, Partei und Geschäftsinteressen von Politiker_innen²⁸. Auch im Länderprofil Mosambik der Bertelsmann-Stiftung (2003) lässt sich nachlesen:

"Der Prozess wirtschaftlicher Liberalisierung erweist sich – argumentiert man auf der Basis der makroökonomischen Wachstumsraten auf nationaler Ebene – als erfolgreich. Analysiert man jedoch die sozioökonomische Entwicklung des Landes, so wird deutlich, dass es sich lediglich um einen Pyrrhussieg des wirtschaftlichen Liberalismus handelt."²⁹

Im skizzierten Kontext ist es nach der Publikation von Afrimap³⁰ von 2009 schwierig, angesichts hoher Analphabetismus-Raten – die besonders unter Frauen und anderen "vulnerablen Gruppen" vergleichsmäßig höher sind – politische Partizipation zu fordern, da nur wenige Leute über ihre Rechte Bescheid wüssten:

"In this context, the costs and sacrifices involved in political participation and the exercise of rights may be difficult to bear. Furthermore, the low level of education, and the lack of adequate information affects particularly the most vulnerable groups, who have little knowledge of their rights." (Afrimap 2009: 43)

Nachdem 2012 erst das 20-jährige Friedensjubiläum gefeiert worden war, kam es seit Mitte 2013 zu einem erneuten Aufflammen des Konflikts³¹ zwischen bewaffneten Mitgliedern der oppositionellen Gruppe RENAMO und Sicherheitskräften der Regierung – mit zahlreichen Toten, Verletzten und Flüchtlingen. Von Gorongosa, Sofala ausgehend kam es auch zu gewalttätigen Zusammenstößen in Nampula und Inhambane, sowie in Tete.

Nilsson/SHIA beschreibt die Lage Mosambiks 2011 als wirtschaftlich zwar aufstrebend, beobachtet aber steigende Lebenskosten als Ursachen für gewalttätige Aufstände:

„Mozambique continues to show a generally strong economic performance. Largely unaffected by the global crisis, real GDP growth remains buoyant, with strong activity across all sectors. Rising costs of living led to violent street riots by the urban poor in early September 2010.“

26 www.africaneconomicoutlook.org Seite 14

27 Vgl. <http://library.fes.de/pdf-files/iez/07269.pdf>

28 Vgl. <http://liportal.giz.de/mosambik/wirtschaft-entwicklung/>

29 <http://bti2003.bertelsmann-transformation-index.de/65.0.html> [letzter Zugriff 22.2.2014]

30 Afrimap; OSISA (2009): Mozambique. Democracy and Political Participation. <http://www.afrimap.org/english/images/report/AfriMAP-Moz-PolPart-EN.pdf> [letzter Zugriff 22.2.2014]

31 Vgl. http://www-wds.worldbank.org/external/default/WDSPContentServer/WDSP/IB/2014/01/29/000461832_20140129142254/Rend ered/PDF/842870BRI0WB0M0Box0382136B00PUBLIC0.pdf. Für eine Chronologie der Ereignisse seit den Anfängen des bewaffneten Konflikts 1975 siehe <http://www.dw.de/momentos-de-instabilidade-pol%C3%ADtica-em-mo%C3%A7ambique-uma-cronologia/a-16912568>

Mosambik wird trotzdem nachwievor als "Vorzeigemodell für internationale Entwicklungshilfe" gehandelt. So wird es auf der Homepage der Schwedischen Entwicklungsagentur SIDA – auch noch 2014 – genannt:

„Mozambique is a role model within international development aid. With a strategy to combat poverty that is well established within Mozambican society, the government has been able to build from a long-term perspective. The result is a 20 per-cent reduction in absolute poverty in the last 15 years.“³²

Als das dritt„ärmste“³³ Land der Welt wurde Mosambik seit den 1990er Jahren durch „Entwicklungszusammenarbeit“ durch den „Globalen Norden“ finanziell und anderwertig "unterstützt". Daraus ergab sich eine starke wirtschaftliche Außenabhängigkeit und Verschuldung. Die EU-Datenbank Odamos zeigt „donor aid flows“ nach Mosambik nach Gebieten zwischen 2005 und 2008 (2009-2011 sind Prognosen)³⁴:

"Zwischen 2005 und 2008 kam es sektorspezifisch zu einer erheblichen Verschiebung: Wurden 2005 noch 162.585.474 USD für „General Budget Support“ ausgegeben, waren es 2008 bereits 412.177.998 USD. Während die zweit- und dritt-meistgeförderten Sektoren 2005 „Transport and Storage“ (159.785.202 USD) und „Health“ (140.381.319 USD) waren, sind es 2008 „Health“ (fast verdoppelt, 267.944.211 USD) und „Education“ (191.019.264 USD; ebenfalls fast verdoppelt, von 108.783.207 USD)³⁵. Das ist meiner Ansicht deswegen von Interesse, da Gesundheit und Bildung Bereiche sind, in denen MMB noch am ehesten Beachtung/Förderung finden." (VIDC/Schmidl 2013: 30)

Die International Development Assistance (Weltbank) IDA und die EU sind die Haupt-Geberinnen Mosambiks (vgl. Odamos 2008: 17). Projekte dominieren unter den Finanzierungstypen, während Budget Support verhältnismäßig nur halb so oft zum Einsatz kommt (vgl. Odamos 2008: 18). Im Bericht von Afrimap (2009) wird davon ausgegangen, dass es auch einen sich noch verstärkenden Trend zu "Programmhilfe" gibt. Darüber hinaus wird davor gewarnt, dass die hohe Abhängigkeit der mosambikanischen Regierung von "ausländischer Hilfe" ungünstige Konsequenzen für die eigenen Bürger_innen bedeuten könnte – "including greater accountability of the government to its foreign partners than to its own citizens" (Afrimap 2009: 166).

Wie geht es Menschen mit Behinderung in diesem Kontext?

Nilsson/SHIA kritisiert 2011 den niedrigen Bildungsgrad von MMB (v.a. in ländlichen Gebieten). Sie nimmt Bezug auf einen Report des Secretariat of the African Decade (2007), nach dem 80% der Kinder mit Behinderungen die Schule gar nicht besuchen würden (vgl. Nilsson/SHIA 2011: 1).

32 <http://www.sida.se/English/Countries-and-regions/Africa/Mozambique/Developments-in-Mozambique/> [letzter Zugriff 18.3.2013]

33 Human Development Index Platz 185 von 187 (Stand 2013) – „A composite index measuring average achievement in three basic dimensions of human development—a long and healthy life, knowledge and a decent standard of living.“ Mehr zum HDI unter <http://hdr.undp.org/en/statistics/hdi/>

34 ODAMOZ Donor Atlas 2008 <http://www.odamos.org.mz/resources/reports/Mozambique%20Donor%20Atlas%202008.pdf> Donor Aid Flows: Total Donor Aid Flows to Mozambique, ODamos Mozambique Donor Atlas 2008 [letzter Zugriff 18.3.2013]

35 Odamos 2008: 15. <http://www.odamos.org.mz/resources/reports/Mozambique%20Donor%20Atlas%202008.pdf> [letzter Zugriff 18.3.2013]

O'Brien evaluierte 2006 ein Projekt der britischen Organisation POWER und beobachtete damals³⁶:

„People with disabilities (PWDs) in Mozambique are among the most marginalised, isolated and disadvantaged of the country's population, with poor self-esteem and high levels of unemployment. Women with disabilities are classed as a particularly vulnerable group. It is estimated that approximately 10% of the population are persons with disabilities. The Ministry for Women and Social Action has the responsibility of overseeing disability issues but does so within a legislative vacuum and with few resources.

There has been a growth in the number of disability organisations (DPOs) in Mozambique in recent years in response to the largely unmet needs of PWDs for advocacy and service delivery. However, the institutional capacity of these organisations is weak to meet the increasing demands expected of them.“³⁷

Die *Convenção sobre os Direitos das Pessoas com Deficiência*, wie die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung auf Portugiesisch heißt, wurde 2007 unterzeichnet und 2012 ratifiziert. Es bleibt vorerst offen, ob sich seitdem an diesem "legislativen Vakuum" etwas verändert hat.

1.2.4 "Behinderung" in der mosambikanischen Gesetzgebung, nationale Politiken, staatliche Einrichtungen, zivilgesellschaftliche Organisationen

Auch hier werden meine früheren Beobachtungen (VIDC/Schmidl 2013: 21-27) nur zusammengefasst und können in der VIDC-Publikation näher nachgelesen werden.

Die *Politica para a pessoa portadora de deficiência* wurde 1999 verabschiedet (Resolução 20/99 vom 23. Juli³⁸). Wörtlich übersetzt ist das die Politik für die Person, die „Inhaberin“ einer Behinderung ist (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 21). Behinderung wird als "Problem" angesprochen. Die Herausforderung besteht nach diesem Politikpapier darin, der Gesellschaft "Behinderung" verständlich zu machen. Eine zentrale Rolle wird hier der Zivilgesellschaft zugeschrieben, die diesen Prozess ankurbeln soll.

Als es um die Zielgruppe geht, werden Schätzungen der WHO herangezogen, nach denen 10% der Bevölkerung "von Behinderung betroffen" sind "- die Tendenz würde steigend eingeschätzt, wenn der prekäre Zustand der sanitären Versorgung, Kriege und Naturkatastrophen u.a. mitgedacht würden³⁹" (VIDC/Schmidl 2013: 20).

36 O'Brien, Christina (2006): Capacity Building in the Disability Sector in Mozambique. Final Evaluation. Online unter: https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=3&cad=rja&ved=0CE0QFjAC&url=http%3A%2F%2Fsitesources.worldbank.org%2FDISABILITY%2FResources%2FNews---Events%2F463933-1184017167861%2F3975400-1268859921450%2FMozEval06-FINAL.doc&ei=NC9HUdywA4notQbnpoDIBg&usg=AFQjCNHcqgY7fYzz50IGbiGkAbVH1xgR6w&sig2=nrBNUbXHpB_3Kpp4UFVqHA [letzter Zugriff 18.3.2013]

37 O'Brien 2006: 14.

38 Online abrufbar unter http://www.portaldogoverno.gov.mz/docs_gov/fold_politicas/acçSocial/politica_port_deficiencia.pdf

39 O'Brien 2006: 14.

38 Online abrufbar unter http://www.portaldogoverno.gov.mz/docs_gov/fold_politicas/acçSocial/politica_port_deficiencia.pdf

39 „Na situação real do nosso país a tendência deste número é de aumentar considerando o estado precário de assistência sanitária, passado de guerras, calamidades naturais entre outras.“ (Resolução 20/99: 118)

Als Ziel wird die „Soziale Integration“ genannt - "um in der Person mit Behinderung selbst, innerhalb ihrer Familie und in der Gemeinschaft Gleichgewicht und Harmonie in affektiven und sozialen Beziehungen zu etablieren, erhalten und entwickeln"⁴⁰ (VIDC/Schmidl 2013: 23). Alle Maßnahmen, die dazu beitragen, die aktive Partizipation im sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben des Landes aller mosambikanischen Bürger_innen zu verfolgen und anzuerkennen, werden somit begrüßt (Resolução 20/99: 117f.⁴¹; vgl. VIDC/Schmidl 2013: 21).

"Unter dem Punkt Definitionen finden sich folgende Begriffe:

Unter „*Impedimento*“⁴² („Hinderung(sgrund)“) versteht man hier „jeglichen Verlust oder Abnormalität die Physiologie und/oder Anatomie betreffend – temporär, endgültig und/oder fortschreitend“⁴³.

Unter „*Deficiência*“⁴⁴ („Behinderung“) wird hier „jegliche Reduktion oder Verlust normaler Leistungsfähigkeit“ verstanden⁴⁵, die für einen Menschen aus einer „Beeinträchtigung“ („*Impedimento*“) resultiert.

„*Incapacidade*“⁴⁶ („Unvermögen“) wird definiert als die Einschränkung eines gegebenen Individuums, die eine soziale Interaktion, die für ein Individuum des gegebenen Alters und der gegebenen Umwelt normal ist, begrenzt oder verhindert und aus einer „Behinderung“ resultiert⁴⁷. Eine „*Pessoa portadora de deficiência*“⁴⁸ zeichnet sich laut dem vorliegenden Politikpapier dadurch aus, dass sie im Falle einer "Anomalie" - sei sie angeboren oder später erworben, anatomischer, physiologischer, sensorischer oder mentaler Natur - sich aufgrund physischer und/oder sozialer Barrieren in einer Situation der Benachteiligung oder „Verhindertheit“ findet, die sie davon abhält, eine Aktivität „normal“ auszuführen⁴⁹." (VIDC/Schmidl 2013: 22)

Im besprochenen Politikpapier von 1999 wird Behinderung als Abweichung von der "Norm" und als Problem gefasst, das sozial erst anerkannt und verstanden werden muss. Konkrete Bezüge zum mosambikanischen Kontext werden gezogen, als es darum geht, dass Umweltfaktoren, historische Langzeitwirkungen und schlechte medizinische Versorgung das Vorkommen von Behinderung vergrößern können. Die Teilung in Beeinträchtigung und Behinderung wird allerdings auch hier sichtbar. Dazu kommt aber noch eine dritte Dimension: "Unvermögen" – das Resultat aus dem Zusammenspiel der ersten beiden Dimensionen. Hier lässt sich eine Analogie zur WHO-Definition

40 „a integração social é constituída pelo conjunto de medidas conducentes a estabelecer, conservar e desenvolver na pessoa portadora de deficiência, na sua família e na comunidade o equilíbrio e harmonia, nas relações afectivas e sociais.“ (ebenda)

41 „... no âmbito da política geral, define-se como princípio básico a adopção de medidas que contribuam para a promoção e valorização da participação activa de todo o cidadão moçambicano, sem discriminação alguma, na vida social, económica e cultural do país“ (Resolução 20/99: 117f.)

42 Langenscheidt übersetzt: „Hinderung(sgrund)“, in diesem Kontext werde ich es als „Beeinträchtigung“ übersetzen. Könnte als Äquivalent zu „impairment“ verstanden werden.

43 „O impedimento é qualquer perda ou anormalidade temporária, definitiva, e/ou progressiva de fisiologia e/ou anatomia.“ (Resolução 20/99: 118)

44 Pons: „Behinderung“; Langenscheidt: „Mangel, Schwäche, Fehler; Behinderung“

45 „[...] qualquer redução ou perda de capacidade normal“ (ebenda)

46 Langenscheidt übersetzt: „Unvermögen“

47 „[...] é uma limitação de um dado indivíduo que restringe ou impede uma interacção social que é normal para um indivíduo daquela idade e meio ambiente resultante de uma deficiência.“ (ebenda)

48 Wörtlich übersetzt: „eine Person, die Inhaberin einer Behinderung ist“, „Trägerin einer Behinderung“ – dies wurde offen kritisiert durch ein Mitglied der mosambikanischen Behindertenbewegung, Fátima Gulamo, während einer Veranstaltung zum Thema Bildung von Kindern mit Behinderung – sie würde „pessoa com deficiência“, „Person/Mensch mit Behinderung“ bevorzugen.

49 „Para os efeitos da presente política entende-se por pessoa portadora de deficiência aquela que, em razão de anomalia, congénita ou adquirida, de natureza anatómica, fisiológica, sensorial ou mental, esteja em situação de desvantagem ou impossibilitada [sic], por barreiras físicas e/ou sociais, de desenvolver normalmente uma actividade.“ (Resolução 20/99: 118)

von Behinderung aus den 1980er und 1990er Jahren feststellen, als "handicap" noch fixer Bestandteil der ICIDH und der ICIDH-2 war.

Es gibt inzwischen zwei Nationale Aktionspläne für den Bereich Behinderung *Plano Nacional de Acção para a Área de Deficiência* PNAD I (2006 - 2010) und PNAD II (2012).

Zu den Zielen des PNAD II gehören Bewusstseinsbildung, Alphabetisierung und Antidiskriminierung. Der UN-Population Fund (Finanzierung), die WHO, Handicap International und Pathfinder (Koordination) waren in die Erarbeitung miteinbezogen. Auch zivilgesellschaftliche Organisationen wurden im Erstellungsprozess konsultiert.

Der *Plano de Acção para a Redução da Pobreza Absoluta PARPA* I, II (2006-2009)⁵⁰ und III – oder auch der Poverty Reduction Plan PARP 2011-2014⁵¹ – versteht Behinderung als eine mehrerer Differenzachsen sozialer Ungleichheit innerhalb größerer „eklatanter geographischen Disparitäten“ und als besonders „verletzliche Position“ (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 24):

„At the same time there are differences in terms of gender and also between different groups within society: it is apparent that women, children, the elderly, persons with disabilities and persons with chronic diseases are the most vulnerable.“⁵²

Die *Estratégia Nacional de Seguranca Social Básica* ENSSB (2010-2014)⁵³ verortet Menschen mit Behinderung ebenfalls in „Situationen der Verletzlichkeit“ - gemeinsam mit „Alten“, Waisenkindern und „chronisch Kranken“⁵⁴ (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 24). Im Mittelpunkt dieser Nationalen Strategie „sozialer Grundsicherung“ steht das *Programa de Apoio Social Directo* PASD⁵⁵, das materielle Unterstützung – Grundnahrungsmittel, Schulmaterialien für „vulnerable“ Kinder, oder

50 http://www.pap.org.mz/downloads/parpa_ii_aprovado_pt.pdf

51 PARP 2011-2014 online abrufbar unter <http://www.imf.org/external/pubs/ft/scr/2011/cr11132.pdf> Allgemeiner Art sind die Ansichten Karin Fieges (2011), die zur Kontextualisierung dienen können: http://www.kkmosambik.de/rundbrief/Rb_83/RB83_RZ_08-10.pdf

52 PARP 2011-2014: 5. Dazu schreibt jedoch Nilsson/SHIA 2011 – und schreibt den PARPA falsch aus, die Abkürzung steht für Plano de Acção para a Redução da Pobreza Absoluta : „Although PWD are representing the poorest of the country, there is no adequate inclusion of disability specification in strategies and programs. Disability in general is mentioned in the policies, but in a general and theoretical way. The PARPA III—Plano de Acção para o Aumento da Produção e Produtividade [sic!] 2010-2015— which was adopted in October 2010 does not specifically mention targets for PWD although DPOs have participated actively in the strategy process with support of the Global Partnership for Disability and Development (GPDD).“

53 Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 2-17. online unter: http://www.mozlii.org/files/decreto/2012/01/decreto_do_conselho_de_ministros_n_18_2010_pdf_51141.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

54 „em situações de vulnerabilidade“, Conselho de Ministros (2010): 7.

55 Sowie sog. „Entwicklungsprogramme“ für Menschen in „extremer Armut“ bei gleichzeitiger „physischer Fähigkeit zu arbeiten“: Programa Benefício Social pelo Trabalho (PBST) (oferece oportunidades de acesso ao emprego durante um período definido (18 meses) em troca da disponibilização de um subsídio mensal); Programa de criação de Rendimentos (PGR) (possibilita o acesso a valores monetários ou créditos para o desenvolvimento de actividades económicas para indivíduos ou agregados familiares); Programa de Desenvolvimento Comunitário (PDC) (consiste em fundos doados à comunidade para a construção de infra-estruturas de pequena escala tais como postos de saúde ou moageiras etc.) In: Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 6.

Haushaltsgüter – für „bedürftige“ Personen zur Verfügung stellen soll (vgl. Ebd.).

Das Ernährungsunterstützungsprogramm *Programa Subsídio de Alimentos* PSA richtet sich nach eigenen Angaben an „alte Menschen“ („pessoas idosas“) zu 93,5%, an „Menschen mit chronischen Krankheiten“ zu 11% und an „Menschen mit Behinderung“ („pessoas portadoras de deficiência“) zu 5,5% (Stand 2010)⁵⁶. In einer Fußnote wird eingeräumt, dass in Bezug auf Menschen mit Behinderung und chronisch Kranke „nur ein noch nicht signifikanter Bestandteil dieser Gruppen“ erreicht werde⁵⁷.

Das Ministerium für Frauen und Soziale Aktion MMAS koordiniert Politiken für Menschen mit Behinderung. Ihm untergestellt ist das Nationale Institut für Soziale Aktion INAS, das für die Umsetzung der ministerialen Vorgaben zuständig ist – „für alle vulnerablen Gruppen landesweit“: Frauen, Alte, Kinder, chronisch Kranke und an letzter Stelle MMB (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 25). Das MMAS, das Bildungsministerium und das Arbeitsministerium sind nach Nilsson/SHIA (2011) die einzigen Ministerien mit eigenen Richtlinien in Bezug auf "Behinderung" und die Umsetzung der UNCRPD:

„All Ministries have been given the responsibility to develop their own guidelines and activities according to PNAD, however only a few, as the MMAS, the Ministry of Labor and the Ministry of Education have taken this work seriously. This is mainly due to the lack of knowledge and consciousness among staff and the lack of financial resources. Another problem existing is the incoherent coordination between the various government departments. As a result very few programmes have been implemented. Discrimination is common in employment, education, access to health care, and the provision of other state services. The country's only psychiatric hospital is overwhelmed with patients and lack the means to guarantee basic nutrition, medicine, or shelter. Doctors at the hospital also reported that many families abandoned members with disabilities. Veterans with disabilities are not receiving pensions.“ (Nilsson/SHIA 2011: 1,2)

Die *Assistência Social Escolar* will Kinder mit Behinderung „inkludieren“⁵⁸, gleichzeitig werden "erzieherische Sondermaßnahmen" bei Bedarf genannt⁵⁹. Als Teilprojekt wird ein „Projekt zur Bildung von Tauben [sic]“⁶⁰ angeführt.

Das *Programa Escolas Inclusivas*⁶¹ besteht seit 2002, ist aber u.a. mit fehlendem ausgebildeten Lehrpersonal und fehlenden Materialien konfrontiert. In ganz Mosambik gibt es fünf "Sonderschulen".

56 Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 6. Online unter:

http://www.mozlii.org/files/decreto/2012/01/decreto_do_conselho_de_ministros_n_18_2010_pdf_51141.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

57 „Quanto às pessoas portadoras de deficiência e doentes crónicas, o PSA abrange somente uma percentagem ainda não significativa destes grupos“. Vgl. Ebenda, Fußnote.

58 Anhand sehr schwammig formulierter Maßnahmen wie die Anhebung pädagogisch-didaktischer Kompetenzen der Professor_innen, durch einen Anstieg des Schulerfolgs aller Kinder und Jugendlicher (unabhängig von ihren Lernschwierigkeiten) und durch die Verbesserung der Kapazitäten institutioneller Verwaltung. Vgl. Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 8.

59 „com ou sem necessidades educativas especiais“ Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 8.

60 Vgl. Ebenda.

61 Decreto do Conselho de Ministros No. 18 (2010): 8.

Das Gesundheitsministerium MISAU deckt die Bereiche Gesundheitsversorgung, Rehabilitation, Hilfen und Behelfe ab. Rehabilitationsdienstleistungen werden vom Department für Physikalische Medizin und Rehabilitation SMFR angeboten, das auch den Rehabilitationszentren der Provinzen übergeordnet ist – diese sind allerdings für die ländliche Bevölkerung oft nicht erreichbar.

"Behinderung" wird im *Plano Estratégico Nacional de Combate ao HIV e Sida* (2010-2014) PEN III (3rd National Aids Strategic Plan for HIV and AIDS) zum ersten Mal explizit angesprochen.

Zivilgesellschaftliche Organisationen von Menschen mit Behinderung und ministerielle Abgeordnete bilden den Nationalen Beirat für Behinderung *Conselho Nacional para a Área de Deficiência*, dessen Einrichtung 2009 beschlossen wurde⁶².

An diesen Beispielen zeigt sich, dass Behinderung in den nationalen Politiken und staatlichen Einrichtungen Mosambiks seit 1999 – und zwar in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Grundsicherung, Armutsreduktion – zumindest auf dem Papier vermehrt miteinbezogen wurde.

Zivilgesellschaftliche Organisationen in Mosambik: FAMOD und SIOAS

"Die Zivilgesellschaft in Mosambik ist noch recht jung, denn unter der Alleinherrschaft der Frelimo gab es zwar Frauen-, Jugend- und Gewerkschaftsverbände, doch sie waren der Partei angegliedert. Die meisten zivilgesellschaftlichen Gruppen sind erst dann entstanden, als die Geberstaaten ins Land kamen und Ansprechpartner vor Ort brauchten. Da es kein Gesetz gibt, was den Status von "Nichtregierungsorganisationen" (NRO) definiert, fällt auch eine Abgrenzung zu den vielen "informellen" zivilgesellschaftlichen Gruppen schwer. Eine Bestandsaufnahme über die mosambikanischen NROs Ende der 1990er Jahre kam bereits auf etwa 400." (Fiege⁶³ 2011)

Die mosambikanischen NGO-Landschaft zeichnet sich – wie oben schon angedeutet – generell durch große Außenabhängigkeit und einen starken Wettbewerb um Fördergelder aus. Nach Afrimap 2009 kommen 71,2% der erhaltenen Mittel aus anderen Ländern (Afrimap 2009: 67). Darüber hinaus werden bei Führungspersonen oftmals Überschneidungen von öffentlich-politischen und zivilgesellschaftlichen Bereichen beobachtet:

"there is a great permeability in terms of leading figures between the public/political sphere and the associations. In fact, a significant part of the leadership of the associations came from (or still belongs to) the civil service and FRELIMO. According to research undertaken by Stefano Bellucci, in which representatives of 48 NGOs based in Maputo and Nampula were interviewed, more than 70% of the sample (42 NGOs) had members who had previously worked in the public administration. As a consequence of this, Belluci found that the NGOs tend not to be very active, conforming to the practices and mechanisms of interaction with the state instead of seeking to change them." (Afrimap 2009: 67)

62 Decreto do Conselho de Ministros No. 77 (2009): 55-57. Online unter:

http://www.mozlii.org/files/decreto/2012/04/decreto_do_conselho_de_ministros_n_77_2009_pdf_13100.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

63 Fiege, Karin (2011): Zivilgesellschaftliches politisches Engagement in Mosambik. VENRO. Online unter:

http://www.sle-berlin.de/files/sle/publikationen/Fiege_PARP_Mosambik_2011.pdf

Außerdem seien NGOs und der Staat mit ähnlichen Problemen konfrontiert, die geschichtlich verwurzelt sind. In Afrimap (2009) werden der bewaffnete Konflikt - der nicht von innen heraus mit dem Ziel einer demokratischen Mobilisierung - sondern durch ausländische Kräfte angestachelt worden war, und die aus vielfältigen Gründen auf verschiedenen Seiten kämpfende Bevölkerung als Gründe für eine schwache Demokratisierung sowohl auf staatlicher Ebene, als auch innerhalb von NGOs genannt: Dadurch verfüge das Land über keine "demokratische oder pluralistische Tradition" (Afrimap 2009: 68). Soziale Mobilisierung in Form von sozialen Bewegungen und Protesten gebe es bis auf Ausnahmen (s.o.) nur selten, da es in manchen Situationen zu Ermordungen gekommen war (vgl. ebd.).

Das *Fórum das Associações Moçambicanas dos Deficientes* FAMOD vertritt als Dachorganisation mosambikanischer Behindertenverbände 17 Organisationen von und für Menschen mit Behinderungen.

Nilsson/SHIA beobachten auch in Bezug auf FAMOD eine gewisse Schwäche und Außenabhängigkeit:

„Most of the civil society organisations, including DPOs, have existed less than 20 years and are still weak and highly dependent on donor support. [...] FAMOD has not yet got a strong structure and is heavily dependent on donor financing.” (Nilsson/SHIA 2011: 3)

Das *Servico de Informação, Orientação e Acompanhamento Social* SIOAS besteht seit 2009. Es ist ein Projekt der Initiative „Stadt und Behinderung“, das von der EU mitfinanziert wird. Es wird von der Zusammenarbeit zwischen *Handicap International* und der Mosambikanischen Minenopferorganisation (RAVIM) getragen. Familien mit MMB werden durch Aktivist_innen "identifiziert" und über die Rechte „vulnerabler“ Personen, sowie über bestehende Gesundheits-, Bildungs- und Arbeitsservices informiert⁶⁴. Dieser Dienst wird in neun Außenbezirken Maputos und Matolas zur Verfügung gestellt.

Diese Einrichtung hat dabei folgendes Ziel vor Augen:

„[it] aims to improve the access of people with disabilities to medical and social services and to promote their full participation in development initiatives in nine suburban areas of the municipalities of Maputo and Matola. It is expected to ensure the development of a system of inclusive services in the territory by raising the awareness of service suppliers and providing them with training, the setting up of a consultation forum including key local stakeholders, and the creation of an Information, Guidance and Social Support Service (IGSSS) for people with disabilities.“ (HI/FAMOD 2010:15).

64 Regierungsinfo, Homepage, Notícias 2012, Pessoas com deficiência já têm serviço de acesso a informação em Moçambique.

Online unter http://www.cipsocial.org/index.php?option=com_content&task=view&id=896&Itemid=108

1.3 Forschungsstand zur Diskussion von "Behinderung" im "Globalen Süden"

In diesem Teil soll es um eine Skizze der aktuellen Diskussionen über "Behinderung" im "globalen Süden" gehen. Zuerst werde ich auf drei Kritikpunkte an den herkömmlichen, von Wissenschaftler_innen des "globalen Nordens" dominierten Disability Studies eingehen. Dabei nimmt eine Kritik an Regelungen internationaler Art, die auf eurozentrischen Annahmen beruhen eine besondere Rolle ein – im konkreten Fall der UNO-Konvention zu den Rechten von Menschen mit Behinderung (kurz UNCRPD) von 2006.

Dem folgt ein Versuch, "Critical Disability Studies" mit Goodley 2013 zu charakterisieren.

1.3.1 Kritik an den herkömmlichen Disability Studies

Kritikpunkte an einer auf eurozentristischen Annahmen beruhenden Wissenschaft, deren Praxis sich über weite Teile der Disability Studies erstreckt und selten hinterfragt wird

An dieser Stelle sollen drei Kritikpunkte an den herkömmlichen Disability Studies angeführt werden.

1)

Erstens wird die Dominanz des "globalen Nordens" (der "Metropole", des "Westens") in der Wissensproduktion der Disability Studies kritisiert. Daraus resultiert unter anderem, dass postkoloniale Kontinuitäten unhinterfragt und damit weitgehend unsichtbar bleiben. Modelle und Theorien, die im "westlichen Kontext" entstanden sind, werden unüberlegt in andere Kontexte übertragen. Sie gelten als "universell gültig", ohne sich einer Prüfung unterzogen zu haben, geschweige denn an den jeweiligen Kontext angepasst worden zu sein.

- Anita Ghai 2002 kritisiert die Universalismen in den Definitionen, Theorien und Modellen der nördlich geprägten Disability Studies. Auch innerhalb der indischen Behindertenbewegung dominierten westliche Konzepte von Behinderung. Führungspersonen seien außerdem hauptsächlich männlich, städtisch, elitär und gebildet. Sie spricht damit also auch Mechanismen innerhalb von Behinderten-Aktivismen an, die nicht im Zentrum, der Metropole, sondern in einem Land des "globalen Südens" stattfinden. Es kommt nach Ghai zur Übernahme westlicher Kampft Themen, ohne sie an den jeweiligen,

in diesem Fall indischen, Kontext anzupassen.

- Hier kann mit Grech (2009) angeknüpft werden, der ähnlich wie Ghai nach der Position und Rolle von Disabled People's Organisations (in Folge: DPOs) im "globalen Süden" fragt. Auch für ihn geht es hier um Repräsentationsthematiken und er fragt sich

"whether the largely urban based DPOs are really in touch with poor disabled people, who rarely if ever get to participate on account of basic constraints such as the inability to afford transport to attend meetings, power relationships and little (if any) contact with other disabled people (Ingstad 2007; Whyte and Muyinda 2007)." (Grech 2009: 779)

Mit Grech muss danach gefragt werden, gegenüber wem die DPOs wirklich rechenschaftspflichtig sind – den Menschen mit Behinderung in Armut, oder den Geber_innen (vgl. Grech 2009: ebenda) – und unter Umständen der eigenen Regierung.

- Helen Meekosha 2011 kritisiert ebenso die nördlich dominierte Wissensproduktion der Disability Studies. Sie spricht von einem fortgesetzten "wissenschaftlichen Kolonialismus", in dem die Metropole als unhinterfragter, verdeckter Referenzrahmen jeglicher Theorieproduktion fungiert. Implizite westliche Werte und Konzepte sind - unangepasst in den "globalen Süden" transferiert - schlicht "irrelevant und inadäquat" und darin bislang unhinterfragt geblieben. Historische Kontexte, wie der Kolonialismus selbst, bleiben unthematisiert und werden so unsichtbar gehalten.
- Auch Shaun Grech 2012 wiederholt in diesem Sinne die Kritikpunkte seiner Vorgängerinnen:

"debates are perpetually re/neocolonised, discourses are simplified and generalised, contexts (places and spaces), cultures and histories (temporalities) homogenised, and many critical issues ignored or intentionally resisted" (Grech 2012: 52).

Grech beobachtet, dass die meisten DS-Theoretiker_innen ihre "gemütlichen Büros" nicht verlassen würden und meint, dass das die Hauptursache für die angesprochenen "Universalisierungen" sei:

"For many disability theorists, the majority world is simply an object of curiosity and study, written about from the detached comfort of their Western offices. From this position, all the world is made to look the same, simplified, reduced and homogenised, which in turn permits the sale of one's own epistemologies to everyone, everywhere. What does not fit is removed, rejected or resisted, while the politics of location of these Western writings that ultimately make their imposition complicit in the neocolonial are conveniently shelved. In this scenario, few are the attempts to learn about aspects of the contexts we talk about, despite the fact that disabled people and their families live in them and they shape their experiences, possibilities and barriers. This is the reality they are bound to speak about, because like others they do not live in a vacuum." (Grech 2012: 57).

Nur wenige DS-Forscher_innen würden von den besagten Kontexten, über die sie berichten, samt den Menschen und ihren Erfahrungen, Möglichkeiten und Grenzen, lernen wollen. Kontext und Begleitumstände müssen aber auch laut Grech immer mitbetrachtet werden:

"If the contexts and circumstances vary and are not static, so is the meaning of disability *fluid, dynamic*

and shifting, constantly (re)negotiated. Disability across cultures can hardly be encapsulated in all embracing models, whether the social or medical model or by any other universalising discourse." (Grech 2012: 58)

Die Bedeutung von Behinderung ist für Grech somit immer "flüssig, dynamisch, sich verändernd und ständig neu auszuhandeln". So kann Behinderung nicht in allumfassende Modelle oder universalisierende Diskurse "eingekapselt" werden.

Grech (2009, 2012) weist auch auf die Leerstellen hin, die sich aus einer dominanten Perspektive der "Minderheitswelt" in den Disability Studies ergeben. So werden beispielsweise nicht nur die persönlichen Erfahrungen von Menschen mit Behinderung im "globalen Süden" entwertet, sondern auch die Dimensionen von Glauben und Religion weitgehend ignoriert (vgl. Grech 2012: 64f.).

Eine universalisierende Betrachtung von Behinderung vor dem Hintergrund aktueller dominanter Praktiken der Wissensproduktion, die an lokalen Realitäten vorbeigeht, kann nach Grech beispielsweise einer möglichen Politisierung von medikamentöser Versorgung entgegenstehen. Eine solche schätzt Grech aber als notwendig ein (Grech 2012: 63). Er schreibt zu einer notwendigen angepassten Konzeption von Körpern im "globalen Süden", da er das Funktionieren des Körpers dort u.a. als Überlebensgrundlage für Lohnarbeit verortet:

"In contexts such as the ones in the GS, it is not surprising that disabled people may look for the abhorred medical 'fixing' because they are hardly subjected to the medical gaze; their disabled bodies are often rendered docile by extraordinary, unmedicated pain, and the desperate need to work to ensure survival means the priority is refocused on achieving previous body functioning." (Grech 2012: 63).

Außerdem kritisiert er die Tendenzen der aktuellen DS, auf eine Beschäftigung mit Zusammenhängen von "Behinderung" und (extremer) Armut weitläufig zu verzichten (vgl. Grech 2009: 777). So eine Auseinandersetzung wäre nach Grech aber notwendig, um daraus resultierende begrenzte Möglichkeiten eines politischen Engagements zu reflektieren. Für ihn sind Menschen mit Behinderung, die in Armut leben, oft mit Barrieren konfrontiert, die bereits bei der "Befriedigung der absoluten Grundbedürfnisse" wie Nahrung, Gesundheit, Bildung, Assistenz, Infrastrukturen etc. beginnen:

"Differential needs and circumstances, and issues of basic survival, are indeed often rendered invisible under the political rubric. While the poverty argument is often used as the basis for inclusion in development, the way poverty conditions the ability to engage politically is rarely questioned. Disabled people, like most people living in poverty, confront barriers to the most basic of human needs (food, health, education, assistive devices, inadequate hard infrastructure and sanitation, remoteness, etc.), issues all too irrelevant to the western disability debate. These barriers, compounded by power asymmetries in the political landscape, mean the daily quest for survival impinges on whether they are realistically able to mobilise politically." (Grech 2009: 777).

2)

Zweitens werden Menschen mit Behinderungen im "globalen Süden" – der ja gleichzeitig

"Mehrheitswelt" ("Majority world") ist - durch diese ungleichen Machtverhältnisse in der Wissensproduktion übergangen. Dadurch werden sie zum "Verstummen" gebracht und ihre Geschichten werden "verschwiegen". Durch die nördliche/westliche Dominanz innerhalb der Disability Studies und der oft (finanziell) prekären Situationen an den Universitäten des "globalen Südens" wird es deren Theoretiker_innen und Wissenschaftler_innen erschwert, eigenständige Theorien und Modelle zu entwerfen.

- Ghai (2002) stellt fest, dass es den nördlich geprägten Disability Studies an kulturellen Grundlagen fehle, um über andere (kulturelle) Kontexte zu schreiben. Sie adressiert hier auch poststrukturelle und postmoderne Ansätze, die sie zwar nicht vollständig ablehnt, für diese aber eine Ergänzung mit postkolonialer Theorie empfiehlt, um die nördliche Dominanz auch in diesen Ansätzen nicht in Vergessenheit geraten zu lassen (u.v.a.).
- Die totalisierenden und universalisierenden Tendenzen in den nördlich geprägten Disability Studies produzieren nach Meekosha (2011) Ein- und Ausschlüsse und marginalisieren Erfahrungen und theoretische Ansätze aus dem "globalen Süden". Meekosha spricht von einer "großen Auslöschung" ("grand erasure") der Erfahrungen indigener, kolonisierter Bevölkerungen und des kolonialen Prozesses ihrer "Behindertmachung" selbst (Meekosha 2011: 671). Daraus resultiert mit Meekosha auch die aktuelle "intellektuelle Krise" der Disability Studies in der "Peripherie" (Meekosha 2011: 667), die auch zu Selbstzensurierung unter Theoretiker_innen und Wissenschaftler_innen des "globalen Südens" führe.
- Auch Tsitsi Chataika 2012 entlarvt ungleiche globale Machtverhältnisse innerhalb der Disability Studies und in Forschungskooperationen zwischen "globalem Norden" und "globalem Süden" im Kontext von Behinderung und Entwicklung. Arrogante "global North stakeholders" kämen mit ihrem "baggage" an Vorstellungen und Werten in den "globalen Süden", ausgestattet mit Vorurteilen, die ihren Ursprung noch in der Kolonialzeit haben (Chataika 2012: 255). So würden Modelle, Technologien und Praktiken ohne irgendeine kulturelle Anpassung in einen anderen ("fremden") Kontext transferiert.

Innerhalb von Forschungskooperationen kommt es nach Chataika dazu, dass nördliche Wissenschaftler_innen überwiegend an erster Stelle genannt werden, während südliche Wissenschaftler_innen fast immer nur an zweiter oder dritter Stelle stehen (vgl. Chataika 2012: 262). Auch bei der Beantragung von Forschungsfinanzierung haben nördliche Akteure eine Vormachtstellung.

3)

Drittens wird durch einen verstärkten Fokus auf diskursive Prozesse, auch innerhalb der Disability Studies, wie schon bei Thomas 2002 erwähnt, ein "Vergessen des Körpers" riskiert. Der Körper

kann aber auch nicht einfach "wegtheoretisiert" werden - genauso wenig wie Erfahrungen mit Körpern, die in unterschiedlichen Kontexten als unterschiedlich "gesund"/"fähig"/"abweichend"/"krank"/etc. gelten können.

- Ghai kritisiert, dass es in nördlich geprägten Theorie-Ansätzen oft zu einer Fokussierung diskursiver Prozesse kommt, wodurch der Körper zur Nebensächlichkeit verkommt (vgl. Ghai 2002: 97).
- Auch Grech (2009) schreibt über das Paradox der strikten Ablehnung persönlicher Erfahrung durch Anhänger_innen des sozialen Modells von Behinderung, wenn gleichzeitig Menschen mit Behinderung im "globalen Süden" um ihre "Stimme" zu kämpfen hätten:

"It is [...] paradoxical that while social model theorists such as Finkelstein (1996) criticise personal accounts of the disability experience (claiming it deflects from the political struggle), poor people in developing countries often struggle to have a voice. Engaging with the body also remains important, since societal responses are often contingent on the type of impairment and different impairments are, therefore, 'associated with different forms or manifestations of disablism' (Thomas and Corker 2002, 20)." (Grech 2009: 776).

Kritik an auf eurozentrischen Annahmen beruhenden Regelungen (inter)nationaler Art: Menschenrechte und die UNCRPD (Meekosha, Soldatic 2011)

Helen Meekosha⁶⁵ und Karen Soldatic⁶⁶ zeigen in ihrem Text "Human Rights and the Global South: The Case of Disability" von 2011 mögliche Kritikpunkte am Modell universeller Menschenrechte - Beispiel UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen (UNCRPD) - auf, ohne jedoch, wie sie gegen Ende betonen, der Konvention gänzlich ihre Berechtigung abzusprechen⁶⁷ (Meekosha/Soldatic 2011: 1394f.). Sie sprechen sich für eine kritische Betrachtung⁶⁸ aus, die koloniale und globale Hintergründe mitdenkt. So sollen die "politics of impairment" innerhalb des globalen Südens betrachtet werden – und zwar nicht in Bezug auf behinderte Körper in sozialen Dynamiken (wie oft ausschließlich vom nördlich geprägten DS-Diskurs verfolgt), sondern auch in Bezug auf die "sozialen Dynamiken in(erhalb von) Körpern". Der Körper soll also

65 Dr. Helen Meekosha ist Associate Professor auf der School of Social Sciences and International Relations der australischen University of New South Wales, Sydney. Ihre Forschungsinteressen "cross boundaries of race, ethnicity, disability, and gender". Sie forschte zuletzt über "the experience of disability from the perspective of those who live in the Global South, including rural indigenous communities in Australia" (Meekosha/Soldatic 2011: 1398).

66 Dr. Karen Soldatic ist Post Graduate Research Coordinator am Centre for Human Rights Education an der australischen Curtin University in Perth. Sie schrieb ihre Doktorarbeit über die neoliberale Restrukturierung von Behinderung in Australien. Ihre Forschungsinteressen sind "critical sociologies and geographies of disability, gender, ethnicity/race and class" (Meekosha/Soldatic 2011: 1398).

67 "no doubt that the ongoing internationalising project of human rights remains of critical importance for disability activists and disabled people across the globe." (Meekosha/Soldatic 2011: 1394f.)

68 Sie stützten sich dabei auf R. Connells (2007) Konzept der "ontoformativity" – auf das wird noch weiter unten eingegangen werden.

als Produkt sozialer Dynamiken⁶⁹ verstanden werden (vgl. Meekosha/Soldatic 2011: 1383). Sie behaupten, dass "many of the everyday experiences of disabled people in the global South lie outside the reach of human rights instruments" (Meekosha/Soldatic 2011: 1383). Ihre weiteren zentralen Argumente lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

1) Die UNCRPD ist

"a potential social, moral and political means to redress socio-structural processes of disablement, where social attitudes and state policy regimes have been identified as the primary barriers to disabled people's participation" (Meekosha/Soldatic 2011: 1384).

Der Konvention liege ein Verständnis von Behinderung zugrunde, das mit jenem des "sozialen Modells" vergleichbar ist, da von einer Unterscheidung von Beeinträchtigung/Impairment und Behinderung/Disability ausgegangen wird. Behinderung würde aus Praktiken struktureller, sozialer, einstellungsbezogener Einschränkungen resultieren, die verhindern, Menschen mit Beeinträchtigungen "voll zu inkludieren" (Meekosha/Soldatic 2011: 1391). Erst durch dieses binär verstandene Bedeutungspaar würde Beeinträchtigung als "natürliches Faktum" hergestellt werden (Meekosha/Soldatic 2011: 1393). So würden Erfahrungen von Beeinträchtigung "demedikalisiert" und Beeinträchtigung als "inevitable and natural part of the human life course" positioniert (Meekosha/Soldatic 2011: 1391). Sie betonen, dass die Ablehnung des medizinischen Bereichs kurzfristig sei, weil auch die Versorgung mit geeigneten Medikamenten in manchen Fällen "ermächtigend" sein könnte (Meekosha/Soldatic 2011: 1393).

"Impairment" sei also zentral, um "Behinderung" im globalen Süden zu verstehen – vor allem jene Beeinträchtigungen, die mit Kolonisierungs- und Imperialismusprozessen in engem Zusammenhang stünden (vgl. Meekosha/Soldatic 2011: 1390). Meekosha/Soldatic verweisen hier auf Connell 2007 und treten dafür ein, den "beeinträchtigten Körper" innerhalb globaler Machtdynamiken sozial einzubetten, "to understand the ways in which global power dynamics within bodies becomes a socially embodied reality" (Meekosha/Soldatic 2011: 1391) UND "to interrupt, resist and contest the medicalisation and individualisation of the ongoing structural violence, poverty and marginalisation" (Meekosha/Soldatic 2011: 1393). Sie sind also gegen die einseitige Darstellung von Behinderung als ausschließlich soziales Phänomen (weil damit historische und strukturelle Ursachen für Beeinträchtigungen aus dem Blickfeld geraten und der Körper nicht als Schauplatz sozialer Prozesse betrachtet werden kann). Sie wollen Körper als soziale Produkte betrachten, die durch gewaltvolle Vergangenheit und Gegenwart beeinträchtigt

⁶⁹ "we argue that the politics of impairment in the global South must understand social dynamics in bodies" (Meekosha/Soldatic 2011: 1383)

wurden und werden. Gleichzeitig sind sie gegen eine ausschließliche Medikalisierung und Individualisierung von Impairment/Beeinträchtigung, eigentlich aus demselben Grund, weil soziale Prozesse dadurch verschleiert werden, der Körper als "natürlich" und "Fakt" unhinterfragt zur Kenntnis genommen und Behinderung als "individuelle, persönliche Tragödie" verstanden werden kann. Die potenzielle kollektive Dimension der diversen Gemeinsamkeiten als Grundlage für einen emanzipativen Kampf für bessere Lebensbedingungen gerate so still und leise aus dem Blickfeld.

- 2) Die Entstehungsbedingungen des Menschenrechtsverständnisses in der Vergangenheit des globalen Nordens in Zeiten der sich industrialisierenden Gesellschaft könnten nicht ignoriert werden, im Gegensatz dazu stünden "more traditional community structures" im globalen Süden (Bsp. Agrikultur und Subsistenzwirtschaft) (Meekosha/Soldatic 2011: 1388). Abseits der Metropolen angesiedelte Kulturen beförderten auch andere "Traditionen"⁷⁰ des emanzipatorischen Kampfes.
- 3) Meekosha und Soldatic wollen die "potenziellen Grenzen einer Adaptierung nördlicher Konzeptualisierungen von Behindertenrechten" sichtbar machen (Meekosha/Soldatic 2011: 1384). Beispielsweise kritisieren sie die bestehenden "Mobilisierungsstrategien" zu Aktivismus und zivilgesellschaftliche Organisation rund um "Behinderung", die eine explizite Benennung von Behinderung inkludieren, was dazu dienen soll, Behinderung als "echte und gelebte Kategorie menschlicher Erfahrung" sichtbar zu machen (Meekosha/Soldatic 2011: 1385). Dem halten sie die Komplexität und Widersprüchlichkeit verschiedener Verständnisse von Behinderung entgegen. Manche Menschen des globalen Südens würden sich nicht als behindert identifizieren, oder schlichtweg "andere, schwerwiegendere Probleme" haben. So schreiben sie (und sprechen damit auch die aufkeimenden "Entwicklungsprogramme" an, die zu Behinderung arbeiten): "we need to be aware that even those concepts that we use as part of the political project and in a symbolic manner are fluid and subject to change and social contestation" (Meekosha/Soldatic 2011: 1385). So meinen sie, dass durch eine unhinterfragte Fixierung auf einen Menschenrechtsansatz im Zugang zu Behinderung manche Probleme, die real bestehen würden, unsichtbar bleiben würden (vgl. Ebenda).
- 4) Meekosha und Soldatic betrachten auch die "global disability movement politics" im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit kritisch, die zwar neue Allianzen ermöglichen

⁷⁰ Meiner Ansicht nach könnte den Autorinnen hier eine Tendenz vorgehalten werden, die einer "Provinzialisierung des Südens" entspricht. Gerade wenn sie weiter unten in ihrem Text schreiben, dass Menschenrechte erfüllt von der Idee sind, "that the liberal capitalist global North is 'modern' and 'civilised' and the South is 'traditional'" kritisieren sie genau so ein Verhalten als "eurozentrisch" (Meekosha/Soldatic 2011: 1389).

und Aktivist_innen im globalen Süden mit der Konvention eine Art Druckmittel in die Hand geben könnten:

"harnessing the international moral authority of the UNCRPD as a means to contest, and resist, the radical implementation of neoliberal nation-state policy regimes that seek to privatise and individualise disabled people's structural location of disadvantage" (Meekosha/Soldatic 2011: 1386).

Gleichzeitig beobachten sie, wie finanzstarke nördliche NGOs Kampagnen auf lokaler Ebene im globalen Süden finanzieren, um die Ratifizierung und Implementierung der Konvention ("von unten") voranzutreiben (Meekosha/Soldatic 2011: 1386). Das passiere meist ohne irgendeine historische Kontextualisierung in Bezug auf Imperialismus und Kolonialismus, die sie aber als Grundursachen für massive Menschenrechtsverletzungen, Hungersnöte, Mangelernährung und Zerstörung indigenen Landes; sowie der wachsenden "Schwächung" ("impairment") im Globalen Süden sehen:

"imperialism and colonialism stand as root causes of massive violations of human rights, famines, malnutrition and the ecological degradation of indigenous land and as the root cause of growing impairment in the global South" (Meekosha/Soldatic 2011: 1394).

- 5) Ein Verständnis von Behinderung, das "Behinderung" und "Beeinträchtigung" getrennt betrachte, verhindere die Möglichkeit neuer Allianzen, vor allem im und mit dem globalen Süden (Meekosha/Soldatic 2011: 1392). Meekosha und Soldatic sprechen sich an dieser Stelle in Anlehnung an Bhaskar 1989 ("Reclaiming Reality: A Critical Introduction to Contemporary Philosophy. London: Verso, zit.n. Meekosha/Soldatic 2011: 1397) für einen anderen Leitsatz für eine globale Bewegung im Kontext von Behinderung und "disability politics" im allgemeinen aus, die als eng verknüpft mit "politics of impairment" betrachtet werden müssten. Statt "global unification" solle das Motto vielmehr eine Politik der "diversity within unity" sein. Nur so könne eine "globale, gegenhegemoniale Bewegung" funktionieren, die die "multiplicity of disabled identities, alongside impaired identities" anerkenne, alternative Identitäten miteinbinde und die globale Dominanz des "nördlichen Behinderungsdiskurses" unterhöhlen könne, der als kolonisierender Diskurs und eine entsprechende Praxis funktioniere und lokale Praktiken von Verkörperung verdränge (Meekosha/Soldatic 2011: 1392). Dieser Ansatz

"acknowledges that impairment is not, in fact, always 'natural', but the outcome of deeply politicised processes of social dynamics *in* bodies, that then become medicalised and then normalised through a raft of moral discursive and real practices" (Meekosha/Soldatic 2011: 1393).

- 6) Ein Kritikpunkt ist überdies die zentrale Rolle des Nationalstaats und internationaler Körperschaften (Bsp. WHO) im Menschenrechtsansatz. Diese hätten die "progressive language of emancipatory struggle" ersetzt, - und das noch in Zeiten neoliberaler Restrukturierungsprozesse (Meekosha/Soldatic 2011: 1387), in der Menschen mit

Behinderungen noch weiter "an die Ränder" gedrängt und Nationalstaaten geschwächt würden (vgl. Meekosha/Soldatic 2011: 1390). Sie schreiben:

"Human rights instruments do not address issues of the distribution of wealth and power, and wealth has not historically been redistributed without struggle on the part of the powerless" (Meekosha/Soldatic 2011: 1389).

Ein Verständnis von Behinderung, das Beeinträchtigung naturalisiert, würde hier mögliche neue Denkansätze zur "Umverteilungsgerechtigkeit" ("redistributive justice", Meekosha/Soldatic 2011: 1392) ausschließen, denn es negiere Auswirkungen der Folter von Körpern, sowie die Hervorbringungsprozesse von Beeinträchtigung als Resultate staatlicher Gewalt (ebenda). Mögliche Ansprüche postkolonialer indigener Bevölkerungen auf ihre "impairment rights" als Teil ihrer Bürgerschaft würden so verschleiert (vgl. Meekosha/Soldatic 2011: 1393), weiter gefasste Themenbereiche von Gerechtigkeit würden so durch die unhinterfragte binäre Darstellung von Behinderung und Beeinträchtigung weitgehend ignoriert.

- 7) Ein weiterer Punkt ist die Vortäuschung von Menschenrechten als Scheinlegitimierung staatlicher Aggression (Bsp. USA/Irak) (Meekosha/Soldatic 2011: 1388).
- 8) Eine andere Schwachstelle besteht für Meekosha/Soldatic darin, dass sich in der Konvention hinter dem geforderten Recht auf Arbeit deren Zwangsinstitutionalisierung verberge: Manche Menschen mit Behinderung könnten so zur Arbeit um Hungerlöhnen gezwungen werden.
- 9) Sie äußern ebenso Kritik an Inklusions-Bestrebungen, denen zugrunde liege, dass sie die Inklusion als Eingliederung in die "ableistische Gesellschaft" verstehen.
- 10) Die nördlich dominierten Disability Studies würden oft quantitativ arbeiten und "the voices of disabled people from the South have often been silenced" (Meekosha/Soldatic 2011: 1394).
- 11) Meekosha und Soldatic sprechen sich schließlich für einen neuen "Behinderungsdiskurs" mit einem Zugang aus, der die Kämpfe im Norden mit jenen im Süden verbindet:

"for a politics of disability that links the struggles in the North with the struggles in the South, a more radical politics needs to be engaged with. Critically engaging with a Southern politics of impairment, as outlined above, can deepen and broaden global disability mobilisation" (Meekosha/Soldatic 2011: 1395).

Dazu seien freilich radikalere Ansätze notwendig. Die Auseinandersetzung mit südlichen "politics of impairment" wie sie sie vorschlagen, könne die globale Mobilisierung im Kontext von Behinderung verbreitern und vertiefen.

1.3.2 Critical Disability Studies (CDS)

Was sind Critical Disability Studies?

Dan Goodley⁷¹ 2013 bezeichnet die Critical Disability Studies als einen transdisziplinären Ansatz, bzw. einen "transdisziplinären Raum" (Goodley 2013: 632 mit Carol Thomas 2007⁷²),

"breaking boundaries between disciplines, deconstructing professional/lay distinctions and decolonizing traditional medicalized views of disability with socio-cultural conceptions of disablism." (Goodley 2013: 632).

Goodley beschreibt den "intersektionellen Charakter" von "Behinderung" als einen von vielen möglichen Ausgangspunkten der Critical Disability Studies (vgl. Goodley 2013: 632). "Behinderung" könne einen Ort bieten, von dem aus man über politische, theoretische und praktische Themenbereiche nachdenken kann, die alle betreffen:

"Critical disability studies start with disability but never end with it: disability is the space from which to think through a host of political, theoretical and practical issues that are relevant to all" (Goodley 2013: 632).

Durch *Disabled People's International* z.B. sei es zu einer verstärkten Politisierung und Vernetzung unter Menschen mit Behinderung weltweit gekommen (631). Themen der CDS seien "training, educational contexts, social policies, legislative discourses and professional practices", sowie theoretische Ideen (vgl. 631).

Goodley schreibt:

"Critical disability studies build upon these insights but acknowledge that we are living in a time of complex identity politics, of huge debates around the ethics of care, political and theoretical appeals to the significance of the body, in a climate of economic downturn that is leading yet again to reformulations of what counts as disabled. These contemporary events pose critical questions about the usefulness of dominant theories of disability" (Goodley 2013: 632).

In Folge soll hier ein Überblick über ausgewählte Texte gegeben werden, die z.T. den "Critical Disability Studies" zugeordnet werden können. Bei allen ist die Forderung nach einer dekolonialen Forschungspraxis zu finden - konkrete Vorschläge für die Gestaltung von Forschungssituationen im Zusammenhang von "Behinderung" in postkolonialen Kontexten bleiben allerdings noch weitgehend aus. Darauf wird noch in Unterkapitel 1.5 eingegangen.

71 Dan Goodley hat einen Master in Psychologie und Bildung an der School of Education der englischen University of Sheffield. Von 2003 bis 2013 war er "Visiting Scholar" am Centre for Disability Studies der Faculty of Social and Human Sciences /University of Iceland. Goodley ist aktuell "Professorial Visiting Fellow" an der School of Social Science /University of New South Wales (Australien) und schreibt für *Disability & Society*; *Educational Action Research*; *Scandinavian Journal of Disability Research*; *Ethnographica Journal of Culture and Disability*; *The Journal of Inclusive Practice in Further and Higher Education*; *Disability and the Global South*. Er hat 2012 gemeinsam mit Bill Hughes und Lennard Davis den Sammelband "Disability and Social Theory" (London: Palgrave Macmillan) herausgegeben, aus dem ich auch ein paar Texte verwendet habe (Grech, Chataika, Ghai 2012).

72 Thomas, Carol (2007): *Sociologies of disability, 'impairment', and chronic illness: Ideas in disability studies and medical sociology*. London: Palgrave. Zit.n. Goodley 2013: 644

Anita Ghai 2002 schlägt eine Verknüpfung postmoderner und poststrukturalistischer Ansätze mit postkolonialen Theorien vor, da sich beide produktiv anregen könnten. So eine Verbindung ermöglicht, Subjekte als nicht abgeschlossen, sich immer wieder neu herstellend und veränderlich zu verstehen. Darüber hinaus können "oppositionelle" Darstellungen verschiedener Diskurse über soziale Wirklichkeit hinterfragt werden. Ghai sieht in postmodernen und poststrukturalistischen Ansätzen eine Einladung, verstärkt über Heterogenität, Lokalität, Komplexität und Diversität nachzudenken. Damit werden "multiple Diskurse" möglich.

Postkoloniale Theorien ermöglichen, laut Ghai, totalisierende Tendenzen zu destabilisieren, Normen und kulturelle Praktiken zu problematisieren und einer Forderung nach "situiertem Wissen" nachzukommen (Ghai 2002: 96). Lokale Erfahrungen und "indigenes Wissen" sollen als eigenständig gewertet werden und Theorien sollen daraufhin angepasst werden (Ghai 2002: 96). Ihr geht es um die "multiplen Realitäten" (Ghai 2002: 98), die "multiplen Nuancen 'behinderter Identität'". Sie plädiert dafür, Behinderung als "Differenz" zu fassen, in der individuelle Aspekte von Belang sind, weil damit Übersimplifizierungen und der Überstülperung vorgefertigter Behinderungsverständnisse entgegengewirkt werden kann.

Der beeinträchtigte Körper soll mit Ghai als möglicher Ausgangspunkt für Widerstand verstanden werden. So können die Pluralität und Instabilität erfahrener Realitäten besser nachvollzogen werden. Es geht ihr um eine "vision of plurality that focuses on the wholeness of our own bodies".

Nach Ghai muss aber immer eine Kontextualisierung angestrebt werden, mit der auch andere marginalisierende Aspekte miteinbezogen werden müssen: soziale, wirtschaftliche (Ghai 2002: 96), sowie politische und kulturelle (Ghai 2002: 99).

Sie zeigt am Kontext Indien, wie der beeinträchtigte Körper als "horror and tragedy" wahrgenommen und damit sowohl in der Vergangenheit, also auch in der Gegenwart unsichtbar gemacht wird. Er sei "unwanted in Indian culture" – einer Kultur, "that valorizes perfection", die Behinderung mit Versagen ("failure") und einer persönlichen Tragödie gleichsetzt. Die Reaktion darauf sind "Bechara", Mitleid und Altruismus, die sich nach Ghai auch in der indischen Behindertenpolitik (Stand 2002) ausdrücken, die sich selbst als Wohlfahrtspolitik, nicht aber als Rechtspolitik versteht. Ghai weist darauf hin, dass WHO und UNO zwar die Begrifflichkeiten verändert haben, wodurch ältere, abwertendere Begriffe weniger salonfähig geworden seien, dass aber allein durch so eine sprachliche Veränderung noch nichts auf gesellschaftlicher und politischer Ebene verändert werde.

Innerhalb der jeweiligen Behindertenbewegung sollen deswegen Fragen zu Macht, Diskurs und Kontext gestellt werden, um nicht westliche Ideologien, Symbole und Verständnisse unreflektiert zu übernehmen. Theorie soll sich nach Ghai flexibel an Erfahrungen und Realitäten anpassen (Ghai

2002: 96) und nicht Erfahrungen in vorgefertigte Theorien zwingen.

Raewyn Connell 2011 plädiert ebenfalls dafür, Körper sowohl in gesellschaftlichen Dynamiken, als auch umgekehrt, soziale Dynamiken *in* Körpern zu betrachten. Globale Dynamiken wie Kolonialismus, kapitalistische Akkumulation und hierarchische Geschlechterverhältnisse beeinflussen, was unter Behinderung verstanden wird, aber auch, wie Behinderung "verkörpert", tatsächlich von gesellschaftlichen, macht- und gewaltvollen Prozessen "hervorgebracht" wird. Das nennt sie "social embodiment". Die Materialität des (beeinträchtigten) Körpers soll mit Connell 2011 anerkannt und im Kontext (post)kolonialer Gewalt und neokolonialer Macht betrachtet werden. Soziale Prozesse sind historisch, veränderbar, widersprüchlich, konstruiert und bringen aber auch Wirklichkeiten hervor - sie sind nach Connell "ontoformativ". Sie stehen für die Macht, soziale Wirklichkeiten über historische Zeit hinweg herzustellen ("the power to create social realities through historical time").

Nach Connell stehen Menschen mit Behinderung weltweit mitten in einem "political process of discovering their own histories" (Connell 2011: 1371). Je nach Kontext – also wirtschaftlichen Strukturen, Ressourcen, politischen Bedingungen - können diese Geschichten sehr verschieden sein. Verschiedene Kontexte erfordern auch unterschiedliche Politiken. Möglichkeiten der Handlungsmacht sind von sozialen Beziehungen und Kontext abhängig.

Für Connell sollen Critical Disability Studies folgende Dienste leisten:

- Fragen der Verkörperung globaler sozialer Prozesse stellen und reflektieren.
- Fragen zur Herstellungsweise von Wissen und Wissenschaft stellen, sowie die nördliche Dominanz mithilfe postkolonialer Ansätze innerhalb der Disability Studies erkennen und nördliche Theoriebildung historisch, sozial und kulturell kontextualisieren. Grenzen der an der Metropole orientierten wissenschaftlichen Produktion erkennen und aufzeigen.
- Sowohl Behinderung, als auch Beeinträchtigung als wichtige Dimensionen gelebter Erfahrung werten. Die tiefe, komplexe Verzahntheit von Gesellschaft und Biologie erkennen.
- "Nicht-westliche Wissensformen" und "indigenes Wissen" in der "Mehrheitswelt" beachten, "prioritising the experience of the disabled [...] as a source of authority [...] on a world scale" (Connell 2011: 1378) und damit transformativ arbeiten.
- Ein Engagement mit "Southern Theory" – von Intellektuellen in kolonialisierten Gesellschaften, die über die Erfahrung der Kolonisierten sprechen bzw. schreiben und Dynamiken der Neokolonialisierung und Globalisierung reflektieren.

Helen Meekosha setzt sich ebenfalls für "Southern Disability Studies" ein, die an "indigenem Wissen" interessiert sind, eine "südliche Theorie der Behinderung" schaffen helfen und globale Zusammenhänge miteinbeziehen (wie globale Ökonomie, Kontrolle von Ressourcen). Sie fordert eine "intellektuelle Dekolonisierung", die andere, neue Methodologien und Rahmungen (frameworks) ermöglicht und eine Analyse der Machtverhältnisse miteinschließt. Es muss nach Meekosha (2011) erkannt werden, dass Behinderung nicht universell verstanden werden kann. Es muss immer eine geopolitische Kontextualisierung stattfinden.

Sie fordert einen Paradigmenwechsel im Denken über Behinderung, das auch die Frage nach der sozialen Produktion von Beeinträchtigung im "globalen Süden" zulassen soll. "Social suffering" soll historisch und kulturell verortet werden können, sowie die zentrale Rolle des Kolonialismus darin anerkannt werden. Meekosha tritt dafür ein, Spannungen zwischen "Pride"-Ansätzen zu Behinderung und einer Thematisierung kolonialer Auswirkungen auf Körper (und damit auch einer möglichen Prävention) zuzulassen. Ihrer Meinung nach geht es darum, "to develop frameworks to understand the collective sufferings of majority world's disabled peoples" (Meekosha 2011: 677). Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung kann zwar eine Möglichkeit der Öffnung für die Erfahrungen von Menschen mit Behinderung aus dem "globalen Süden", sowie transnationalen Aktivismus bedeuten, muss aber nach Meekosha (2011) und Meekosha/Soldatic (2011) auch immer auf universalisierende Tendenzen und eurozentristische Ideale hin geprüft werden, die so einer Konvention zugrunde liegen (s.o.).

Tsitsi Chataika (2012) fordert eine "critical postcolonial disability studies research", eine transdisziplinäre und "dekoloniale Forschungspraxis", die Machtverhältnisse, dominante Epistemologien und bisher ignorierte Themenbereiche (Chataika 2012: 253) reflektiert, Süd-Süd-Forschungsk Kooperationen fördert und einen gleichwertigen Austausch zwischen "globalem Norden" und "globalem Süden" ermöglicht. Ich werde mich hier auf ihre Forderungen beschränken, die meine Arbeit betreffen können. Es soll um "indigenes Wissen" gehen, das nach Chataika durch "lokale Expertise" helfen kann, wie mit verschiedenen kulturellen Kontexten umzugehen ist. Forschungsmethoden müssen dafür adaptiert und an lokale Verhältnisse angepasst werden. So soll eine "Privilegierung persönlicher Erfahrungen, Prioritäten, Bedürfnisse" in den Disability Studies ermöglicht werden.

Gemeinsam sollen Themen identifiziert werden, die für alle involvierten Seiten "relevant" erscheinen. Sie nennt ungleiche Machtverhältnisse, capacity building, Finanzierung, Forschungsprozesse, Publikationen, Datennutzung, die Verantwortung gegenüber dem lokalen Forschungskontext, Nutzen und mögliche Nachteile einer internationalen Forschungskollaboration

und Themen der Reziprozität. Differenzen und Komplexitäten sollten nach Chataika als produktiv und als Möglichkeit zu lernen betrachtet werden (Chataika 2012: 255; 260). Gleichzeitig sollen soziale, kulturelle, politische und wirtschaftliche Faktoren miteinbezogen werden. "Bedeutende Forschung" entsteht für Chataika dann, wenn Anforderungen nach nachhaltiger Entwicklung unterstützt werden und die lokale Bevölkerung darin eine führende Rolle übernimmt ("to support sustainable development demands").

Postkoloniale Ansätze können nach Chataika nützlich sein, um Unterdrückung, "Voicelessness", Stereotypisierungen ("them' and 'us"), neokoloniale und postkoloniale Tendenzen zu erkennen und zu bekämpfen und schlussendlich den Abgrund zwischen nördlichen und südlichen Räumen innerhalb der "disability and development research agenda" zu überbrücken.

Shaun Grech (2009) plädiert für Disability Studies, die "globale und lokale Welten" verbinden. Das erfordert aber "ernste epistemologische Begegnungen" mit anderen Bereichen wie beispielsweise "Entwicklung". So können nach Grech 2009 die Bereiche von Behinderung, Armut und Kultur überbrückt und deren "simultaner Präsenz und Einfluss auf das menschliche Leben" Rechnung getragen werden (Grech 2009: 780). Er verweist auf Whyte and Ingstads Ansatz (2007, 3; zit.n. Grech 2009: 775), der einen zugrundeliegenden Zugang fordert, der dort beginnt, wo Menschen leben, mit all ihren Interessen, Ressourcen, sowie der jeweiligen "politischen Ökologie", in der sie interagieren. Whyte und Ingstad fragen, was für sie, in diesem Umfeld, "behindernd ist". Dazu setzt Grech fort:

"Engaging with what surrounds disabled people and their families is pivotal, since, like other groups, their experiences and the possibilities and limitations they confront are largely contingent on the broader socio-cultural, economic and political environment. The assertion that disabled people are disproportionately unemployed, for example, must be viewed in the midst of mass unemployment and, in turn, poses challenges for the possibility of enhancing employment for disabled people in isolation from broader socio-economic problems. Engagement in complex and diverse livelihood activities (often in informal sectors) also may go unnoticed by the outsider looking for a single job remunerated employment (see Chambers 1997). Broader, context-specific issues, such as the role and influence of community and culture, the absence of welfare, dependence on natural resources, vulnerability to environmental stresses and shocks, chronic poverty, intra-household disadvantages, a rural-urban divide in formal services (e.g. health and education) and geographical dispersion, among others, are all too frequently bypassed when life is viewed through the industrialist, welfarist and individualistic lens of the west. At the most basic level, amidst such high levels of deprivation the emancipatory paradigm becomes a highly dubious endeavour." (Grech 2009: 775f.).

Auch Grech (2012) fasst die Forderungen nach einer Art "Critical Disability Studies" zusammen, die "open, situated around prioritising, engaging with and learning about the Global South in its full complexity" sind (Grech 2012: 52). So soll die Debatte zu Behinderung und Entwicklung "dekolonisiert" werden. Dazu müsste aber nach Grech eine gewisse Offenheit gegenüber Unsicherheit, Zufälligkeit und (Selbst-)Reflexivität Eingang finden, um neue Fragen stellen zu können und neues Lernen zu ermöglichen (vgl. Grech 2012: 65). In diesem Sinne muss nach Grech

eine Auseinandersetzung mit Geschichte und Kontext des jeweiligen Ortes stattfinden, über den geschrieben werden soll – und zwar auf einer Mikroebene. Und dies, ohne vorhandene Komplexitäten, Heterogenität und die Dynamik dieser Räume zu übergehen. Darüber hinaus sollen darin Verbindungen zu den "globalen Asymmetrien der Macht" identifiziert werden:

"We need to learn about the histories and contexts we are talking about at the most micro levels, and to do so without undermining the complexity, heterogeneity and dynamic nature of these spaces, and how they remain bound to global asymmetries of power – the neocolonial." (Grech 2012: 65).

Eine Möglichkeit, Vereinfachungen und kurzsichtigen Trennungen in "lokal" und "global" zu entgehen, stellt für Grech das Konzept der Hybridität dar:

"Hybridity usefully steers our thinking away from an over-glorification of the local and the traditional, these spaces and people as impenetrable to global influences and unwilling/unable to participate (although acknowledging this is often on unequal terms) or as simply assimilated or antagonistic to global factors and processes." (Grech 2012: 62).

Nach Grech (2012) geht es im Projekt der Critical Disability Studies darum, unterdrückte, marginalisierte, diskreditierte Wissensformen gegenwärtig und glaubhaft zu machen - "especially those by critical Southern thinkers, activists, and the disabled poor themselves, in particular those that dissent from the dominant debate." (Grech 2012: 66).

Zuerst müssen aber die eigenen Denkweisen, die dominanten Erkenntnistheorien, ja auch der Verstand "dekolonisiert" werden, um einen Raum zu betreten, wo Dialog innerhalb eines "transdisziplinären Projekts" (vgl. Grech 2012: 66) möglich wird:

"First of all: decolonise thought, our own dominant epistemologies, our minds, [...] open a space where dialogue transcends disciplinary, geo-political, epistemological and other boundaries." (Grech 2012: 66).

1.3.3 Daten zu Behinderung in Mosambik – wissenschaftliche Kontextualisierung

Im VIDC-Text von 2013 lässt sich Näheres zu Daten über Behinderung im mosambikanischen Kontext nachlesen: Dort geht es um die fehlende Ausfinanzierung des Nationalen Statistikinstituts INE für die Datenerhebung im Bereich von "Behinderung" (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 41), die Anpassung der Schätzung von der Anzahl von MMB in Mosambik von 1,8% (INE 1999) auf 6% (FAMOD/SINTEF/INE 2009) (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 42), sowie die Studien von FAMOD, SINTEF und INE von 2009 einerseits und RAVIM und Handicap International von 2010 andererseits – zu Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderung in Mosambik (Condições de Vida das Pessoas com Deficiências em Moçambique⁷³) und Maputo und Matola ("Menschen mit

73 Auf Englisch online unter Eide, Arne; Kalameri, Yusman (2009): Living Condition among People with Disabilities in Mozambique: A National Representative Study. <http://www.safod.org/Resource%20centre/LC%20Report%20Mozambique%20-%20final.pdf>

„The overall finding in the study is that individuals with disabilities and their households experience lower levels of living as compared to their nondisabled counterparts or households without disabled members. Indicators such as education, employment, economy, access to information revealed that there was a difference between the two

Behinderungen in den Suburbanen Zonen von Maputo und Matola. Soziale Repräsentation von Behinderung – Sozioökonomische Situation – Zugang zu Gesundheits- und sozialen Dienstleistungen – System lokaler Interessensvertreter.”⁷⁴) (vgl. Ebd). Diese Studien, die vor allem quantitative Daten liefern, wurden von ausländischen bzw. internationalen Institutionen finanziert (FFO⁷⁵, SAFOD⁷⁶, EU Delegation to the Republic of Mozambique).

Sozialen Verständnissen von Behinderung wurde allerdings in letzterer Studie ein eigener Abschnitt eingeräumt:

„According to this analysis, communities regard disability as primarily a medical problem, with a scientific, divine or mystical origin. Underlying the social inclusion problems faced by people with disabilities is the prejudice they face within their own communities. The people with disabilities who took part in this study spoke of how they were treated with contempt and scorn and even rejected by their fellow citizens in their local neighbourhoods, in stores, on public transport, in schools and businesses, and in the marketplace.” (HI/RAVIM 2010: 7).

Behinderung wird in dieser Studie als andauernde "Situation" verstanden, die sich aus einer Veränderung des Körpers ("impairment") ergibt. Eine Person gilt diesem Verständnis zufolge als "voll sozial teilhabend", wenn sie ihren alltäglichen Aktivitäten vollständig nachgehen kann:

„Disability - a person has a disability if he/she is subject to personal and/or environmental obstacles that limit his or her ability to carry on out normal day-to-day activities. Disability is a progressive rather than a static situation. This situation may be due to a reduction in impairments (alteration in the body), the development of abilities (reduction in impairments) or the adaptation of the context or environment (obstacles are transformed into facilitators to ensure the effective performance of a person's day-to-day activities). We refer to full social participation if a person is able to fully perform their day-to-day activities.” (HI/RAVIM 2010: 13)

groups.

A systematic difference between genders was found where females with disabilities scored lower on the main indicators of level of living. There are furthermore demographic differences indicating that individuals with disabilities found it was difficult to establish their own family and be independent of the household they grew up in. [...]

Individuals with disabilities in Mozambique largely become disabled early in life, many from birth and due to health problems. Improved health care for mother and child could have prevented many of these functional problems. There is a substantial gap in service delivery in that many do not get services that they need. The largest gap was found for educational services and vocational training, followed closely by assistive devices and welfare services. (iii)

The study further reveals that mobility, domestic life and learning/knowledge domains are the activity limitations and participation restrictions that individuals have most difficulties with. These should thus be given priority by DPOs, International Organisations and Governments when intervention is planned for.” (iv) (Eide/Kalameri 2009)

74 Auf Englisch online unter http://www.handicap-international.fr/fileadmin/documents/publications/Relatorio_GB_BD.pdf

Die Publikation von RAVIM über die Situation von Menschen mit Behinderungen in Maputo und Matola hatte ich schon vorher per Internetrecherche gefunden, abgesehen davon war es für mich überraschenderweise schwierig, noch andere Quellen in Bezug auf Mosambik und Behinderung zu finden. In Maputo hat mir dann Jorge Manhique von FAMOD sehr geholfen, von ihm bekam ich einige wichtige Dokumente, ohne die ich gewisse Teile dieser Arbeit nur schwer hätte verfassen können.

75 Norwegian Federation of Organisations of Disabled People <http://www.ffa.no/en-gb/>

76 Southern African Federation of the Disabled <http://www.safod.org/>

1.3.4 Behindertenbewegung in Mosambik. Tendenzen, Probleme, Einschätzung der staatlichen Politiken und Einrichtungen, sowie der Nützlichkeit der UNCRPD

In diesem Teil soll anhand von fünf "Kontextualisierungen" die Situation der Behindertenbewegung in Mosambik umrissen werden – auf der Grundlage von Informationen aus ausgesuchten Interviews, vor allem mit Vereinsvertreter_innen, aber auch Mitgliedern.

Vor welchen Herausforderungen stehen Disabled People's Organisations vor Ort - in den Städten Maputo und Beira - im Hinblick auf Möglichkeiten der Artikulation und der politischen Möglichkeiten zur Selbstvertretung?

KONTEXT I: Anfänge der Behindertenbewegung, veränderliche Tendenzen und Finanzierung

X und Y sind seit den Anfängen der Behindertenbewegung Ende der 1980er-Jahre dabei, als sich die Gründer_innen rund um Fátima Gulamo in unregelmäßigen Treffen zu organisieren begannen. Sie besuchten Tansania, Sambia und Zimbabwe, begleitet von einer Mitarbeiterin des Gesundheitsministeriums, um von anderen Verbänden zu lernen. Y bezeichnet diese Reisen als interessant, weil sie die Möglichkeit hatten zu lernen, um ihr Wissen danach in Maputo anzuwenden. 1989 wurde ADEMO gegründet, im selben Jahr trat auch Moresse bei, um Teil einer Gruppe zu sein, denn Einheit macht stark.

1989 war es laut Y noch einfach – sowohl ökonomisch, als auch organisatorisch.

Die Kommunikation der ersten 7, 8 Jahre war "intern", danach kam es zu einer Öffnung und zu Kontakten zum Ausland (Y). Y ist nach eigenen Angaben die einzige gewesen, die damals ein fixes Einkommen hatte und Ausgaben aus der eigenen Tasche bezahlte, wenn es keine Mittel gab. Sie trafen sich in den ersten 10 Jahren noch in Ys eigenem Haus, wo sie auch ein Büro hatten. Sie "machten viel Lobby" und "Sensibilisierung", Kampagnen, interne Workshops, verbreiteten die Statuten und arbeiteten mit der Regierung. Sie bekamen Geld von der Regierung, um sich mit den Provinzen zu vernetzen, nachdem die Verbindung in Maputo gegründet worden war. Sie reisten in die Provinzen. Die Kommunikation lief damals ansonsten über Telefon, Briefe, Fax. Die Provinzen waren "autonom": In der Generalversammlung wurde ein gemeinsamer Plan erarbeitet und je nach der "eigenen Realität" hatten die Provinzen nach Y die Autonomie, eigene Projekte durchzuführen. Sie spricht danach von einer "Semi-Autonomie" von Anfang an, was bedeutet, dass jede Provinz ihre eigenen Partnerorganisationen hat. Für einen Austausch fuhren sie in die Provinzen, oder Vertreter_innen der Provinzen kamen nach Maputo, je nachdem, wer es sich leisten konnte. So sei die ADEMO langsam gewachsen. Die erste Partnerschaft mit einer internationalen Organisation

hatten sie 1996 mit *Handicap International*, die damals die Errichtung des Büros finanziell unterstützten und mit denen bis heute zusammengearbeitet werde (aktuell in einem Projekt zu Erwachsenenbildung - "educação para adultos"). Danach folgten "Partnerschaften" mit Organisationen aus Irland, Frankreich, Schweiz, Holland, später auch mit dem *Lottery Fund*. Auf meine Frage, ob die Organisationen zu einer Zusammenarbeit erst überzeugt werden mussten, antwortet Y, dass durch die Aktivitäten von ADEMO klar war, dass sie konkrete Aktionen hatten (Könnte eventuell als Kriterium für Glaubwürdigkeit verstanden werden).

Für das ADEMO-Haus hätte Y fünf Jahre lang Mittel gespart, das Geld war von allen möglichen Leuten beigesteuert worden. Es sei nun "unser" Eigentum/Erbe ("património"), nach vielen Jahren der Freiwilligenarbeit und vielen Opfern – während sie im Bildungsministerium arbeitete. Sie betont, dass sie die einzige Organisation mit eigenem Sitz seien – was sie als Frucht ihrer Anstrengungen sieht – "consegui este projeto": "ich habe dieses Projekt geschafft".

Meine Frage, ob mein Eindruck, dass Menschen mit körperlichen Behinderungen in der bestehenden Vereinslandschaft innerhalb von FAMOD stärker vertreten seien, zutrifft, bejaht Y: Schon seit den Anfängen habe es viele Menschen mit physischer Behinderung in der Bewegung gegeben. Es sei in den Statuten der ADEMO aber festgelegt, dass der Verband Menschen mit allen Behinderungen zugänglich sein solle. Später gab es dann immer mehr spezialisierte Organisationen, die erste war ADEMIMO, die Assoziation der (para-)militärischen Kriegsversehrten 1992. Ihr folgten ACAMO, AMOFAS, ACRIDEME, AJODEMO (usw.) die aber überwiegend – 17 von insgesamt 21 Assoziationen – Mitglieder von FAMOD wurden. In den Statuten stehe schließlich, dass alle Formen von Behinderung ihre eigenen Verbände haben dürfen sollten. Auf meine Frage, wieso die vier überbleibenden Verbände keine Mitglieder seien, reagiert sie ausweichend – es sei "schwierig".

Nach der Schaffung der ADEMO hat sich auch die Vereinslandschaft diversifiziert, es entstanden viele neue und spezialisierte Organisationen, deren neue Köpfe oft schon bei der ADEMO gewesen waren.

Zuerst standen die Themen Integration von MMB in die Gesellschaft, gleiche Rechte, die Betonung der individuellen Persönlichkeit (als Person gesehen werden), Mobilisierung, Pressekontakte, Bewusstseinsbildung und die Herstellung von Handbüchern im Mittelpunkt des Interesses. Die "Política para a Pessoa Portadora de Deficiência" von 1999 war ein Resultat dieser "assoziativen Bewegung".

Aktuelle Themen sind für X Rechte, Selbstbewusstsein, Gleichheit, das Bündeln von Kräften und Frauen mit Behinderung eine "Stimme zu geben". Darüber hinaus hat sich für sie der Fokus zum

eigenen Wunsch hin verschoben, Teil der (größeren, evtl. der internationalen) Bewegung zu sein, sich aber auch an Entwicklungsprozessen, Planung und "Mainstreaming" zu beteiligen. Sie möchte Teil von Prozessen sein, in denen sie ihre eigenen Interessen vertreten kann. Von ihrem Verband werden von Mitgliedern Sensibilisierungen in Schulen angeboten (Workshops?), außerdem Projekte zur HIV-Prävention und zur Einkommensgenerierung (Nähen zum Selbsterhalt). In dem Verband sind vor allem Menschen mit visueller und physischer Behinderung, allerdings keine Frauen mit "mentaler Behinderung", und zwar auch nicht als Zielgruppe für Sensibilisierungen, denn darin würde eine "Herausforderung" liegen. Auch X bestätigt meine Beobachtung, dass Menschen mit "mentaler Behinderung" in FAMOD nicht sehr stark vertreten wären. Auf mein Nachfragen zählte X diese – und zwar noch mehr als "wir alle" – zu "vulnerablen Gruppen".

Mit internationalen Organisationen hat auch X Erfahrungen – u.a. mit *Handicap International*, *Abilis* (Nähen), aber auch dem Frauenministerium (allerdings im Bereich "Frauen"). Sie hat gute Erfahrungen gemacht, allerdings gibt es nur wenige Mittel, die zur Verfügung gestellt werden. Es reicht nur dazu, die Verbände am Leben zu erhalten. X hat an einem Workshop zu "Capacity Building" von *Power International* teilgenommen. Bei der EU habe sie versucht, einen Kontakt herzustellen, aber keine Antwort erhalten.

X spricht kritisch den "Voluntarismus" an, der für sie eine ambivalente Konnotation zu haben scheint (zu einem anderen Zeitpunkt merkte sie an, ihr Engagement nichts bezahlt zu bekommen).

Eine Tendenz der letzten Jahre beobachtet Y darin, dass Gelder für behinderungsrelevante Themen schwerer verfügbar seien, weil die Distriktebene inzwischen – gegenüber Maputo – als Handlungsebene bevorzugt werde. Das sieht sie als Resultat der internationalen wirtschaftlichen Konjunktur. Ausländische Organisationen akzeptierten laut Y nur einige wenige (Themen-)Blöcke und Aktivitäten. Auch die Regierung gebe kein Geld. So könne nur in sehr kleinem Rahmen geplant werden. Das Leben in Mosambik sei Y zufolge dieser Tage so schwierig wie in den 1990er Jahren. Internationale Organisationen seien, wie schon erwähnt, in die Distrikte abgewandert und arbeiteten immer weniger auf "nationaler" Ebene. Zusätzlich gebe es keine wirtschaftliche Entwicklung wegen der Wirtschaftskrise - Organisationen würden deswegen das Land verlassen.

Z gehört einer jüngeren Generation von Menschen an, die in der Behindertenbewegung in Mosambik, in diesem Fall in der Stadt Beira, einen Ort gefunden haben, wo sie sich engagieren können. Darüber hinaus bietet er manchen mittelfristige Sicherheiten und Verdienste. Er hat bei einer DPO eine Ausbildung für Gebärdensprache und Informatik gemacht. Z ist Koordinator eines

Verbandes, der sich für die Ausbildung von Jugendlichen mit Behinderungen und deren Integration in den Arbeitsmarkt einsetzt. Er erzählt von den Barrieren innerhalb der Lehrer_innenausbildung und wie im Rahmen seiner Arbeit versucht wurde, Lobby zu machen. Zusätzlich würden aber auch andere Ausbildungsmöglichkeiten und Praktika – vor allem im (eher staatlich dominierten) Bildungs- und Gesundheitsbereich – organisiert. Hier bestünden Partnerschaften zu *Young Africa* und *Instituto Nacional de Emprego e Formação Profissional* INEFP, einem staatlichen Zentrum für Arbeit und Berufsausbildung.

Davor war er als Lehrer tätig, zum Zeitpunkt des Interviews war er Teil des Organisations-Dreigespanns das vorübergehend FAMOD (Provinz Sofala) vertritt, da dieser Verbandszusammenschluss momentan keine "Partner" hat. Er partizipiere regelmäßig an Treffen, die monatlich stattfinden. Sie würden gerade gemeinsam die "Woche der Behinderung" ("semana da deficiência") erarbeiten und verschiedene gemeinsame Aktivitäten planen: Unter anderem seien alle Verbände dazu eingeladen, den Film "De Corpo e Alma" (Body and Soul) anzusehen, danach werde es eine Diskussion über Barrieren in Beira geben.

Darüber hinaus sei er Gebärdensetzer im "Provinziellen Beirat zum Bereich Behinderung". Z ist verheiratet und hat einen Sohn.

Z gibt ein Beispiel für die Außenabhängigkeit vieler mosambikanischer DPOs: *Abilis* habe ein Projekt finanziert, das FAMOD (Provinz Sofala) damals die Existenz gesichert habe, es habe z.B. für Büroausstattung und Transport gesorgt. Das Projekt sei über *Handicap International* gelaufen – die hätten in Beira allerdings inzwischen mit einigen Aktivitäten aufgehört und würden sich jetzt nur noch um den Bereich Entminung kümmern. So habe FAMOD die Finanzierung verloren und es sei seitdem schwierig, neue Geldgeber_innen zu finden.

Als einzige Organisation, die mit mentaler Behinderung arbeitet, nennt Z ACRIDEME, die nicht nur mit Kindern, sondern auch mit älteren Menschen arbeite. Z bezeichnet den Bereich "mentale Behinderung" als einen "sehr schwierigen" ("é uma area muito difícil"). Allein wenn es darum gehe, um Finanzierung anzusuchen, seien folgende Fragen schwierig zu beantworten: Welche Art von "Unterstützung" kann geboten werden? Welche Art von "Rehabilitation" soll angewendet werden? Es handle sich um die am meisten viktimisierte Behinderung ("é a deficiência mais sacrificado"). Dieser Umstand stelle ein "großes Problem" dar. Seit einem Jahr gebe es keine Finanzierung mehr. "É uma altura mais difícil para as associações". Z betont erneut, welche große "Herausforderung, die Anforderungen zu beseitigen" bestehe (er nennt Papiere, Noten, Zertifikate), also nicht nur bürokratische Hürden, um Menschen mit Behinderung zu integrieren. Er sei vor drei Monaten in Maputo gewesen, um beim Bildungsministerium deswegen vorzusprechen, genauso beim Provinziellen Beirat: Darauf hätte es aber keine Reaktion gegeben.

Die Frage der Integration "anderer Behinderungen" bleibt also schwierig. Es gebe zwar viele Verbände, es fehle aber an "Ernsthaftigkeit". Darüberhinaus gebe es momentan in Beira nur LFTW als potenziellen Partner. *Handicap* sei nicht mehr wirklich interessant für sie und so würden viele ohne Mittel bleiben.

Behindertenbewegung: Persönliche Zugänge von Vereinspräsident_innen, die seit Anfang an involviert sind

Moresse, zum Zeitpunkt des Interviews noch FAMOD-Präsident, persönlich sagt, er habe die Behinderung "hinter sich gelassen", denn er habe studiert und eine Arbeit als Rechtsanwalt. So kämpfe er für die "Rechte der anderen", die "noch" mit Behinderung leben. Die "Anderen" seien für ihn die Mehrzahl der MMB, die in Armut leben, uninformatiert sind, keine Vorbildung hätten. Er möchte sie und ihren Selbstwert stärken, sie mobilisieren, über ihre Rechte informieren und gegenüber dem Staat vertreten. Seine persönliche Motivation liege darin, denjenigen, die von der Gesellschaft nicht wahrgenommen würden, eine "Stimme zu geben".

X beschreibt ihr Leben vor der Behindertenbewegung als von einem Mangel an Vertrauen gekennzeichnet. Inzwischen gehe es vermehrt darum, wie man die Ansprüche der Konvention mit der Praxis vereinen könne. Trotzdem habe sie mit ihrer Familie Glück gehabt, da ihre Eltern eine "positive Vision" gehabt und ihr eine schulische und universitäre Ausbildung ermöglicht hätten. So hätte sie heute Arbeit.

Gefragt danach, wie es Y vor ihrem Engagement in der Behindertenbewegung gegangen ist, antwortet sie ausweichend. Es entsteht eine kleine Debatte über die Sinnhaftigkeit dieser Frage nach ihrem "persönlichen" Zugang. Sie lenkt daraufhin ein und erklärt, dass sie integriert gewesen sei, eine Familie gehabt hätte, die ihr Schulbildung und Studium ermöglichte. Sie machte ihren Abschluss und arbeitete. Persönlich hatte sie nie ein Problem, im Gegensatz zur Mehrzahl derer, die nicht zur Schule gingen und "leiden" würden. Sie unterstreicht, dass das jedoch ihr "persönlicher Fall" sei. Y hat damals gehört, dass es "im Ausland" Behindertenbewegungen gebe und wollte daraufhin auch in Mosambik eine ins Leben rufen.

KONTEXT II: Die Dachorganisation der Behindertenorganisationen in Mosambik – FAMOD

Moresse sieht FAMOD als "Prozess".

FAMOD will Kräfte bündeln und als Forum fungieren. Hier spreche man dieselbe Sprache. Durch eine gemeinsame Sprache und zusammengefasste ("gebündelte") Gesamtheit haben die Behindertenorganisationen mehr Kraft für gemeinsame Themen wie die Verbreitung und Verteidigung der Rechte von MMB. Gemeinsame Interessen führen zu einer "Vereinigung".

Spezialthemen werden in Spezialorganisationen, je nach "Typologie der Behinderung", behandelt. Momentan kämpft FAMOD mit fehlenden Mitteln, um eine Versammlung einzuberufen und neue Wahlen abhalten zu können. Dafür müssten Delegierte aus allen Provinzen nach Maputo geholt werden – und das kostet. 2008, als die letzten FAMOD-Präsidentschaftswahlen abgehalten wurden, hat es noch Finanzierung gegeben, inzwischen hat sich die Lage der Weltwirtschaft verschlechtert. Darauf führt Moresse die Schwierigkeiten zurück, Gelder und Partnerorganisationen aufzutreiben. Eine Finanzierung ist leichter zu organisieren, wenn internationale NGOs wie *Handicap International* oder *Power International* als Vermittlerinnen mit der EU agieren (Moresse, Y). Bereiche, in denen momentan Projekte bestehen, sind "inklusive Bildung für Kinder", "Alphabetisierung", HIV/Aids, Entminung und Verbreitung der UNCRPD. Über FDLP hat FAMOD auch Kontakt zur Weltbank gefunden (Versammlung zu Barrierefreiheit und Armut von MMB). Um Finanzierung zu bekommen, müsse man glaubwürdig sein, regelmäßige Versammlungen und einen Strategieplan haben, ernsthaft sein, glaubwürdige Projekte vorweisen können. Meine Frage, ob es stimmt, dass manche Führungspersonen mosambikanischer DPOs auch eine staatliche Anstellung haben, bestätigt er und betont die schwierige Situation, in denen sie sich befinden. Für X besteht die Rolle von FAMOD darin, die Konvention zu verbreiten. Sie verweist darauf, dass auch bei FAMOD versucht werde, der Konvention zu "folgen" – vor allem in den Bereichen Sensibilisierung und Frauenrechte.

Vielfalt und FAMOD

Moresse sieht die "Vielfalt der Behinderungen als Reichtum". Die verschiedenen Organisationen nach "Typen" findet er begrüßenswert, weil damit eine größere Sichtbarkeit erlangt werden kann. "Trotz" verschiedener behinderungsspezifischer Unterschiede "sind sie alle behindert" und müssen vereint für ihre Interessen als Gruppe kämpfen. Er betont wie wichtig es sei, nicht in vereinzelten Grüppchen zu kämpfen. Deswegen müsse es um Über-Individuelles gehen, Konflikte innerhalb der Gruppe seien zu vermeiden. Was sie eine sei die Forderung nach Menschenwürde, die ein Menschenrecht sei, und die Überzeugung, dass MMB auch Menschen seien.

Im Gegensatz dazu verweist er gegen Ende des Interviews auf Spannungen innerhalb von FAMOD, als er davon spricht, dass ihm von Kolleg_innen vorgeworfen worden wäre, nichts zu tun. Deswegen möchte er gern den Platz freimachen, um anderen, die glauben es besser machen zu können, den Vortritt zu lassen.

"FAMOD Zentral" mit Sitz in Maputo hat momentan nur in drei Provinzen Projekte, mit den anderen bestehen Kommunikationsschwierigkeiten. Einige FAMOD-Ableger haben – je nach

"Stärke" der Assoziation – lokale Projekte und "eigene Aktivitäten", die sie scheinbar autonom verfolgen. Er meint zwar, dass es notwendig ist, Kommunikation aufrecht zu erhalten (z.B. um ein Projekt zu Inklusiver Bildung auf nationaler Ebene zu planen) und Informationen regelmäßig auszutauschen. Er sieht dies allerdings als "Herausforderung" an. Als Möglichkeit nennt er die Beschaffung von Telefonen und Faxgeräten.

C betont in unserem Gespräch, dass es unter gewissen Umständen auch innerhalb von FAMOD zu Ausgrenzungen kommen könne – durch das Fehlen von Gebärden-Übersetzer_innen.

Mögliche Gründe gegen den Beitritt zu einem Verband; für das Austreten aus einem Verband

Moresse lokalisiert das Problem im Analphabetismus unter MMB und im daraus resultierenden Unwissen über das Bestehen von FAMOD. Mit mehr Information will er dem gesteuern. Darüberhinaus führt er eine große Diskrepanz zwischen Wünschen (Geld, Hilfsmittel) der Mitglieder an die Behindertenorganisationen und den tatsächlichen Angeboten an. Dafür gebe es zu wenige Kapazitäten. So verlassen viele Mitglieder mit enttäuschten Hoffnungen die Organisationen. Er vergleicht diese Problematik mit der Wahl einer Partei.

X verschließt sich zuerst dieser Frage, denn ihr zufolge wissen viele Leute in urbanen Gebieten wie Maputo Bescheid. Sie relativiert und verweist auf ländliche Gebiete, wo viele Menschen hart arbeiten würden und andere Sorgen hätten. Darüber hinaus vermutet sie einen Zusammenhang mit der allgemeinen nationalen "Konjunktur": Es gebe keine Mittel. Auch Y antwortet in diesem Sinne. Früher hätte es bei der ADEMO viel mehr Mitglieder gegeben. Es gebe nach Y keine Materialien und viele MMB hätten keine Bildung und Hunger. Sie hätten also wichtigere Interessen: ans tägliche Brot zu kommen. Auch Y nimmt Bezug auf die ländliche Bevölkerung: Die Situation am Land sei schwierig, die Leute müssten ans Überleben denken und haben keine Zeit für Aktivitäten in Verbänden.

Genauso begründet Z den Rückzug früherer Mitglieder aus den Verbänden damit, dass viele Menschen sich vom "Sozio-Aktivismus" ein falsches Bild machen würden und durch einen Beitritt einen persönlichen, konkreten Nutzen erhoffen würden. Oft seien sie dann zu "ungeduldig", eine Ausbildung zu machen, oder nähmen den Verband an sich nicht ernst. Viele würden das Größere nicht verstehen, das dahinterstehe. Ein weiterer Grund könnte laut Z aber auch sein, dass sich manche Verbände nicht richtig verhalten und falsche Versprechen machen würden. In manchen Fällen würden Verbände überdies Mittel für eigene Geschäfte kanalisieren und den Gewinn nur für die eigene Familie verwenden, ohne die Mitglieder daran teilhaben zu lassen.

Auf meine Frage, wie Informationen verbreitet würden, betont Z, dass es sich um eine "Herausforderung für uns alle" handle, die Sensibilisierung und Verbreitung miteinschließen müsse.

Viele Leute wüssten schließlich nichts über ihre Rechte, die regelmäßig verletzt würden. Es gehe um eine "Conscientização" (einen Bewusstwerdungsprozess), dazu seien viele Projekte nötig, die anwaltschaftlich arbeiten sollten, und eine Stärkung der Bewegung. Z verweist außerdem auf regionale Unterschiede: Manche Provinzen seien sehr stark "fragmentiert": Sie müssten vermehrt in Gemeinden gehen, beispielsweise einen Raum im Fernsehprogramm "erobern" ("conquistar"), um so Anwaltschaft zu machen und mehr Leute zu erreichen. Damit würden sich mehr Mitglieder anschließen ("afilhar" sagt er hier eigentlich, darin steckt das Wort "Patenkind") und Ideen könnten ausgetauscht und somit könnte man vorankommen ("avançar" hat viele Bedeutungen: 1. Truppen vorrücken lassen, Uhr vorstellen, Arbeit, Schüler vorwärts bringen, Entwicklung vorantreiben, Kopf, Geld vorstrecken, Behauptung vorbringen, técn. Vorbringen; 2. fortschreiten, vorankommen). Er verweist darauf, dass die Bewegung im Norden sehr schwach sei. Das weiß er, weil es Ableger von manchen Verbänden gebe, die auch im Norden arbeiteten (z.B. Nampula: "há muito fraqueza"). Maputo und Beira würden eher zu jenen Provinzen gehören, die sich sehr auf Behinderung fokussieren, andere täten das nicht.

Gründe aktueller Mitglieder für ihre Mitgliedschaft beim jeweiligen Verband – Kontakte, Bereiche, Möglichkeiten, Erfahrungen, Vernetzung, Sichtbarkeit (3.12.)

Bevor B zur ihrer Organisation gekommen ist, wusste sie nicht, wie sie weiterleben sollte, sie war verzweifelt mit ihrer Lebenssituation. Die Organisation habe ihr moralische Unterstützung geboten. Sie hätten ihre Art zu denken verändert, das habe sie wie "neu" geschaffen. Sie fühle sich hier wie in einer Familie ("wie das Kind zum Vater").

Im Rahmen von SIOAS spricht sie von ihren "Brüdern" in den Distrikten. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, nutze sie sich selbst "als Beispiel". Gemeinschaftliche Aktivitäten würden für sie eine gute Möglichkeit darstellen, um "ein bisschen zu verdienen". Sie habe an Seminaren von FAMOD teilgenommen, ebenso von *Handicap International* zum Thema HIV/Aids und Behinderung. Für andere Organisationen habe sie keine Zeit, als ich sie konkret frage, ob sie auch Mitglied der Assoziation von mosambikanischen Frauen mit Behinderung (AMMD) ist.

G hingegen ist kein Mitglied eines Vereins. Er erzählt jedoch, dass er manchmal an Versammlungen der ADEMO teilnimmt und verweist auf eine Veranstaltung der Vorwoche, von der er über B erfahren hat. Er spricht positiv darüber und erzählt, dass er viel dazugelernt habe: von dem Bestehen eines Verbandes von Menschen und Angehörigen mit "mentaler" Behinderung (ACRIDEME), die besonders "diskriminiert" würden und von der Gesellschaft als "verrückt" dargestellt würden. Eine weitere Organisation von Menschen mit auditiver Behinderung habe sich ebenfalls vorgestellt. Er habe allerdings nur die kulturellen Beiträge ganz mitbekommen, weil er zu

spät gekommen sei: Ein Tanz von Menschen mit "physischer Behinderung" habe ihn besonders berührt. Für G sei dort gezeigt gezeigt worden, dass es möglich sei, die (körperlichen?) Schwierigkeiten zu überwinden ("superar"): Einer der Tänzer hab auf seinen Händen getanzt, das habe für G gezeigt, dass eine "Behinderung" nicht unbedingt ein "Hindernis" bedeuten müsse.

Anfangs habe G zwar manche Sachen nicht verstanden, sei aber mit der Zeit darauf gekommen, wie die Dinge funktionierten. Außer B habe er dort niemanden gekannt. An ähnlichen Versammlungen habe er bislang nicht teilgenommen und er kenne auch keine ähnlichen Verbände. Nach G könnte Uninformiertheit der Hauptgrund dafür sein, dass nicht mehr Mitglieder in Verbänden organisiert sind. Er könne sich allerdings vorstellen, sich in Aktivitäten wie Tanzen einzubringen, wenn ihm jemand zeige, wie es geht. Er würde gerne Zeit mit MMB zu verbringen, weil "wir alle Brüder sind" und sich gegenseitig helfen könnten. Internationale Organisationen kennt G keine.

H kenne FAMOD nicht, auch der Welttag der Menschen mit Behinderungen sage ihm nichts. In den Anfangszeiten der ADEMO habe er sich noch engagiert, als er aber gemerkt habe, dass er keine direkten Vorteile durch eine Mitgliedschaft gewinnen würde, sei er ausgetreten. Die Mitgliedsbeiträge seien ihm zu hoch gewesen, aber näher wolle er sich dazu nicht äußern.

Z hat bis zu seiner Ausbildung im Rehabilitationszentrum nichts von der "Bewegung" gewusst und selbst viele Vorurteile gehabt. Zuerst habe er nicht teilnehmen wollen, da er nicht gewusst habe, dass es auch Verbände gebe, die eine "Vision geben" und für "gleiche Rechte kämpfen" würden. Doch durch seinen Kontakt zu anderen Leuten habe er gesehen, dass es nicht nur er ist, sondern habe andere Leute getroffen, die "verhältnismäßig ärmer" dran waren als er selbst ("mais coitados em relação" "arm"). Dort habe er auch viel über Informatik für Menschen mit visuellen Behinderungen gelernt, sowie Gebärdensprache. Z beschreibt dieses Kennenlernen als positive Erfahrung: Er wurde bei der namentlich nicht genannten Organisation freundlich empfangen und fand mit anderen Menschen dort einen Raum vor, in dem er sich wohl gefühlt habe ("encontremos espaço, ficas mais à vontade"). Sein Interesse an der Braille-Schrift und Gebärdensprache wurde – genauso wie sein Ehrgeiz, diese zu erlernen – durch andere Leute geweckt. Außerdem habe Z dort erfahren, dass es "spezifische Ressourcen für Menschen mit Behinderung" und adaptierte Hilfsmittel gibt.

Zu diesem Zeitpunkt habe er sich erstmalig als MMB identifiziert – davor habe er ein "sehr großes Vorurteil" gehabt. Nachdem er den Kurs besucht habe, hätte er erst gemerkt, dass es nicht nur um den Kurs selbst gegangen sei; er habe geholfen, sein Überleben zu sichern und sich weiter zu entwickeln und anderen zu helfen. Es gehe schlußendlich darum, sich zusammenzutun, um gemeinsam stärker gegen Barrieren aufzutreten. Er hätte danach in seiner eigener Arbeit seine Vorkenntnisse miteinfließen lassen, was ihm mit unterschiedlichen Schüler_innen geholfen hat.

Befragt nach gemeinsamen Aktivitäten, wie z.B. am 3. Dezember, antwortet S, dass er bereits dreimal an Aktivitäten zum 3. Dezember teilgenommen habe. Hier spricht er in der Mehrzahl "wir, als Kranke, Behinderte haben teilgenommen" hier kommt die Getrenntheit von "krank" und "behindert" wieder zum Vorschein. Es hänge viel von der Finanzierung ab – früher hätte es einen Imbiss gegeben.

Für L sind Verbände in erster Linie dazu da, um ihren Mitgliedern zu helfen. Momentan sei das aber nicht der Fall. Zumindest könnten die Verbände Personen zusammenbringen, um sie leichter kontaktierbar zu machen.

Sichtbarkeit – Der 3.12. (Internationaler Tag von Menschen mit Behinderung). Vielfalt und Einheit

Für X muss der 3. Dezember gefeiert werden. Es werde auch in Mosambik gebührend gefeiert, gelacht und geredet. So werde Aufmerksamkeit auf die Thematik gelenkt. Was sie an diesem Tag vereine und zusammenbringe, sei die geteilte Erfahrung der Exklusion ("mentale Behinderung" kommt in ihrer Aufzählung nicht vor). Alle seien mit unterschiedlichen Problemen konfrontiert und es gebe "spezifische Fälle". Wenn es aber um "Integration" gehe, würden sie als Gruppe zusammenhalten.

Mitglieder:

Am 3. Dezember "marschieren" sie gemeinsam und zeigen, was sie schon erreicht haben. In diesem Rahmen können sie ihre "Kapazität" zeigen (B).

Am 3. Dezember nimmt F an den Umzügen und Aktionen nicht teil, weil er nicht mit Leuten in Verbindung gebracht werden will, die auf der Straße leben und betteln. Er hat eine andere Sichtweise und will diesen Tag nicht feiern, er hält ihn für diskriminierend. Auch die Tendenz, dass viele alte Menschen mit auf die Straße gehen, stört F.

KONTEXT III: Politiken, Staat und internationale Gemeinschaft – Bewertungen von Verbandsvorständen und Mitgliedern

X nennt Veränderungen auf politischer Ebene, die langsam in Gang kommen. Impulse dafür kommen aus dem nationalen und internationalen Kontext. Sie spricht von einer nötigen "Domestizierung" der UNCRPD in Mosambik. Nur so könne sie Realität werden. Dazu nehme sie an regionalen Foren teil und bringe sich in den CNAD ein, in dem sie Sekretärin ist – zum Zeitpunkt des Interviews allerdings erst kurze Zeit im Amt war. Sie arbeitet darüber hinaus in einem anderen Bereich im Ministerium (Bildung?), wo sie Behinderung als transversales Thema verstehe, da sie jede_n einmal betreffen könne. Für diese Arbeit werde sie bezahlt, es reiche aber nicht fürs

Leben. Für ihre Arbeit bei der Assoziation bekomme sie nichts, weil das als "Freiwilligenarbeit" gesehen werde. Ihre Funktion im CNAD sieht sie als Koordinatorin von Politik und Vertreter_innen der Zivilgesellschaft. Sie wisse nicht, wie lange sie diese Rolle innehaben, oder sie schon bald wieder abgesetzt werde.

Moresse wünscht sich für die verlängerte African Decade of Persons with Disabilities (2009-2019) stärkeres Engagement und lokale Anpassungen.

Internationale Ziele wie die MDGs hält er für "Utopien", die nicht der Realität entsprechen. Als politisches Symbol hält er sie aber für gut.

Der Staat habe mit der Ratifizierung der UNCRPD Verpflichtungen und Verantwortungen übernommen, die es nun einzufordern gelte. Er versuche, im Rahmen des CNAD – in dem auch Mitarbeiter_innen des Arbeits-, Gesundheits-, Verteidigungsministerium sitzen – sowie in anderen Kreisen darauf hinzuweisen. Das Verkehrsministerium sei dort allerdings nicht vertreten, was er für einen Fehler halte, da Transport ein sehr wichtiger Bereich für MMB sei. Der CNAD tage zweimal jährlich, funktioniere aber nicht wie erwünscht, weil es kein eigenes Budget gebe. Finanziell hänge er also vom Frauenministerium ab, das ohnehin einen sehr kleinen Spielraum habe. Trotzdem sehe er die Möglichkeit, damit anzufangen, "Behinderung" im Rahmen des CNAD als transversales Thema zu denken. FAMOD müsse dort Lärm machen und die Regierung an ihre Pflichten erinnern. Allerdings seien manche Ministerien nie im CNAD vertreten und delegierten inkompetente Vertretungen, um Entscheidungen zu fällen. Darin liege die Schwäche dieser Einrichtung.

Vom Staat wünscht sich Moresse Bedingungen für eine Verwaltung, die die "effektive Realisierung" der UNCRPD fördert. Doch momentan passiere "sehr sehr wenig". Die MMB kämen in der Präferenzliste des Frauenministeriums mit seinem kleinen Budget immer an letzter Stelle. Von "Mainstreaming" könne keine Rede sein.

FAMOD arbeite mit dem Frauenministerium zusammen, weil es für Menschen mit Behinderung zuständig ist. "Formell" gibt es keine Probleme, er kritisiere aber die Gängelung von Regierungsseite, wenn sich FAMOD "querlegt". Sie sind unzufrieden mit der mangelnden Erfüllung der Versprechen der Regierung, sei es durch die Nationale Politik für Menschen mit Behinderung oder die Ratifizierung der UNCRPD.

Die Umsetzung der bestehenden Politiken ist schwer zu überprüfen, weil es keine Quoten und keine Daten gibt, um sie zu messen. Konkret in Bezug auf die *Strategie MMB im öffentlichen Dienst* verweist er auf die schlechten Bildungsgrade der Mehrzahl der MMB. Würde es Quoten geben, würden sie die Bedingungen größtenteils durch einen schlechten Bildungsgrad trotzdem nicht erfüllen können. Mosambiks Problem sei nicht, dass es zu wenig "hübsche" Gesetze gebe, sondern

dass deren Implementierung und Umsetzung viel zu wenig verfolgt werde. Er kritisiert die fehlende Ausfinanzierung.

Ähnlich verhält es sich mit dem PNAD – ohne konkrete Umsetzungspläne sei dieser nicht mehr als ein "toter Text". Der PNAD I hätte kein Budget gehabt und habe dadurch "nie funktioniert" (Moresse, Y). PNAD II ist seiner Meinung nach sozusagen dasselbe in grün ("copy-paste"), obwohl DPOs in dessen Erarbeitung miteinbezogen worden seien. Solange der Staat keine Finanzierung für die Umsetzung und Personal bereit stelle, funktioniere es nicht. FAMOD habe diesen Standpunkt verfolgt, sei von der Regierung aber in die Schranken gewiesen worden ("jedes Ministerium wird sehen was es tun kann"). Auch wenn konkrete Verantwortlichkeiten in konkreten Ministerien verortet worden seien, werde Untätigkeit mit mangelnden finanziellen Mitteln legitimiert. Alles laufe über den Staat – ohne seine Kooperation könne an dieser Situation nichts Grundlegendes verändert werden.

Auch X verzeichnet kaum Ergebnisse in der Umsetzung des PNAD II. Obwohl er sehr umfassend sei, seien Veränderungen nur schwer zu erkennen. Viele Bereiche im PNAD richteten sich an Ministerien, damit handle es sich für sie um einen Umsetzungsplan, der genauso für die Regierung gelte. In der Umsetzung der PARPs sieht sie allerdings noch weniger Auswirkungen, sie bestünden als "Philosophie" für die Regierung. Sie denkt nicht, dass sich durch die angesprochenen Pläne allein etwas für MMB verändern würde. Sie deutet dabei die Wichtigkeit internationaler (Geld-)Geber_innen an. Der Staat habe zwar Verpflichtungen, aber kein Geld.

Auch Z spricht über die potenzielle Nützlichkeit der UNCRPD. Er kenne die Konvention, er habe sie oft gelesen. In seinem Projekt gebe es den "Aspekt Anwaltschaft". Es gehe darum, mehr Raum für das Thema Behinderung zu schaffen. Die Rechte seien durch die Konvention eine "aufgeschriebene Sache" – quasi schwarz auf weiß ("uma coisa escrita"). Sie müssten dadurch nicht mehr um irgendwelche "Gefallen" bitten ("favor"), sondern es stehe dort geschrieben, dass sie dieselben Rechte hätten wie alle anderen Bürger_innen. Es gehe darum, Gesetze und Konvention zu verbreiten, es solle vermehrt darüber gesprochen werden ("fazer falar"), die Menschen müssten "sensibilisiert" werden. Im Bereich der öffentlichen Dienstleistungen gebe es beispielsweise das Gesetz der Zugänglichkeit, wozu es in der Konvention einen Artikel gebe. Der sei bereits geschrieben, die Regierung habe die Konvention schließlich akzeptiert, das mache die Umsetzung (eigentlich) "leicht". Sie würden in Beira die Gesetze nutzen wollen, um einen "Raum" zu schaffen für eine "sehr große Bewegung". Sie sollten sich "nicht ausruhen".

Auf meine Frage, ob Menschen mit Behinderung auf lokalem Level in die Projektplanung internationaler Organisationen miteinbezogen werden würden, meint Z, dass das über die Regierung, und durch den provinziellen Beirat (CNAD) gehe, wo versucht werde, den sozio-

ökonomischen Plan der Regierung zu beeinflussen. Die "Acção Social" sei der einzige Bereich der Regierung, der etwas mit Behinderung zu tun habe. Sie hätten erreicht, dass der provinzielle Beirat einen Plan zum Thema Gesundheit und Zugänglichkeit (Rampen) erarbeitet hat.

Der Nationale Aktionsplan selbst sei "sehr gut", Z kritisiert aber die mangelnde "Ernsthaftigkeit in der Materialisierung" ("não houve seriedade da materialização"). "Sabemos muito bem as leis... direitos... o governo até hoje não tinha criado instrumento ou órgão de supervisão ou implementação destes leis... é um fracasso" – sie würden alle ihre Gesetze und Rechte sehr gut kennen, die Regierung habe aber bis heute kein Instrument geschaffen, das die Umsetzung dieser Gesetze beobachtet und das sei ein "Fehlschlag". In den nächsten Jahren müsse unbedingt ein Überwachungsorgan eingeführt werden, um diesen Schwachpunkt zu verändern.

Z spricht auch vom *Instituto Nacional para Segurança Básica*. Ein Ansatz der "grundlegenden Sicherheit" mache aber für ihn keinen Sinn hier in Mosambik – um hier Unterstützung zu bekommen, müsse man schon jemand sein, der bei der Presse gearbeitet habe, nur dann kriege man Gelder zur Unterstützung im Falle von "Invalidität". Im Sektor Behinderung sei es hingegen allgemein sehr schwierig, man kriege nicht viel Unterstützung. Alte Leute bekämen einen Zuschuss von 140 MZN monatlich, damit könne man einen Sack Reis kaufen. Diese Unterstützung gebe es zwar für Alte, aber nichts Entsprechendes, was es dezidiert für Menschen mit Behinderung gebe.

C äußert sich vor allem zu ungleichen Machtverhältnissen innerhalb von DPOs – allgemein innerhalb von FAMOD durch die verschiedenen Kommunikationsmodi von Laut- und Gebärdensprache und im konkreten Fall in einer bestehenden Sportföderation. Für ihn stellt es eine Notwendigkeit dar, einen eigenen Sportverband für Menschen mit Hörbeeinträchtigungen zu gründen.

KONTEXT IV: ERFAHRUNGEN IM AUSLAND, BLICK AUF MOSAMBIK

Als Moresse in Südafrika zu Besuch war, habe er behindertengerechte Autos gesehen, in Mosambik hingegen müssten MMB gehoben und getragen werden. Benutzten sie einen Rollstuhl, hätten sie Schwierigkeiten im Chapa mitgenommen zu werden, weil das Einsteigen zu lange dauere oder man für den Rollstuhl extra zahlen müsse. Jene, die von dieser mangelnden Barrierefreiheit betroffen seien, würden auch die Notwendigkeit der Umsetzung der längst fälligen Regierungsversprechen am besten kennen.

Y besuchte in den Anfängen der Behindertenbewegung Tansania, Sambia und Zimbabwe um von dortigen Verbänden zu "lernen" und danach ihr Wissen in Mosambik anzuwenden.

X habe schon mehrere Erfahrungen im Ausland gemacht, als sie auf internationale Konferenzen zum Thema Behinderung reiste: England, USA, Japan, Korea, Botswana, Malawi

(Thema Aneignung der Konvention), Brasilien, Portugal (hier allerdings aus Urlaubsgründen). Hier sehe sie die Möglichkeit eines Erfahrungsaustauschs. Obwohl es sich um verschiedene Kontexte handle, gehe es für X doch um die gleichen Probleme. In Afrika bemängelt sie das Fehlen solcher Veranstaltungen. Über DIWA (Disabled Women in Africa) sei sie nach Südkorea gekommen. Über den Bereich Behinderung komme sie ins Ausland, da sie von Menschen, die sie nicht kenne, übers Internet kontaktiert werde und die Reisen bezahlt bekomme. Geprägt durch ihre Erfahrungen im Ausland, beschreibt sie den Lebensstandard für MMB in Mosambik als "sehr niedrig". Das Leben in Afrika sei für MMB speziell schwer. In Korea und Japan gebe es funktionierende Straßen, Autos und Dienstleistungen, außerdem hätten die Leute Häuser, die auf ihre Bedürfnisse angepasst seien. Dort gebe es auch Probleme, die sähen aber anders aus. Jene in Mosambik seien viel "grundlegender".

Für C, der schon einmal nach Südafrika gereist ist, besteht das Problem in der "Unterentwickeltheit" Mosambiks, in der Armut der Bevölkerung und in fehlenden Geldern.

KONTEXT V: "Hilfe"? Internationale Zusammenarbeit

Die meisten Interviewpartner_innen nehmen Bezug auf internationale Organisationen, wenn sie über Finanzierungsmöglichkeiten sprechen.

Zwei äußern sich jedoch kritischer:

F meint, dass die Leute aus dem Ausland nicht hier seien, um zu helfen (dabei "entschuldigt" er sich bei mir), sondern um "Geschäfte" zu machen. Viele internationale Organisationen zählt er dazu. Hilfe bestünde im Gegensatz dazu darin, die Leute dabei zu unterstützen, sich nachhaltig selbst erhalten zu können. Auch der kanadische Diplomat (siehe unten) hätte es so gehalten, auf dass F eines Tages von ihm unabhängig sei und sein eigenes Geld verdiene. Begrüßenswert findet F aber die Unterstützung im medizinischen Bereich und mittels sozialer Dienstleistungen durch internationale Organisationen wie CARE, weil manche Gemeinden aufgrund der großen Distanzen und schlechter Straßen und Transportmittel gar keinen Zugang zu öffentlichen Spitälern hätten.

An internationaler Finanzierung kritisiert F die Schwankungen und abruptes Versiegen: "it is not bad, it is also not very good. The one who gives money can decide what we have to do with this money, isn't it?" So werden beispielsweise große Beträge zur Verfügung gestellt, mit der Auflage, sie nur für Programme im Bereich HIV/Aids zu verwenden. F kritisiert, dass es vielmehr darum gehe, z.B. Tische für Schulkinder zu kaufen, Schulklassen aufzubauen, Straßen zu bauen, Medizin zu kaufen. Das sei wichtiger.

Erfahrungen hat F mit *Handicap International*. Um an Mittel zu kommen müsse man ein Projekt ausarbeiten, wofür dann Mittel bereitgestellt würden. So habe es einmal ein Tischlereiprojekt

gegeben, das F lobend erwähnt, weil es Leuten eine Ausbildung und eine mögliche Grundlage für Unabhängigkeit bot.

– **"são todos brancos!" ("das sind alles Weiße!")**

An den Vergabekriterien für Gelder kritisiert Y, dass das vordergründig zunehmend unter "Weißen" abgewickelt werde. Sie nimmt Bezug auf die Vermittlerposition von Organisationen wie *Handicap International*, die zwar prinzipiell helfen, Geber_innen anzuwerben, aber gleichzeitig die mosambikanischen DPOs so von sich selbst abhängig machen würden. Es gibt nach Y keine afrikanischen Partnerorganisationen, sondern ausschließlich amerikanische und europäische.

Auf südafrikanische Partner wie SAFOD oder OSISA – beide mit Sitz in Südafrika – geht sie hier nicht ein. Sie haben im Moment zwar Partner und Mittel, das Geld kommt aber nicht zu ihnen, sondern zu "denen". Man brauche eine Person aus dem Ausland, um an Ressourcen zu kommen – es gebe laut Y keine Gleichbehandlung und sie hätten nichts. Das müsse sich ändern. Y meint, es gebe negative Vorurteile gegenüber mosambikanischen Organisationen, somit bekommen nur internationale Organisationen Geld von Agenturen. Ich bitte sie um ein Beispiel und sie nennt das Projekt "Bildung für alle" von *Handicap International*. Alle, die hier arbeiten würden, seien nicht aus Mosambik, "alle sind weiß!", "não somos nós" (es sind nicht wir), dabei wäre sie doch für diesen Bereich ausgebildet. So etwas lehne sie ab. Gleichzeitig betont Y aber auch, dass sie auch gar nicht für *Handicap International* arbeiten wolle – "eu como moçambicana" (sie als Mosambikanerin) arbeite bei ADEMO, einer Assoziation, die - wie mitschwingt - eine mosambikanische Organisation ist.

Nach dieser Aussage entschuldigt sie sich bei mir, aber sie müsse das sagen – damit spricht sie indirekt an, dass auch ich eine weiße Ausländerin bin.

Sie haben (implizit) mit den Folgen der Weltwirtschaftskrise zu kämpfen, die Organisationen verlassen Maputo, die Löhne sind niedrig und die Preise sind gestiegen. Daran leiden sie, denn um zu überleben müssen laut Y viele verschiedene Jobs angenommen werden, oder man muss auf der Straße leben. Sie deutet hier, als sie von "wir und die anderen" spricht, möglicherweise verschärften Wettbewerb unter den Verbänden an – in einem Kontext, in dem es schwierig ist, "irgendetwas zum Überleben zu finden".

AUSBLICK: Zukunftswünsche zweier Vertreter_innen von DPOs in Mosambik

Die wichtigsten Bereiche, in denen sich zuerst etwas ändern muss, sind für Moresse Bildung, die Schaffung von Arbeitsbedingungen, um Armut und Abhängigkeit der MMB zu reduzieren und Barrierefreiheit in Bezug auf Mobilität (Transport) und Kommunikation (Gebärdens-Übersetzungen).

Persönlich träumt Moresse davon, ein Observatorium bzw. ein Kontrollorgan für MMB in Mosambik einzurichten, das ermöglichen soll, Druck auf die Regierung auszuüben.

Er würde gerne seinen Magister in Jura mit dem Spezialgebiet Rechte von MMB machen und würde gerne "auf höherem Level" zur Konvention arbeiten. Außerdem erhofft er sich, Finanzierung von Projekten für MMB auf "verschiedenen Ebenen" zu organisieren.

X erhofft sich für die Zukunft ein gemeinsames Planen der Behindertenverbände. Die bestehenden Kampagnen könnten besser koordiniert werden. Außerdem wünscht sich X Mittel für die Umsetzung der "hübschen" existierenden Pläne, da sie ohne Finanzierung nichts bewirken können. Die Bewegung braucht Leute "mit Vision" und eine "pro-aktiver, dynamischere" Führung, um ausreichend Mittel zur Umsetzung des PNAD II aufzutreiben zu können. Wünschenswert ist für sie auch, wie mitschwingt, eine finanzielle Unterstützung ihrer Arbeit. Als mögliche Quellen führt sie vage "Partnerschaften" und die Regierung an.

1.4 Das Forschungsanliegen dieser Arbeit

Fiona Kumari Campbell (2008) definiert "Ableism" oder "Ableismus" als Verständnismittel:

„as a conceptual tool, ableism transcends the procedures, structures, for governing civil society and locates itself clearly in the arena of genealogies of knowledge. There is little consensus as to what practices and behaviours constitute ableism. We can nevertheless say that a chief feature of an ableist viewpoint is a belief that impairment or disability (irrespective of ‘type’) is inherently negative and should the opportunity present itself, be ameliorated, cured or indeed eliminated. [...] Ableism refers to '... a network of beliefs, processes and practices that produces a particular kind of self and body (the corporeal standard) that is projected as the perfect, species-typical and therefore essential and fully human. Disability then, is cast as a diminished state of being human'" (Campbell 2008: 44).

1.4.1 Forschungsanliegen dieser Arbeit: Verschiedene Verständnisweisen von "Behinderung" in Mosambik im Kontrast zu internationalen und nationalen Verständnissen und Definitionen

Die Arbeit bietet vor dem Hintergrund bereits bestehender Ansätze aus den Critical Disability Studies einerseits, aber auch bestehender Studien zu Behinderung in Mosambik eine Analyse erfahrungsbezogener Erzählungen von jenen Menschen, die sich entweder selbst als "behindert" beschreiben, oder Mitglieder einer Organisation sind, die sich an Menschen mit Behinderung richtet. Insofern will sie als Ergänzung und Vertiefung bereits bestehender Daten dienen. Zukunftsperspektiven, Verwirklichungs(un)möglichkeiten und die Einschätzung solidarischer Vernetzung sind weitere Interessensgebiete.

1.4.2 Fragestellungen

Meine Fragestellungen zur Auswertung der ausgewählten Interviews lauten: Wie wird "Behinderung" oder "Nicht-Behinderung" im Rahmen der jeweiligen Forschungsbeziehung artikuliert? Worin liegen Verständnisse von "Behinderung", die sich mit international gewollten Definitionen nicht komplett decken lassen? In welchen Facetten der Verständnisse von Behinderung klaffen die angesprochenen Ansätze und Verständnisse auseinander? Welche Verständnisse kommen nicht vor, wo kommt es zu Annäherungen?

1.5 Zu Methodologie und Methodik dieser Arbeit

Mit den zuletzt genannten Fragestellungen untrennbar verbunden ist die methodische Frage, wie ich diesem angenommenen "Klaffen" nachgehen kann. Wie finde ich Umgangsformen und Verhaltensweisen, die das Reflektieren und Artikulieren von Erfahrungen und Verständnissen von Behinderung durch "Betroffene" selbst ermöglichen? Wie schaffe ich es, mich selbst zu instrumentalisieren, um es meinen Gegenübern nicht zu verunmöglichen, ja vielleicht sogar zu erleichtern, diese Kluft – so sie denn existiert – bewusst oder unbewusst zu artikulieren, ohne sie durch mein Verhalten – etwa im Sinne internationaler Konzepte – zu manipulieren? "Erleichtern", "ermöglichen" sind Worte, die mir als Platzhalter für ein experimentelles Vorgehen dienen, das stets offen bleiben möchte: für alle "Störfaktoren", "Missverständnisse" und "Konflikte", die die Interviews mit sich bringen können. Es besteht die Hoffnung, dass im Misstrauen, in der Irritation, im Unverständnis etwas von dem zum Ausdruck kommen kann, was ich "Klaffen" nennen möchte – sowohl auf einer Ebene der Begriffsverständnisse selbst, als auch auf jener Ebene der Forschungsinteraktion.

Dem soll in diesem Kapitel nachgegangen werden.

1.5.1 Grundbegriffe qualitativer Forschung

Die folgenden Kurzüberschriften sollen schlagworthaft Merkmale qualitativer Forschung umschreiben, die mir angesichts der Anliegen meiner Arbeit als zielführend erscheinen: "qualitativ empirisch", "interpretativ und übersetzend", "dekolonial", "experimentell", "emanzipativ – partizipativ – subjektivierend" und "kontextualisiert".

■ "qualitativ empirisch"

Mit Lamnek (2005) verstehe ich die Forschungsbeziehung als "kommunikative Beziehung", in die die forschende Person immer involviert ist – ein "unumgehbarer und notwendiger Faktor der Ergebnisproduktion" (Lamnek 2005: 13). So ergibt sich eine "Intersubjektivität", die aus einer ständigen "Anpassung der Methoden an das individuelle Forschungsobjekt" entstehe (Ebenda). Dadurch werde letzteres zu einem Forschungs*subjekt*, einer_m "gleichberechtigten Partner[_in]" (Lamnek 2005: 14). Er betont, dass eine "Standardisierung der Erhebungssituation" mit dem Ziel der maximalen Vergleichbarkeit "an der Realität" vorbei geht, da jedes Interview anders ablaufe. Lamnek schreibt: "empirische Forschung ist nur dann fruchtbar, wenn sie die Perspektive der

Untersuchten aufnimmt" (Lamnek 2005: 15). Er sieht in einer offenen Herangehensweise das Potenzial, dadurch "mehr Raum für Interviewpartner[_innen], aus Vorgaben des[_r] Forschers[_in] auszubrechen und den[_die] Forscher[_in] auf die Fehlerhaftigkeit der Vorannahmen hinzuweisen" (Ebenda; auch Lamnek 2005: 89). Der Forschungskontext muss in der qualitativen Forschung immer mitberücksichtigt werden, es handle sich hiermit um eine "situative [...] Informationsproduktion" (Lamnek 2005: 18), deren Prozesshaftigkeit hervorgestrichen werden müsse (Lamnek 2005: 23).

So heißt es über sozialkonstruktivistisch Forschende nach Weinberg (2008):

"I define as social constructionist all researchers who seek to demonstrate either that or, specifically, how certain states of affairs that others have taken to be eternal and/or beyond the research of social influence are actually products of specific sociohistorical and/or social interactional processes." (Weinberg 2008: 14).

Nach ihm geht es darum, "to replace fixed, universalistic, and sociohistorically invariant conceptions of things" mit "more fluid, particularistic, and sociohistorically embedded conceptions of them" (Ebenda).

Nach Sally Hartley⁷⁷ und Mohammad Muhit⁷⁸ (2003) gehört es zum wissenschaftlichen Prozess qualitativen Forschens, "flexibel und iterativ" zu sein:

"Qualitative research does not follow a linear process. It provides several stages, with the eventual possibility of producing a theoretical framework which has been grounded in the data." (Hartley/Muhit 2003: 106).

Hartley und Muhit unterstreichen außerdem die Fähigkeit, offene Fragen zu formulieren und auf möglichst wenig manipulierende Weise Diskussionen zu ermöglichen; darüber hinaus eine detaillierte Planung, eine gewisse Übung und „an understanding about the study participants and the

77 Sally Hartley war Senior Research Fellow am Institute of Child Health in London und ist inzwischen emeritierte Professorin auf der School of Rehabilitation Sciences. Auf der dortigen Homepage lässt sich folgendes "personal Statement" finden: "The focus of my career has always been related to improving the quality of life people who cannot communicate well. I have worked in many countries in a wide variety of settings, including health, education, social services and local communities. I have supported the development of Community-based Rehabilitation (CBR) programmes world wide, and see this as intrinsically linked to the conceptualizations of disablement in the International Classifications of functioning and Disability (ICF). My experiences have afforded me the opportunity to acquire a wide range of skills including those required for academic and management activities. They have also given me an appreciation and understanding of the power of multi-disciplinary and participatory approaches. For me this has extended into the research arena, where I am committed to investigating complex interventions using a consultative multi-disciplinary approach which is user centred and draws on the most appropriate methodology for the research question posed." <http://www.uea.ac.uk/rehabilitation-sciences/people/profile/s-hartley> [letzter Zugriff 24.01.2014] Darüber hinaus ist sie Professor of Community-based Rehabilitation an der Faculty of Health Sciences an der University of Sydney, Australien. Sie hat den World Report on Disability von WHO und Worldbank mit heraus gegeben und ist seit langem in "Community-based Rehabilitation research" involviert. <http://dcidj.org/about/editorialTeamBio/18> [letzter Zugriff 24.01.2014]

78 Mohammad Muhit war Clinical Research Fellow an der London School of Hygiene & Tropical Medicine, London. Er ist Ophthomologe und Forscher an verschiedenen Instituten (UCL Institute of Ophthalmology London, International Centre for Eye Health (ICEH), University of South Asia). Er ist Honorary Executive Director der Child Sight Foundation, Bangladesh, die er mitgegründet hat, Chairman des Wahida & Matin memorial CSF eye hospital und Pro vice chancellor of University of South Asia. 2010 erhielt er eine Goldmedaille als Auszeichnung durch die Ophthalmological Society of Bangladesh (OSB) "for enormous contribution to eliminate childhood blindness in Bangladesh". <http://www.iapb.org/eye-health-leaders-2013/mohammad-abdul-muhit> [letzter Zugriff 24.01.2014]. Beide kommen also aus einem medizinischen Kontext.

environment in which they live“ (Hartley/Muhit 2003: 110). Qualitative Forschung setze Empathie und Engagement voraus und benötige einen anhaltenden Kontakt mit der jeweiligen „community“, die die Bedeutung der qualitativen Daten verstehen sollen (Ebenda). Emotionale Intelligenz und eine gewisse Offenheit sind ebenso nötig, um von den Interview-Partner_innen zu lernen - „as the whole purpose is to learn the participant's perspective on a given topic“ (Ebenda). Die kontinuierliche Reflexion der Forscherin ermöglicht, gegebenenfalls Refokussierungen vorzunehmen (Ebenda):

„All research requires excellent planning and management skills but in qualitative research changes to the research structure can be made in response to new data at any stage in the process in an iterative way“ (Hartley/Muhit 2003: 111).

Weiters wird betont, wieviel Zeit die Transkription, eventuelle Übersetzung und Analyse kosten. Sie warnen: „In the absence of adequate time, good quality data can end up in sloppy analysis and without any meaningful and valid results“ (Hartley/Muhit 2003: 111).

■ "interpretativ" und "übersetzend"

Dieser Abschnitt bezieht sich auf die Tatsache, dass wir innerhalb der Kommunikationsprozesse in jeder Forschungsinteraktion ständig auf Interpretationen und Übersetzungen angewiesen sind.

Hier nehme ich Bezug auf Encarnación Gutiérrez Rodríguez Gedanken zu Übersetzung im Rahmen transkultureller Forschung. Dabei muss auch die „Unübersetzbarkeit“ inklusive aller „Lücken, Unebenheiten und allem Schweigen“ akzeptiert werden, die sich der angewendeten Logik widersetzen:

"The task of transcultural translation guides us to a process of transversal understanding beginning with an understanding of "Untranslatability" [...] understanding the gaps, the unevennesses and silences, which do not repeat the imposed logic" (Gutiérrez Rodríguez 2010: 58).

Es geht für sie darum, den Raum akademischen Wissens für eine "Heteroglossie" zu öffnen, die die Positionalität und Situiertheit der Forscherin, sowie ihre Verantwortung zur Produktion kritischen Denkens sichtbar macht:

"contesting and challenging the disciplinary confines and rigidity of academic knowledge by marking the researcher's positionality and situatedness and her responsibility to produce critical thinking" (ebd.).

Gutiérrez Rodríguez fordert eine "doppelte Reflektion" und eine Analyse empirischer Wirklichkeiten, um die Auswirkungen von Politiken zu verstehen. Für sie geht es um die "interpenetration between discourses, institutional dynamics and everyday practices" (ebd.). Eine dekoloniale Forschung muss nach den "politics of translation" fragen (2010: 31), wenn es darum geht, Ergebnisse einer z.B. ethnografischen Forschung zu darzustellen. Eine Übersetzung "that enables me to listen to difference and resist the appropriation of the Other's speech into a hegemonic

script" (ebd.). So soll der Prozess der Wissensproduktion selbst in den Fokus genommen werden – und zwar nicht nur durch ein Hinterfragen der epistemischen Macht kolonialer Wissensproduktion, sondern auch des Übersetzungsprozesses zwischen Forscherin und Interviewpartner_innen. Nach Gutiérrez Rodríguez soll versucht werden, der "Verschiedenheit" zuzuhören und eigenen Homogenisierungstendenzen zu widerstehen. Erst durch die Erschaffung einer Sprache, die Konflikte und Widersprüche zulässt, kann in Richtung einer dekolonialen Forschung (im Fall Gutiérrez Rodríguez: der Migrationsforschung) gedacht werden (ebd.). Es müsse immer eine Kontextualisierung erfolgen – in Zusammenhänge sozialer und geopolitischer Ungleichheiten und "kolonialer Differenz" (2010: 32).

Von einer "doppelten Übersetzung" sprechen Freya Schiwy und Walter Mignolo⁷⁹, auf die auch Gutiérrez Rodríguez zurückgreift (2010: 34): Sie streichen den ambivalenten Charakter der Übersetzung als Werkzeug der Beherrschung und als Werkzeug zum Bauen von "Kommunikationsbrücken" hervor (38). Zwei verschiedene Sprachen treffen aufeinander und stehen für verschiedene Machtpositionen innerhalb eines globalen Netzes wirtschaftlicher und politischer Beziehungen. In den Prozess der Übersetzung selbst sind also immer Machtverhältnisse eingelagert (34). Die "Einzigartigkeit des Originals" sowohl in Bezug auf Inhalt, als auch auf den spezifischen Kontext, soll dabei immer anerkannt werden (34). "The translation of concepts demands the deciphering of a historical and cultural context, but also the tracing of heterogeneity", schreibt Gutiérrez Rodríguez zur Übersetzung von Konzepten (35). Zu diesem Bekenntnis zur Heterogenität kommt die Forderung danach, den "Monolingualismus" aufzubrechen und nach einem aktiven Zuhören im Forschungsprozess - "hearing-to-respond", der Übersetzungsimperativ des "Hören-um-zu-antwortens" in Gayatri Chakravorty Spivaks "Translation as Culture" von 2000 (35⁸⁰). Um Differenzen innerhalb der Forschungsinteraktion nicht zu reduzieren, sollen in einem ersten Schritt "individuelle Partikularitäten" artikuliert, dann soziale Positionalitäten reflektiert (37), sowie Lebenssituationen übersetzt werden (42). Übersetzung schließt immer – und hier schließt Gutiérrez Rodríguez erneut an Spivaks Arbeit an – die Offenheit mit ein, eigene Privilegien zu "verlernen" (47) und "Pluriversalität" sowie die "Unübersetzbarkeit" unserer Begegnungen zu erkennen (ebd.). Gutiérrez Rodríguez möchte im Interesse "transkultureller Übersetzung" der Spannung zwischen dominanten Bedeutungen und neueren Zugängen Raum geben: "the tension

79 Original nachzulesen unter: Mignolo, Walter D.; Schiwy, Freya (2003): Transculturation and the Colonial Difference. Double Translation. In: Seales, Leland M. (Hg.): Translation and Ethnography: The Anthropological Challenge of Intercultural Understanding. University of Arizona Press. 3-30. Online unter: <http://institucional.us.es/revistas/comunicacion/4/SECCION%201%20CLAVES/CLAVES%201.pdf> [letzter Zugriff 28.01.2014]

80 Auch hier: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (2008): „Lost in Translation“. Transkulturelles Übersetzen und Dekolonialisierung von Wissen. Online unter: <http://eipcp.net/transversal/0608/gutierrez-rodriguez/de> [letzter Zugriff 28.01.2014]

between the dominant framework of meaning and its shifting towards a new heuristic position enlightens the perspective of transcultural translation" (2010: 51). Mit Gloria Anzaldúa verweist sie auf die Möglichkeiten, mit Kreativität an Übersetzung heranzugehen (ebd.), betont aber, dass die Ratlosigkeit nicht überwunden werden kann (vgl. Gutiérrez Rodríguez 2006: o.S.).

Trotzdem sollte ein Raum geschaffen werden, in dem dekonstruktiv der Repräsentationsprozess selbst in Frage gestellt werden soll:

"Nonetheless, we should try to create a space, in which the process of representation can be shifted at its limits. It is this deconstructive move that might open up the space for ways of thinking and representation beyond the logic of identity and difference: a representation in translation." (Gutiérrez Rodríguez 2006: o.S.)

Gutiérrez Rodríguez geht es beim Übersetzen um den Prozess des Kommunizierens selbst. Sprache setze sich nicht nur aus Zeichen zusammen, sondern genauso aus Schweigen und Differenzen, die eine inhaltliche Ausbreitung ermöglichen würden. Diese rhetorische Bewegung untergrabe die dominante Logik des Textes und dekonstruiere damit die epistemologische Ordnung, indem sie Beliebigkeit, Zufälligkeit und Nichtentsprechung als Möglichkeiten denkbar und sichtbar mache. Diese Spannung zwischen Logik und Rhetorik ermögliche so einen Zugang zu Übersetzung, in dem verschiedene Schichten innerhalb des Textes offengelegt werden könnten. Insofern, als in diesem Prozess "Nichtkommunikation" und ein Verstehen bestünde, das über ein Verlangen hinausgehe, uns selbst in der anderen Stimme wiederzuerkennen, stünde dieser Zugang zu Übersetzung postkolonialer feministischer Methodologie und Epistemologie nahe. Offen bleibe nach Gutiérrez Rodríguez allerdings, wie diese "Heteroglossie" in ethnografischer Arbeit ihren Ausdruck finden könne, ohne die Mittel und Bedingungen der Wissensproduktion aus den Augen zu verlieren:

"Eventually, this task of translating is not engaged in the outcome of the translation itself, but in the process of communicating. Language is then perceived as composed not only of signs, but also of gaps, of silence that mobilises dissemination (Derrida 1991). This kind of dissemination cannot be converted into the dominant logic of the text as this rhetorical move undermines it (Spivak 1992, 178). Questioning the identical relationship between rhetoric and logic, this movement deconstructs the contingency of the epistemological order, showing the possibility of randomness, non-equivalence and coincidence (Spivak 1992, 184/185). It is in the tension between logic and rhetoric that an approach to translation is created, in which the context of the different layers in the text can be revealed. Considering that there are moments of non-communication and an understanding beyond the desire of recognising ourselves in the other voice, this approach to translation links to questions of postcolonial feminist methodology and epistemology. This leaves us with the question of how to spell out heteroglossia in ethnographic work with an eye to the means and terms of knowledge production." (Gutiérrez Rodríguez 2006: o.S.)

■ "dekolonial"

Dieses Merkmal entnehme ich den oben bereits eingehend referierten neueren Tendenzen der Critical Disability Studies, die ihren Produktionsort nicht mehrheitlich im Westen haben und sich auch nicht ausschließlich an westliche Menschen wenden. Ich denke, dass sie auch für das Verständnis qualitativer Forschung bedeutsam und anregend sein, sowie für meine Arbeit

produktive Anknüpfungspunkte bieten können. Gleichzeitig bestehen meiner Meinung nach Fallen, die nicht einfach zu ignorieren sind.

Also möchte ich hier auch eine Kritik an der Kritik üben. Sie dreht sich für mich um mehrere Punkte: Zum einen um die wiederkehrende homogenisierende Darstellung von "dem globalen Süden", "der Mehrheitswelt" oder "Majority World", "des südlichen Subjekts", "des_der südlichen Forscher_in", "des indigenen Wissens" (etc.). Zum anderen um eine Naivität oder Unreflektiertheit gegenüber der eigenen wissenschaftlichen Praxis: Die Sehnsucht nach "dem indigenen Wissen", nach "ursprünglichen" Ausdrucksformen der "natives" geht meiner Ansicht nach an vielen Realitäten vorbei. Darüber hinaus finde ich, dass die Forderung nach einer "Indigenisierung des Wissens" kurzsichtig ist, wenn gleichzeitig der Ruf nach einer Reflexion nördlich dominierter Wissensproduktion laut wird. Eigene Gleichsetzungen von Orten des globalen Südens mit einem "Mangel" an eigenständiger wissenschaftlicher Produktion, an ausgebildeten Wissenschaftler_innen, an Selbstbewusstsein und Finanzierung, der einen "Import" von Know-How und Geld nötig erscheinen lässt, bleiben so unberücksichtigt. Ich finde, dass durch solch eine Kritik auch viel verunmöglicht werden kann, denn was bleiben für Optionen für die wissenschaftliche Praxis über, wenn alles ausschließlich zu kritisieren ist? Weiters werden oft von "Southern bodies", "southern space", "southern spaces and bodies", "global south", "their narratives", "their knowledge" herbeigeschrieben, während die Wichtigkeit der Komplexität von sozialen Wirklichkeiten betont wird. Im Fall von Grech könnte man etwa fragen, von welchem Bereich des "Global South" er denn spricht, wenn er unkommentiert lateinamerikanische Theoretiker, Frantz Fanon, Anita Ghai, Koran, Bibel usw. "zusammenwirft"?

Schon die postkolonial-feministische Theoretikerin Chandra Talpade Mohanty verwies in ihrem bekannten Text "Under Western Eyes. Feminist Scholarship and the Colonial Discourses" von 1984 auf die Notwendigkeit, Wissen zu "situieren":

"There is, however, a particular world balance of power within which any analysis of culture, ideology, and socio-economic conditions has to be necessarily situated." (Mohanty 1984: 335)

Für mich war wichtig, zu testen, mit welchen Instrumenten ich mich durch mein Studium der Internationalen Entwicklung ausgestattet hatte. Ich wollte in Kommunikation mit "Objekten" meiner geplanten Forschung – die immer auch auf meinen eigenen "Phantasmen" beruht – treten und reflektieren, was innerhalb einer solcher Kommunikation, einem solchen Kontakt möglich ist und was nicht. Insofern bin ich sehr offen, "explorativ" in die Situationen gegangen, nicht ohne jedoch vorher meinen Ballast an Vorwissen gesammelt und reflektiert zu haben (vgl. VIDC/Schmidl 2013). Mir ging es darum, "Behinderung" grundsätzlich in Frage zu stellen und mich in Interviews mit Mitgliedern von DPOs zu einem gewissen Grad auch überraschen zu lassen, was passiert.

Darum war es wichtig, im Vorhinein keine eigenen Kategorien gebildet zu haben.

Mir geht es in dieser Arbeit darum, Hierarchien in solchen (teilweise sicher auch künstlichen) Situationen des ungleichen Austauschs zu reflektieren, dabei aber nicht stehen zu bleiben, sondern trotzdem zu versuchen, mich in diese Problematik und dieses Dilemma zu begeben und zu erfahren, zu lernen, was selbst unter diesen Vorzeichen erfahrbar und lernbar ist – und wo Grenzen liegen.

Auch mir kann selbstverständlich in dieser Arbeit eine potenzielle Vereinnahmung von Perspektiven vorgeworfen werden – zum Beispiel weil ich als einzige Autorin aufscheine, mich im Rahmen meiner Diplomarbeit profiliere und für diese Unternehmung eine Förderung bekommen habe. Trotzdem würde ich gerne versuchen, diese Arbeit so vielschichtig wie möglich aufzubauen, um die "Schillerndheit" der verschiedenen Begriffe von bzw. Standpunkte zu oder Erfahrungen mit "Behinderung", "Beeinträchtigung", ja auch "Krankheit" und "Normalität" auch in meinem eigenen Text – soweit es der Rahmen zulässt – darzustellen.

Was ich im Rahmen dieser Arbeit nicht machen kann ist, (post-)koloniale Kontinuitäten im Verständnis von z.B. "Behinderung" aufzuzeigen, da ich diesem Punkt in meiner Aufenthaltszeit nur begrenzt nachgegangen bin. So kann es sich maximal um Andeutungen handeln. Ebenso wenig kann ich Verständnisse von Gesundheit oder Behinderung im sozialistischen Staat Mosambik aufarbeiten, was auch eine spannende Auseinandersetzung geboten hätte, die den Rahmen meiner Arbeit sprengen würden.

Ebensowenig kann ich näher auf die Universalismusdebatte über die Menschenrechte eingehen, sie wird allerdings immer wieder gestreift - für eine weitere Auseinandersetzung hätte sich beispielsweise Gayatri Chakravorty Spivaks "Righting Wrongs" angeboten.

■ „experimentell“

Qualitative Forschung verlangt immer auch ein experimentelles Vorgehen, das wie eingangs schon erwähnt stets offen bleiben möchte für alle "Störfaktoren", "Missverständnisse" und "Konflikte", die Interviews mit sich bringen können, da die Hoffnung besteht, dass im Misstrauen, in der Irritation, im Unverständnis etwas davon hervorkommen kann, was ich dieses "Klaffen" nennen möchte – sowohl auf einer Ebene der Begriffsverständnisse selbst, als auch auf einer Ebene der Forschungsinteraktion.

In Anlehnung an Denzin/Lincoln 1998 mit Lévi-Strauss 1966 kann die Forscherin in der qualitativen Empirie als „bricoleur“ (bzw. bricoleuse!) verstanden werden – als „a kind of professional do-it-yourself person“ (Lévi-Strauss 1966: 17; zit.n. Denzin/Lincoln 1998: 3).

„The *bricoleur* understands that research is an interactive process shaped by his or her personal history, biography, gender, social class, race, and ethnicity, and those of the people in the setting. The *bricoleur* knows that science is power, for all research findings have political implications. There is no value-free science. The *bricoleur* also knows that researchers all tell stories about the worlds they have studied. Thus the narratives, or stories, scientists tell are accounts couched and framed within specific storytelling traditions, often defined as paradigms (e.g., positivism, postpositivism, constructivism)“ (Denzin/Lincoln 1998: 4).

Sie schreiben: „The *bricoleur* produces a *bricolage*, that is, a pieced-together, close-knit set of practices that provide solutions to a problem in a concrete situation“ (3). So eine Art der Lösung sei aber immer als Konstruktion zu verstehen:

„The qualitative researcher-as-*bricoleur* uses the tools of his or her methodological trade, deploying whatever strategies, methods, or empirical materials as are at hand (Becker, 1989). If new tools have to be invented, or pieced together, then the researcher will do this. The choice of which tools to use, which research practices to employ, is not set in advance. The 'choice of research practices depends upon the questions that are asked, and the questions depend on their context' (Nelson et al., 1992, p-2), what is available in the context, and what the researcher can do in that setting“ (Denzin/Lincoln 1998: 3).

■ „potenziell emanzipativ-partizipativ“ - „subjektivierend“

Unter den Begriffen „emanzipativ“ und „partizipativ“ und „subjektivierend“ möchte ich auf Anliegen verweisen, die auch auf aktuelle Ansätze qualitativ empirischer Forschung (zumindest teilweise) zutreffen. So auch bei Sandra Smykalla, die in ihrer Arbeit (2010) zu Gender-Mainstreaming, „Die Bildung der Ambivalenz. Herausforderungen für theoretisch reflektiertes Handeln“ auf Jacques Derridas Arbeit zu „Spur“ und Differenz“ („différance“) verweist.

Sie fordert ein Auffinden von Differenzen durch "offenes Lesen" (vgl. Smykalla 2010: 24), sowie eine Praxis der "Dekonstruktion" und ein Infragestellen der "absoluten Instanz des/r Autor_in" (Ebenda). So wird nach Smykalla möglich, nach der "Positioniertheit des eigenen Erkenntnisinteresses und der Forschungsfragen" zu fragen. Ihrer Meinung nach handelt es sich damit um eine Vorbedingung "kritischer Forschung" – "in ihrer notwendigen Unvollständigkeit und Partialität" (Smykalla 2010: 24).

Der poststrukturalistische Differenzbegriff zeichnet sich durch die Notwendigkeit aus, "das Uneinheitliche des Einen als 'strukturelle Figur'" zu begreifen (Smykalla 2010: 24, sie verweist hier auf Rendtorff/Moser 1999: 36). Das Interesse gilt dem "Zustandekommen von Abgrenzungsvorgängen, die zwei eindeutig unterscheidbare Pole erst herstellen" (Ebenda). So können in einer dekonstruktiven Annäherung "fundamentale Kategorien abendländischer Philosophie als Konstrukte von Machtstrukturen der symbolischen Ordnung" problematisiert, sowie vereinfachende "Eindeutigkeiten", die durch eine "polarisierende, ausschließende Logik" hergestellt werden, hinterfragt werden (Smykalla 2010: 24, 25) ("Infragestellen binärer Systeme", Smykalla 2010: 26)). Es geht also um die "Frage nach der Unterscheidung selbst" (Smykalla 2010: 25)

("Aufdecken der Konstitutionsmodi", Smykalla 2010: 26).

Dekonstruktion ist immer eine "doppelte Geste" (Smykalla 2010: 25), denn es soll um eine Umkehrung der klassischen Opposition gehen und eine "allgemeine Verschiebung des Systems" ermöglicht werden.

Durch eine Umkehrung einer hierarchisierten Binarität wird sichtbar, dass das "Privilegierte/Zentrierte" durch das "Marginalisierte" seine Definition oder Identität erhält und dadurch erst ermöglicht wird (Smykalla 2010: 26). Daraus ergibt sich ein Analyse-Interesse an Ein- und Ausschlussverfahren (Ebenda). Das Wie des Konstruierens und der binäre Rahmen dazu sollen hinterfragt werden, auf dass über "Möglichkeiten und Bedingungen" ebensolcher Möglichkeiten nachgedacht werden kann (Smykalla 2010: 26). Die dekonstruktivistische Methode bleibt allerdings immer mit dem "verhaftet", was es zu dekonstruieren gilt (vgl. Smykalla 2010: 26).

Für Smykalla ergibt sich aus einer angenommenen "Ambivalenz der Subjektkonstitution" die Erfordernis, auch in der Analyse selbst ebendieser Ambivalenz Raum zu geben (Vgl. Smykalla 2010: 23). Sie führt Judith Butler an, die Ambivalenz als Möglichkeit sieht, "die gleichen Bestimmungen umzuarbeiten, in denen sich die Subjektivierung vollzieht – und in ihrem Vollzug scheitert" (Butler 1995: 169; zit. n. Smykalla 2010: 29). Es geht also um "ineinander verzahnte Prozesse von Aneignung und Unterwanderung, von Anrufung und Unterwerfung sowie von Verschiebung und Überschreitung von vergeschlechtlichten [verkörpert??] Dichotomien, die Subjekte konstituieren" (Smykalla 2010: 30).

Nach Smykalla lassen sich in Anlehnung an Butler durch eine Perspektive der Ambivalenz sowohl "die disziplinierenden Wirkungsmechanismen von Normen" und die "Privilegstrukturen verschiedener Diskurspositionen" erkennen (Smykalla 2010: 30).

Daraus ergibt sich für sie eine "Methodologie und Methodik, die das Subjekt nicht als seiner Aussage Vorgängiges versteht, sondern als mit ihr konstitutiv Verwobenes" (Smykalla 2010: 23). In diesem Sinne schlägt sie eine Erweiterung qualitativer Forschungsansätze durch "poststrukturalistische Infragestellungen des Konzepts der Differenz und Subjektkonstitution" vor (Ebenda). Nach Smykalla muss immer danach gefragt werden, wie Methoden ihre eigenen Forschungsgegenstände erschaffen und welche Bedeutungen in und durch Forschung hergestellt und möglich werden. So geht es für sie um eine "Spurensuche nach der Herstellung von Bedeutung in einem bestimmten Kontext und von einer situierten Position aus" (Smykalla 2010: 23).

Zu den in der Überschrift skizzierten Grundzügen qualitativer Empirie verweisen auch Katsui und Koistinen (2008) in ihrem Text „The Participatory Research Approach in Non-Western Countries: Practical Experiences from Central Asia and Zambia“, der über ihre Versuche reflektiert, im Zuge

ihrer PhD-Arbeiten „Participatory bzw. Empancipatory Research“ in Zentralasien und Zambia durchzuführen. Die Herausforderungen, auf die die beiden in diesen unterschiedlichen Kontexten getroffen sind, fassen sie unter folgenden Schlagworten zusammen: „(1) the Western academic context; (2) ownership and control of Ph.D. programmes; (3) accessibility; (4) participation; (5) research outcomes“ (Katsui/Koistinen 2008: 749). Sie kritisieren, dass (auch) im westlichen akademischen Kontext für zeitintensivere Forschungsansätze, die partizipativ arbeiten wollen, zu wenig ausreichende Finanzierungsmöglichkeiten⁸¹ bestünden (vgl. Katsui/Koistinen 2008: 750). Darüber hinaus erfordere „the Western academic culture“ Konzepte und Arbeitsweisen, „which are largely foreign to people in the field, this being the case especially in non-Western countries“ (Katsui/Koistinen 2008: 750). Sie verorten eine Ursache in den Strukturen westlich geprägter Wissenschaftspraxen selbst, in ihren Fällen des PhD⁸²:

"We feel that the challenge of sharing ownership and control with the 'research subjects' is even greater when the research is conducted within the framework of a Ph.D. Programme in a non-Western context. For instance, decision-making power on the research is a presumption for a Ph.D. study. This places extra challenges upon applying a participatory approach which, in general, means giving power and control to the research participants." (Katsui/Koistinen 2008: 750).

Sie hätten insofern auf diese Problematik reagiert, als sie während des Forschungsprozesses mit Menschen mit Behinderung interagiert hätten, DPOs und Forschungsassistent_innen während des Prozesses konsultiert und Untersuchungsergebnisse mit so vielen Forschungsteilnehmer_innen wie möglich - "im Rahmen der verfügbaren Ressourcen" - geteilt hätten (Katsui/Koistinen 2008: 750).

■ „kontextualisiert“

Nach einer Skizzierung der verschiedenen Strömungen und Trends innerhalb der qualitativen Forschung gehen Denzin und Lincoln auch auf poststrukturalistische Ansätze ein, an denen sie problematisieren, dass die „gelebte Erfahrung“ dadurch nicht mehr direkt erforschbar sei, sondern im „social text written by the researcher“ geschaffen werde (Denzin/Lincoln 1998: 21). Hier

81 Sie schreiben dazu: "We were busy raising funds and reporting back to the donors. Our limited energy, time and money were used for the funding applications and related tasks, while the participatory research approach is itself extremely energy, time and money consuming. A frequent criticism of funding bodies is that they do not recognise that disability research with a participatory approach often requires additional time and resources (Mercer 2004, 126)." (Katsui/Koistinen 2008: 750).

82 Sie schreiben konkret zu ihren verschiedenen Forschungsprojekten: „Not surprisingly, qualitative research as well as the participatory/emancipatory approaches were largely foreign to the research participants in our studies. Taking this into account, sensitivity and time were required in explaining to the participants what was going on. Both of us paid a lot of attention to research ethics, for example, in getting the informed consent procedures right. This meant ensuring that the research participants understood what their rights were in relation to the research. The written informed consent form was translated into the local languages (usually several). However, this was not always enough, due to high levels of illiteracy among the research participants. Consequently, for instance in Koistinen's study with persons with learning difficulties, informed consent was always given in both a written form and verbally. These processes were not straightforward but required a lot of clarifications and a great investment in time." (Katsui/Koistinen 2008: 750).

verzeichnen sie eine „representational crisis“ (Ebenda). Es ist deswegen nötig, auch auf Repräsentationen des „Anderen“ einzugehen, „more action-, activist-oriented research“ zu machen, sozial kritisch zu forschen und „more local, small-scale theories fitted to specific problems and specific situations“ in Forschungen miteinzubeziehen (Denzin/Lincoln 1998: 22). Alle „historischen Momente“ reichen bis in die Gegenwart hinein, auch innerhalb der qualitativen Forschung - „class, race, gender, ethnicity shape the process of inquiry, making research a multicultural process“ (22). Zur Kritik poststrukturalistischer Ansätze an einem angenommenen „realen“ Subjekt schreiben Denzin und Lincoln: „there is no clear window into the inner life of an individual“ (24). Der Blick sei gefiltert durch verschiedene Linsen – von Sprache, gender, sozialer Klasse, „Rasse“ und Ethnizität (Denzin/Lincoln 1998: 24). So seien Beobachtungen immer sozial situiert; und zwar in beiden Welten der Beobachterin und der Beobachteten (vgl. Ebenda).

Resümee

In meiner Arbeit soll es um Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsbeziehung gehen, die von ständiger Selbstreflexion begleitet wird. Sie schließt direkt an meine Vorarbeiten im Zwischenbericht für den VIDC von 2013 an, in dem Papiere, Definitionen und Konzepte von internationaler Bedeutung, die einen Referenzrahmen dafür bilden, was als „Behinderung“ bezeichnet wird und damit auch normierend wirken, mit „lokalen“ Verständnissen und Erfahrungen von und mit Behinderung kontrastiert wurden.

Dabei muss der Experimentalcharakter meines Zugangs betont werden, wo Unsicherheit, Unvorhersehbarkeit und die „Gefahr“, sowie die gleichzeitige Sicherheit eines Scheiterns von Anfang an feste Bestandteile meines Vorhabens waren. Trotz all der bestehenden bewussten und unbewussten „Fallen“, die so ein Forschungsversuch mit sich bringt, soll experimentiert werden, ob und wie - selbst in einer zutiefst problematischen Forschungsinteraktion, die in der vorliegenden Vorgehensweise immer auch koloniale Muster reproduziert - noch Kommunikation möglich bleibt. Es geht mir darum, mich – die möglichen Kritiken von Critical Whiteness Studies und Postkolonialer Theorie im Hinterkopf - dieser zutiefst fragwürdigen Situation auszuliefern und zu versuchen, damit umzugehen.

Vor einem „Überstülpen“ ist die Forschungsinteraktion jedoch selbst nicht gefeit - allein wegen der oft unterschiedlichen (auch unterschiedlich zugeschriebenen) Positionen in Bezug auf Körper, Hautfarbe, Geschlecht, Bildungsgrad, geopolitischen und sozio-historischen Hintergrund der teilnehmenden Personen. Auf verschiedene Arten möchte ich trotzdem versuchen damit zu experimentieren, welche Verhaltensweisen in den Interviews selbst die Artikulation meiner

Partner_innen von vornherein verunmöglichen oder bis zu einem gewissen Grad begünstigen. Innerhalb der Interviews wollte ich mich bemühen, die Gestaltungsmacht nie vollständig bei mir, sondern auf beiden Seiten, wenn auch de facto ungleich, zu verorten. Das stieß bei manchen Interviewpartner_innen und auch bei mir selbst auf Ratlosigkeit, Verunsicherung und Ablehnung, doch mehr dazu später.

1.5.2 Grundannahme dieser Arbeit

Meine Grundannahme besteht darin, dass internationale Definitionen von „Behinderung“ zwar normativen Charakter haben, sich mit lokalen, kontextualisierten Verständnissen, die auf erfahrungsbasiertem Wissen beruhen, nicht völlig überschneiden können. Internationale Konzepte, die von nördlicher Wissensproduktion bestimmt sind, laufen ohne eine Lokalisierung Gefahr, bestehendem Wissen und möglicherweise existenten Ansätzen „übergestülpt“ zu werden. Ohne Anpassungen an lokale Gegebenheiten sind internationale Konventionen und Klassifikationen irrelevant.

1.5.3 Untersuchungsinstrumente dieser Arbeit.

Zur Vorbereitung der Erhebung qualitativer Daten durch Interviews

Ich wollte die soeben genannten Punkte in der Vorbereitung der Datenerhebung so weit wie möglich berücksichtigen. Hier wird es in Folge über Interviews und die Entwicklung der Leitfäden gehen – ursprünglich differenziert nach den folgenden Zielgruppen: 1. Mitglieder von DPOs, 2. NGO-Führungspersonal, 3. Mitarbeiter_innen internationaler NGOs, 4. Mitarbeiter_innen staatlicher Einrichtungen. Im Mittelpunkt steht hier allerdings der Leitfaden für Interviews mit jenen, die von Politiken zu „Behinderung und Entwicklung“ betroffen sind.

1.5.3.1 Interviewtypen, die meinem Untersuchungsinteresse entgegenkommen

Mit Steinar Kvale ist es möglich, informelle Interviews mit teilnehmender Beobachtung und ethnografischen Feldstudien zu kombinieren, "[i]f the research topic concerns more implicit meanings and tacit understandings, like the taken-for-granted assumptions of a group or a culture" (Kvale 2007: 45). Interviews wären vor allem dazu geeignet

"for studying people's understanding of the meanings in their lived world, describing their experiences and self-understanding, and clarifying and elaborating their own perspective on their lived world" (Kvale 2007: 46).

Für Kvale besteht der Vorzug von Interviews als Methode darin, dass es weniger darum gehe,

"eindeutigen Regeln" zu folgen, als vielmehr darum, pragmatisch vorzugehen und das Interviewen selbst als Handwerk ("craft") zu verstehen, "where the quality of knowledge produced by the interview rests upon the subject matter knowledge and the craftsmanship of the interviewer" (Kvale 2007: 50); hier möchte ich ergänzen: und der Interview-Partner_innen. In Hinblick auf meine eigene Position als Interviewende versuchte ich, möglichst offen und kreativ zu agieren, was - wie schon erwähnt - sehr unterschiedlich aufgefasst wurde.

Mithilfe des problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel (1982, 2000) kann die Interviewsituation selbst als kommunikative Situation betrachtet werden. Die Interviewleiterin führt das Gespräch insofern, als sie zur Materialgenerierung nachfragt und zu mehr Erzählungen anregt. Ich habe im Sinne Witzels einen Gesprächsleitfaden verwendet, den ich allerdings mit der Zeit auch angepasst habe. Damit wollte ich gewährleisten, dass Themen oder Fragen, die wiederholt auf Unverständnis oder Ablehnung stießen, aus dem Leitfaden gestrichen und neue Fragen, die die Interviewpartner_innen selbst ansprachen, mit aufzunehmen. Darauf werde ich noch näher eingehen. Meine letzte Frage war immer, ob die interviewte Person Fragen an mich richten möchte, um Unklarheiten und Unsicherheiten Raum zu geben und die Frage-Antwort-Interaktion zumindest kurz umzudrehen.

Es kamen auch ansatzweise Verfahren des teilstrukturierten Interviews zur Anwendung (Groeben/Scheele 2000), bei dem es um die Erfassung und Prüfung subjektiver Annahmen, Vorstellungen und Theorien geht. In wenigen Fällen kam das Expert_inneninterview zum Einsatz (Meuser/Nagel 1991), bei dem die Biografie des/der jeweiligen Interviewpartner_in in den Hintergrund tritt und sie verstärkt nach ihrem Akteurskontext befragt wird. Das war vordergründig bei jenen Interviews der Fall, die ich mit Vertreter_innen internationaler Organisationen und staatlicher Institutionen führte, die in die vorliegende Arbeit aus Zeitmangel aber keinen Eingang mehr finden konnten. Parallel habe ich in einem Forschungstagebuch Notizen zum Kontext und zur Forschungsinteraktion verfasst.

Zu jedem Interview bekamen die Partner_innen eine Einverständniserklärung auf Portugiesisch, die ich wahlweise vorlas, bzw. ihnen zum lesen gab, die auch eine kurze Beschreibung meines Forschungsvorhabens enthielt. Verfasst wurde diese Einverständniserklärung mit Hilfe von Prof.a Inês Raimundo vom CAP (siehe Anhang).

Die Interviews wurden hauptsächlich auf Portugiesisch durchgeführt, in wenigen Fällen auf Englisch, und digital aufgezeichnet.

1.5.3.2. Leitfaden

Die gewählte Variante "qualitativer, teils offener, teils leitfadengestützter Interviews" (VIDC/Schmidl 2013: 9) lehnt sich – wie schon in VIDC/Schmidl 2013 angedeutet (ebd.: 9) an eine modifizierte Fassung des "Retz-Projekts" von W. Schmidl (2004)⁸³ an. Die dort eigens entwickelte Methode (ebenfalls anhand des problemzentrierten Interviews nach Witzel) sollte im Interesse meiner Fragestellungen angepasst und abgewandelt werden (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 9):

- Alltagssituationen ansprechen; welche Momente der aktuellen Lebenssituation werden positiv, welche negativ erlebt; mit welchen Menschen haben sie dabei jeweils zu tun?⁸⁴
- zur Bewertung der erzählten Lebensumstände einladen – womöglich nach Begründungen dieser Bewertungen fragen;
- Anregen zum Erzählen der Gewordenheit der Lebenssituationen, sowie zu einer sozialen Einbettung und Zukunftswünschen und -perspektiven;
- "Augenmerk auf die Nennungen oder Nicht-Nennungen von Organisationen legen, sowie die Notwendigkeit von Vernetzung und politischer Organisation, Erfahrungen mit entwicklungspolitischen Einrichtungen internationaler oder nationaler Art und Kritikpunkte oder positive Erfahrungen dabei, Mitbestimmungsmöglichkeiten innerhalb dieser „entwicklungsbezogenen“ Maßnahmen selbst (wie im Konzept der „inkluisiven Entwicklung“ gefordert)." (VIDC/Schmidl 2013: 9)

83 Schmidl, Wolfgang: Das Retz-Projekt (1979-1984). Versuch einer Neudefinition der Beziehungen zwischen Erwachsenenbildung, Gemeinwesenentwicklung und universitärer Forschung. In: Rohrmoser, Anton (Hg.; 2004): Gemeinwesenarbeit im ländlichen Raum. Studienverlag. Wien, Innsbruck, etc.: Studienverlag. S. 146-171.

Vg. Auch: http://www.oieb.at/upload/3033_4_OIEB-Lernende_Regionen_Schmidl.pdf

84 Je nach Möglichkeit nach Kriterien von MERCER/BARNES 2010, vgl. Kapitel 5 zu „Social Exclusion and Disabling Barriers“: disability policy and the welfare state, social exclusion, disability and new labor, education, financial circumstances, employment, the built environment, housing and transport, leisure and social participation

1.5.3.3 Interviewerinnen-Verhalten

Emma Stone und Mark Priestley schrieben 1996 über emanzipatorische Ansätze in den DS – vor allem solchen, die von Menschen verfolgt werden, die selbst keine Behinderung haben. Dabei betonen sie die Notwendigkeit, sich innerhalb der ungleichen Forschungsbeziehung "verletzlich" zu machen und der Forderung von Jenny Morris (1991) nachzukommen, das Persönliche auch im Kontext der DS als Politisches zu sehen und die sozialen Beziehungen innerhalb der Forschungsbeziehung zu berücksichtigen (vgl. Stone/Priestley 1996: 700f.; 707; 710).

Auch Amy Petersen (2010) schreibt in ihrem Text "Research with Individuals Labelled 'Other': Reflections on the Research Process" darüber (Petersen 2010: 299).

Statt sich hinter ihren Forschungsmethoden zu "verstecken" (vgl. Petersen 2010: 302) habe sie versucht, ihre Intentionen zu teilen, "articulating my interest in their lives, sharing my own stories, and answering the questions" – so habe sie begonnen, "ihre Erfahrungen zu verstehen" (ebenda). Ihr Ansatz ist emanzipatorisch, partizipativ, sie lehnt sich an Barton, Oliver, Morris an. "We should start with our research experiences and translate those experiences back into theory and research method" (Petersen 2010: 303). Sie spricht auch die "appropriatedness of co-authorship" an, weil sie im Glauben gehandelt habe, dass die Dissertation eine "solo-venture" sei, "necessary to 'prove' my worthiness into the academy, I failed to pursue co-authorship as a viable option", was sie im Nachhinein bereut (303).

1.5.3.4 Vorarbeiten zum Zugang zu den Interviewpartner_innen

Es nahm viel Zeit in Anspruch, Prinzipielles über soziale Realitäten von Menschen mit Behinderungen in einer Gesellschaft, oder genauer in zwei Städten und ihren Rändern, zu erfahren – um dann in einem weiteren Schritt einschätzen zu können, anhand welcher Kriterien ich meine Partner_innen auswähle, um eine gewisse Diversität in den Wortmeldungen erreichen zu können.

In dem VIDC-Zwischenbericht 2013 habe ich bereits meinen Versuch beschrieben, mit Nidhi Singal auf eine Art und Weise nach Interviewpartner_innen zu suchen,

„ohne sie durch den Akt des Sie-Zum-Interview-Fragens in eine Position zu bringen, die meine „ableistische“ Wahrnehmung widerspiegelt, mit der sie sich aber vielleicht gar nicht identifizierten; d.h. sie durch meine Adressierung erst zu „Menschen mit Behinderungen“ zu „machen“.“ (VIDC/Schmidl 2013: 35f.).

Wie dort nachgelesen werden kann, trat ich vorrangig mit Personen in Kontakt, denen ich bis zu einem gewissen Grad ein „geteiltes Interesse“, vielleicht sogar eine Identifizierung mit Disabled Peoples Organisations (DPOs) „unterstellen“ konnte – weil sie in solchen entweder arbeiteten oder anderwertig mit ihnen zu tun hatten (vgl. ebd.).

2. DATENERHEBUNG IN MOSAMBIK

2.1 „Kulturschock“ und „Reality Check“: Versuche, mich als Weiße Stipendiatin mit begrenzten Geldmitteln im neuen Kontext zurechtzufinden

Hier soll auf die Rahmenbedingungen meiner Datenerhebungsversuche eingegangen werden: Unterbringung bei einer Gastfamilie, Stadt und Transport, "Einleben" und Sprache, "Familie", Gender, Weißsein, Alleinsein und Unsicherheit.

Ich habe bei einer Gastfamilie in einem eigenen Zimmer gewohnt. Meine Gastfamilie, bestehend aus meinem "Gastbruder" und meiner "Gastmutter" und irgendwie auch dem Angestellten, mit dem ich untertags die Wohnung teilte, hat mich unglaublich herzlich aufgenommen. Der Kontakt wurde über eine Mitarbeiterin der Austrian Development Agency ADA und eine ehemalige Voluntärin von ICMA, dem deutsch-mosambikanischen Kulturinstitut in Maputo, hergestellt. In meinem Zimmer war Arbeiten für mich unmöglich, da es keine Fenster, kein geeignetes Licht und außer dem Bett keine Möbel gab. Die Wände gingen nicht ganz bis zur Decke, wodurch es in meinem Zimmer nie ruhig war. Ich brauchte gut einen Monat um mich einzuleben, mich in der Gegend zurecht zu finden, mich mit den Transportmitteln vertraut zu machen, ein Handy zu besorgen (!!) und um mein gesprochenes Portugiesisch so schnell wie möglich zu verbessern.

Hier soll ein kleiner Ausschnitt aus einem Mail Ende September wiedergegeben werden:

ich bin nun den dritten Tag in Maputo, und langsam akklimatisiere ich mich.

Ich hab einen ziemlich angsterfüllten ersten Tag hinter mir – mein Rucksack, den ich total hektisch [...] am Flughafen Wien mit meinen wichtigsten Dingen eingepackt habe [...] war bei der Ankunft nicht da. [...]

Ich hab diesen einen Tag völlig apathisch und verkrampft verbracht, und während xxx und Sra. xxx arbeiten waren (bis halb 4, 4) auf dem Sofa gesessen und ein Buch gelesen [...] Hatte übrigens auch eine neue SIM Karte in der Hand, die mir xxx besorgt hat, die ich aber warum auch immer nicht aktivieren konnte [...], und ich hab zwar sein fragendes SMS bekommen, konnte aber überhaupt nicht auf mich bzw. den Umstand aufmerksam machen, dass mir die Leute vom Lost and Found gesagt haben, dass ich am nächsten Tag zur selben Zeit nochmal kommen soll, und das wäre 14h gewesen, und 16h ist xxx dann gekommen, hat von nichts gewusst, und ich war schon 2h lang am Verzweifeln. Und am Google-maps-ausdruck-studieren – völlig hoffnungslos, denn ich [...] hab keinen Maßstab dazu ausgedruckt, hatte also keine Ahnung wo ich auf der Karte bin (hab ich schon bei der Suche nicht gefunden, der Platz ist namentlich nämlich schlicht und einfach nicht eingetragen) und wie groß diese Ausschnitte (ganz zu schweigen – diese Stadt) sind! Der Teil bei dem ich mir kurz überlegt hab, hinzugehen um zumindest Geld abheben zu können (die Adresse hab ich in einem zutiefst unbrauchbaren "Touriführer" beim Honorarkonsul gefunden) hat sich später als 8km lang rausgestellt wie mir xxx lächelnd mitgeteilt hat.... Ich konnt mir in dieser situation beim besten Willen nicht vorstellen jemals diese Wohnung zu verlassen.

Erste Ausflüge mit meiner Gastmutter Honorina – zum Supermarkt, in dem fast nur südafrikanische

sehr teure Waren verkauft werden, zum Frisör im kleinen kargen Laden nebenan, ohne Laufschuhe und mit Kamera mit der Frauengymnastikgruppe im Morgengrauen auf der Straße zum Meer – waren meine ersten Ausgänge nach "draußen".

Nachdem ich ein gewisses Gefühl für die Gegend und die Sprache bekommen hatte, war ich alleine unterwegs. Ich fing an, mich sicherer zu fühlen, und berichtete enthusiastisch:

Bin sehr verliebt in die bäume die überall dick und alt stehen, und dass die akazien so schön blühen, eher blattlos, mit alten schoten dranhängend, und blauviolett. Das sieht ertoll aus. Und dann eine hecke am weg zur UEM, die hibiskusartig knallrote blüten hat. Und ganz alte bäume die ganz knorrig sind und dann eben auch die schönsten blüten haben.

Und ich mag die wäsche, die das sonst eher karge bild (hinige straßen, noch hinigere gehsteige, sandfarbene häuser, verblasste farben, überall gitter mit den unterschiedlichsten mustern) auffrischt [aber eigentlich eh nur karg wemma die leute ausblendet, viele bunte standln mit obst und nagellack und haarbändern und flip flops und second hand gewand] ... ahn werbungsbeeinflusstes hirn. Und die gitter mag ich inzwischen irgendwie auch, hab sie phasenweise viel fotografiert, es gibt unterschiedliche muster, fast alle häuser haben so ein gitter, wurscht ob erdgeschoß oder ganz oben, autos oft auch. Käfigleben.

Und ich mag dass ich in so einer gechlitten gegend wohn, mit freundlichen leuten, und irgendwie intimer atmosphäre – wohn ja auf einem platz (der auf google maps namentlich nicht auffindbar ist :)), in der mitte stehen glänzend frisch geputzt autos unter den großen mangobäumen, und rundherum hinige straße und dann im kreis reihenhausähnlich (aber mehrstöckig und mit mehr leuten drin) mit all den käfigen, die häuser. In der mitte spielen oft kinder untertags, fußball, oder grüne mangos mit steinen runterschießen, während der schulzeit in schuluniformen.

Ich statte der Bar neben dem Haus ab und zu Besuche ab, und lese dort.

Bei einem größeren Ausflug mit der Gymnastikgruppe zur Costa do Sol tun mir die Gelenke so weh, dass ich den Chapa für die Rückfahrt nehme, während meine Gastmutter alles zu Fuß zurückgeht:

Hab mir einmal beim springschnurspringen weh getan und war am nächsten tag bei einer megatour dabei – sind zur costa do sol gegangen – k[...] sind sicher dreieinhalb stunden unterwegs gewesen. Da hat mir dann alles gelenkmäßig so weh getan dass ich mit der chapa heimgefahren bin, und mich geschämt hab, weil alle anderen heimgegangen sind. Komische gelenke. Hat sich im hüftgelenk schabig angefühlt, [...]. Dafür war der spaziergang umso schöner, bin stur gegangen, weil ich gmerkt hab, mehr geht nicht, lang am meer entlang, und hab versucht den sonnenaufgang zu genießen... vorbei an reichen villen mit rasen und empregados die schon fleißig am gießen und schniegeln waren, und an standln die grad aufgebaut wurden, und an einer taufe, mit tanzenden frauen (erwachsener mensch wurde getauft... baptisten??) und einem nikolaus-[haft] gekleideten mann.

Als ich mir meine Haare flechten lasse, weisen EMailkontakte teilweise kritisch darauf hin, dass das als Anbiederung verstanden werden könnte. Meine Antwort:

in einer kategorie bin ich so und so, ich bin weiß, ich kleide mich schlampig (xxx hat mir erzählt dass sie hier ziemlich auf seriöses, „geschniegeltes“ auftreten abfahren) und bin ohne mann hier. Das wiegt viel mehr als meine haare.

Der Transport in Sammeltaxis fällt mir zu Beginn nicht leicht, weil ich mich in der Stadt überhaupt nicht orientieren kann und auch keine Orientierungspunkte finde. In einem Mail schreibe ich:

Die sammeltaxis (chapas) sind kleinbusse, und am nachmittag können die busfahrer besoffen sein. Es ist bis zur decke voll, ur eng, die sind teilweise halb hin, das ist auch ein risiko,... dann gibts noch so kleine dreiradler mit motor, aber die brechen ja zam unter mir! So dermaßen fragil klapprig [...]!

Naiv war ich davon ausgegangen, dass ich dieses Transportmittel „wie alle anderen“ benutzen könnte. Ich stieß oft auf freundliche Hilfe, aber auch auf abweisende Blicke. Gegen Ende meines

Aufenthaltes wies mich ein junger Mann darauf hin, dass von mir als Weißer Frau erwartet werde, ein Auto zu besitzen. Mein Verhalten, nämlich Chapas zu benutzen, würde höchstwahrscheinlich als knausrig und geizig aufgefasst werden – bzw. mit Groll, weil ich Mosambikaner_innen einen der ohnehin raren Plätze wegnehme. Manche Chapeiros ließen mich sogar vorne am Beifahrersitz einsteigen, wo oft schon andere „Auserwählte“ saßen. Ich stieg dann vorne ein, um nicht noch mehr Aufsehen und Verzögerung zu provozieren.

Derselbe Mann erklärte mir auch, dass „von einer Frau“ erwartet werde, dass sie sich „seriös“ kleide. Als ich ihn zu seiner Einschätzung meiner Kleidungsbemühungen befragte, meinte er, dass das schon „durchgehen“ würde, allerdings bräuchte ich geschlossene hohe Schuhe, keine offenen, wie ich sie mir extra in einem Billigladen besorgt hatte (und die nach weiteren drei Ausgängen auf den sandigen Straßen zerfallen sollten).

„Familiäre“ Ausflüge führten mich in andere Stadtviertel, zur Cousine, zu Freunden, zu Brüdern, zu den Taufpaten, wo ich auch immer weitere Teile des Bekanntenkreises, die Kinder, die Höfe, das Essen, die sandigen Straßen, durch die sich das Auto teilweise quälte, kennenlernte. Ab und zu war mein Nichtverheiratetsein und Keinekinderhaben Thema, worauf mir von einem Gesprächspartner lachend mit guten Ratschlägen geantwortet wurde (frisches Huhn und grüne Blätter essen).

„Mulungo“⁸⁵, das Changana-Wort für „(ausländisch-reich-westlich-) Weiß“, wurde ein Wort, das ich in diesen Zusammenhängen erstmalig (und keineswegs das letzte Mal) hörte. Mir wurde die Bedeutung erklärt und versichert, dass es nichts Abwertendes sei. Diese Anrufung hörte ich während meines Aufenthalts ständig – hinweisend, abschätzig, von Kindern gerufen – neben anderen Bezeichnungen wie „Freundin“ („amiga“) und in seltenen Fällen „tia“ oder „mãe“, wenn mich Kinder ansprachen. Die Scherze über meinen Vornamen („Clara“, „helle“) waren mir vor allem am Anfang willkommen, weil ich mich dadurch freundlich aufgezogen fühlte.

Als ich im November gesundheitlich angeschlagen war, fuhr mich mein Gastbruder in eine Privatklinik, in der ein Verwandter arbeitete, der mir Blut abnahm und einen Malariatest machte. Alles war neu, nicht viele Leute warteten. Als meine Gastmutter hingegen krank war, wurde sie ins Zentralspital gebracht, wo die Wartehallen voll mit Wartenden und ihren Angehörigen waren, die Bettenzimmer mit Kranken in unterschiedlich ernsten Lagen überfüllt waren und nur notdürftige

85 Definição de “mulungu” conforme o Dicionário de Ronga-Português (autores: Bento Sitei, Narciso Mahumana e Pércida Langa) – 2008: MULUNGU – 1. Indivíduo de raça branca. 2. Senhor; patrão/patroá. MULUNGUNTIMA – pessoa que imita hábitos ocidentais; assimilado“. Online auf einem Blog gefunden unter: <http://mosanblog.wordpress.com/2010/11/27/mas-o-que-e-mulungo-afinal/> [letzter Zugriff 25.2.2014]. Dort findet sich eine weitere Ausdifferenzierung: Im Norden Mosambiks bedeute "Mulungo" hingegen "Gott" oder "Himmel" - und "muzungo" "Weiß".

Versorgung geboten wurde, auf die stundenlang gewartet werden musste.

Über Frau Kohl kam ich noch im Oktober an einen Kontakt zu einer anderen Österreicherin, mit der ich mich am Uni-Campus der UEM traf. Über sie lernte ich eine Freundin von ihr kennen, die uns zu einer Jungesellinnenfeier einer Freundin mitnahm – das einzige Mal, dass ich nur unter Frauen* war, die noch dazu darüber sprachen, was von einer „Ehefrau“ erwartet wird:

[Eine Österreicherin, mit der ich mich] am campus der eduardo mondlane uni getroffen hab (jetzt weiß ich wos ist und wie weits ist – halbe h zu gehen, das geht! Und es gibt wireless und bäume und es ist ein urweiter komplex wo ma erstmal 10 min. lang an vorbeistaubenden autos im sand latscht, der campus ist ziemlich modern, sie haben manches ganz neu gemacht) und die hat mich mit xxx bekannt gemacht, die in maputo lebt und mit den beiden (xxx hat ein auto!) war ich gestern auf einer jungesellinnenfeier im zentrum (baixa), zuhause, in einem total leer geräumtem zimmer mit an der wand aufgereihten sesseln, und essen, und geschenken mitten am boden. Das war dann sehr spannend, ich versteh zwar IMMERNOCHE nicht ultra gut, aber ein paar fetzen hab ich aufgeschnappt, und die ca. 20 frauen haben spielchen veranstaltet, die braut musste sich die geschenke erst erarbeiten – zuerst erraten von wems ist, dann was drin ist – wenns falsch war, musste sie ein castigo machen, eine aufgabe, die wir vorher bösfreudig ausgedacht haben, jede hat drei zettel gekriegt.

...

Danach kam [eine] gute-ratschläge-runde und da wars dann ziemlich lang vorbei mit den späßen. Sei immer geduldig. Stell immer deinen mann vor dich. Bring dinge die dich ärgern oder fertig machen nie zwischen euch. Verführ ihn oft, dann geht er nicht fremd. Koch ihm und putz ihm immer gleich, auch wenn ihr streitet, das müsst ihr anders thematisieren. Koche gut, sonst geht er draußen essen, und da gibts andere frauen. Streite nie vor deinem kind. Aber auch: schaut dass ihr in streitsituationen einen dialog findet, such dir freiräume, schau dass es dir gut geht (in der minderheit).

Das war ziemlich heftig... aber auch spannend, weil manche aus der runde halt bereits verheiratet waren, und das halt wohl auch so leben... und weil so offen darüber geredet wurde, wies anscheinend für viele einfach ist.

Im Oktober begannen langsam die Regenfälle. Ich schrieb:

liebe grüße aus dem regnerischen maputo dessen straßen teilweise wie fast leere flußbetten zerrinnen. Trommeln laute tropfen aufs wellblechdach der waschkuchl, und vorm fenster platscht sich die lacke vorm haus voller. In der ersten nacht hab ich gedacht dass es ins wohnzimmer tropft. In den letzten zwei wochen ist gleichzeitig viel und wenig passiert, weil ich mich schon mehr eingewöhnt hab, und gleichzeitig aber versucht hab, langsam an die arbeit zu gehen.

Fürs erste Treffen mit meinen Kontaktpersonen an der UEM hatte ich mir noch gar keine Gedanken zu meinem Auftreten gemacht. Mit der Zeit setzte allerdings ein Reflexionsprozess ein, in dem ich versuchte, den Erwartungen so weit wie möglich gerecht zu werden und gleichzeitig so wenig Unbehagen und Finanzen wie möglich zu investieren:

habe mir sehr komisches gewand im chinashop gekauft (anderes nicht leistbar) – um bei bedarf etwas "seriöser" ("weiblicher"- "erwachsener"??) wirken zu können. Bei einem treffen mit sra. xxx und sr. xxx, die beide sehr formell gekleidet waren, bin ich total verschwitzt mit käppi, kurzen [...] hosen und schirchen schlapfen und irgendeinem schlapperleiberl aufgekruzt und hab mich ziemlich teenagerhaft-unpassend gefühlt... peinlich. Drum: kitschig mint-rosa blumige bluse die mir eine größe zu klein ist [...], schwarzer [...]rock, und ein blaues kleid das ich mir noch irgendwie eng umschnallen muss weil ich mit meinem vorbau den ansprüchen nicht gerecht werd.

Ich führe 8 Interviews und fühle mich zeitweise sehr unsicher. Die ersten Interviews waren für mich in Bezug auf Sprache eine Ernüchterung. Das Aufnahmegerät wurde zu meinem Joker und ich hatte das Sorge, dass ich völlig unsensibel reagieren könnte, ohne es zu merken, weil ich, als die Interviewpartnerin vom anfänglichen langsamen Sprechen in ein schnelles, erklärendes, leidenschaftliches Sprechtempo verfiel, satzweise den Faden verlor. Diese Interviewsituationen am

Anfang waren sehr schwierig für alle Beteiligten, die alle Portugiesisch nicht als Muttersprache hatten, alle aber ihr Bestes versuchten, wobei ich das Gefühl hatte, ihnen inhaltlich, sprachlich und nervlich viel abzuverlangen.

Es war für mich "leichter" mit Menschen zu sprechen, die wie ich erst spät in ihrem Leben Portugiesisch gelernt haben. Ich bin auch bei ihnen auf sehr große Geduld und Bereitschaft gestoßen, Worte zu umschreiben, die ich nicht kannte.

Obwohl ich mir anfangs gedacht habe, dass es wohl ein Fehler war, so früh mit Interviews zu beginnen, war das gleichzeitig auch sehr wichtig, weil ich durch die Gesprächssituationen selbst nicht nur schrittweise etwas mehr zu verstehen begann, sondern auch unglaublich schnell und viel in meinem Sprachverstehen und meiner Nachfragefähigkeit "aufstockte". Dabei fühlte ich mich oft wie eine Detektivin oder Jägerin.

Im November wurde es zunehmend heißer, was für mich körperlich fordernd wurde ("Ich bin sehr müde in letzter zeit, das wetter wechselt gerade fast täglich, regen und abkühlung und brennende hitze mit sonnenstich."). Ich schrieb in ein Sammelmail:

Ich hab inzwischen um die 10 interviews gemacht, und festgestellt dass man bei einem interview mit einem menschen den man vorher nicht gekannt hat nicht einfach so tiefgreifende fragen stellen kann... ich hab dreimal zwei interviews pro tag gemacht, und das ist zuviel. Ich hab mir praktisch noch keines nochmal angehört. Ich fühl mich überfüllt und gleichzeitig leer.

...

Ich fühl mich allgemein schwimmend in einem riesigen meer an informationen, wo ich erst ganz ganz wenige perspektiven kennengelernt hab... wie werd ich jemals eine arbeit drausmachen können?

...

Die stadt blüht auf, weil die akazienbäume durch die regenfälle neue kraft geschöpft haben. Gleichzeitig versinkt in den außenbezirken vieles in riesigen lacken/seen und unglaublichem gatsch.

Ich bin schon eine ziemliche queen im chapa-fahren. Ganz langsam krieg ich eine ahnung wie die straßen zusammenhängen (ja meine arge orientierungslosigkeit zögert das natürlich ewig raus!).

Meinen Frust mit vielen Terminverschiebungen äußerte ich auch in einem Telefonat mit dem neugewonnenen Bekannten in Beira – dessen Perspektive nach 9 Monaten in Mosambik in folgendem Mail-Ausschnitt klar wird:

Diese woche hatt ich dann ein ausgemachtes treffen mit dem xxx [...], der mich beinhart ignoriert hat (hab 2 sms geschrieben ob das noch steht, einmal versucht ihn anzurufen) und mich hinkommen hat lassen zum termin, um mir dann 15 min später von der sekretärin ausrichten zu lassen dass er nicht kommt weil er in einer versammlung ist.

... Hab xxx davon erzählt. Der hat gemeint, renn ihm nach, fühl dich nicht blöd dabei, das ist mosambik. Mich ärgert das.

Die zweite Novemberhälfte und die erste Dezemberhälfte vor meiner Abreise waren sehr intensiv. Außerdem wollte ich eine Woche für eine Reise aufheben, um mich gezielt touristisch zu verhalten - die „Berge“ in Chimoio zu sehen und einen Nationalpark zu besuchen.

Am Ende meines Aufenthalte hat sich langsam ein Gefühl des Gewachsen- und Angekommenseins eingestellt, gleichzeitig überschlugen sich die Ereignisse.

"Finanzialisierung der Forschungsbeziehung" (VIDC/Schmidl 2013: 36)?

Es erschien mir sehr wichtig, dem von einem der RAVIM-Chefs vorgebrachten Argument Rechnung zu tragen, mich mit einem Geldbetrag dankbar dafür zu zeigen, dass die Leute sich Zeit für das Interview nehmen und ihre persönlichen Erfahrungen teilen. Der Betrag sollte seiner Meinung nach in etwa ihrem Einkommensentfall entsprechen, oder gerne auch etwas höher sein. So habe ich mich dazu entschieden, alle Interviewpartner_innen, die nicht von der Regierung angestellt oder Chef_innen einer Organisation waren, für ihre Zeit zu "entschädigen".

Dabei gab es für mich aber folgende Unklarheiten: Es war mir zum Einen einfach "unangenehm", weil ich fand, dass das das Machtverhältnis zwischen uns sichtbar machte und ich entscheiden musste, wem ich wieviel wofür gebe: Wieviel für die Organisation eines Interviewpartners samt Übersetzerin? Wieviel für die Begleitung in ein Viertel in das ich alleine wohl nie gefunden hätte? Dadurch hatte ich das Gefühl, dass sich die Beziehung zu den Menschen, die ich involvierten wollte / die sich involvieren wollten (was beides vorkam), finanzialisierte. Ich war unsicher, wie ich damit umgehen sollte, ich hatte schlechtes Gewissen und das Gefühl den finanziellen "Rahmen" einfach nicht zu kennen, in dem sich meine Partner_Innen bewegten. Ich fragte meinen Gastbruder, der in einer religiös verwurzelten Malariaorganisation arbeitet und manchmal mit fieldworkern zu tun hat und der nannte mir einen wesentlich geringeren Betrag, der denen ausbezahlt würde, als ich bot.

Zum Anderen wurde mir klar, dass ich einfach als Tatsache anerkennen musste, dass die eine oder der andere das Interview wirklich wegen dem Geld machte. Das wunderte mich auch nicht besonders. Es erschwerte mir nur insofern meine Arbeit, als ich genau erklären musste, was ich vorhatte, sie ansatzweise dafür zu interessieren versuchte, was eigentlich eine wichtige Erfahrung für mich war.

2.2 Zugang zu Interviewpartner_innen

Vor meinem Forschungsaufenthalt in Mosambik hatte ich im Sommer 2012 versucht, mit Organisationen und vor Ort per Email in Kontakt zu treten. Ich bekam so fünf Interview-Zusagen im Vorhinein (RAVIM, Power International, FAMOD, Light for the World und Handicap International). Viele Email-Adressen und Telefonnummern stellten sich im Zuge meiner weiteren Suche vor Ort als nicht mehr gültig heraus (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 36).

Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Politik-Analyse (CAP) der Universität Eduardo Mondlane

Die Zusammenarbeit mit dem CAP, genauer mit Dra. Inês Raimundo, hat wesentlich zum Erfolg meines Aufenthaltes in Mosambik beigetragen. Sie hatte ich über meine Internetrecherchen ausfindig gemacht und per Email kontaktiert. Dra. Raimundo hat mich in Hinsicht auf die formelle, organisatorische Seite meines Aufenthaltes unglaublich effizient beraten und mitgeholfen – in Bezug auf Visumsverlängerung, die Erstellung eines "Credencial" für mich – um meine Glaubwürdigkeit auch von der dortigen Uni zu bestätigen- und eine korrigierte Interview-Einverständniserklärung mit dem Briefkopf der UEM (Universidade Eduardo Mondlane). Für inhaltliche und methodische Fragen bot sie mir an, den Kontakt zu einem ihrer ehemaligen Studenten Leo Raimundo Macamo, herzustellen, der bei ihr eine Arbeit über die (mangelnde Zugänglichkeit für Menschen mit Behinderung am Tourismus in ausgewählten touristischen Zielen Inhambanes (Mosambik) geschrieben hatte.

Ich verbrachte, als noch eine ziemliche Interviewflaute herrschte (also im ersten Teil meines Aufenthaltes), einen ganzen Nachmittag im Archiv des CAP und traf dort ein paar Mitarbeiter_innen. Nachträglich denke ich, dass ich damals meine Unsicherheit überwinden hätte sollen und selbst die "Beziehung" zu anderen Mitarbeiter_innen des CAP intensivieren hätte können, um ihre Sichtweisen zum Thema, sowie ihre Arbeitsweisen kennenzulernen.

Meine Interview-Partner_innen fand ich schlussendlich über Kontakte von Prof.a Raimundo, NGO-Mitglieder und -Mitarbeiter_innen von RAVIM, FAMOD und Light for the World, sowie private Kontakte über eine Aktivistin des „Stadt und Behinderung“-Projekts (SIOAS) und einen VSO-Voluntär in Beira. So versuchte ich, über verschiedene Zugänge Interviewpartner_innen zu kontaktieren, die aus möglichst unterschiedlichen Kontexten, mit unterschiedlichen Handlungsfeldern und Erfahrungen kamen. So sollte versucht werden, im Sinne qualitativer Forschung, eine möglichst breite Perspektive auf die Situation vor Ort einzunehmen, wie auch Sally Hartley und Mohammad Muhit in ihrem Text „Using Qualitative Research Methods for Disability Research in Majority World Countries“ von 2003 schreiben: „The aim is to represent the widest possible view of the situation, by exploring the different perceptions and meanings, given by the different stakeholders.“ (Hartley/Muhit 2003: 106). Ich habe versucht, vor allem in Bezug auf ein vorgefertigtes Verständnis von „Behinderung“, möglichst offen in den Forschungsprozess zu gehen. Sie betonen unter anderem auch die Wichtigkeit von sprachlichem Geschick -

„[a]s qualitative studies rely on collecting data from participants in their natural settings and most of the data are usually non-numeric, unstructured textual data, a high level of linguistic skills are required. Quality and relevance of interview and focus group data largely depends on the linguistic skill of the researcher. Excellent verbal and written communication skill are required to collect qualitative data and to analyse and disseminate the results of qualitative study“ (Hartley/Muhit 2003: 110).

Im Fall der vorliegenden Arbeit kann zwar nicht von „exzellenten“ sprachlichen Fähigkeiten gesprochen werden, mit der Zeit kam es jedenfalls zu einem immer leichteren, flüssigeren Interviewer_innen-Verhalten. Bei Bedarf bzw. nach Aufforderung wurde manchmal während des Interviews von Portugiesisch zu Englisch gewechselt. Umgekehrt hätte jedoch nicht davon ausgegangen werden können, dass alle Interview-Partner_innen auf Englisch befragt hätten werden können.

2.3 Versuch einer laufenden Selbstreflexion, die den Forschungsprozess begleitet

In der Reflexion meiner Position tat ich mir schon vor Ort schwer – als wer, als was? Als "Wissenschaftlerin"? So fühl(t)e ich mich nicht. Ganz im Gegenteil habe ich mich, vor allem anfangs, oft inkompetent, ratlos und zweifelnd gefühlt. Daraus resultierte, dass ich mich oft nicht traute, Leute anzusprechen, mit ihnen small talk zu führen, oder mich bei größeren Runden vorzustellen. Meine Rolle bei Workshops und Diskussionsrunden war mir selbst nicht ganz klar, auch die Leute, die mich dazu einluden, äußerten sich nicht klar darüber, ob und was von mir erwartet würde. Ich fühlte mich als "stille Beobachterin", die gekommen war, um zu zu hören. Ich habe dadurch – rückblickend betrachtet – also manchmal versucht, mich unsichtbar zu machen. Ich wurde daraufhin von manchen in der Pause angesprochen, ein anderes Mal hat mich der junge FAMOD-Mitarbeiter, der auch etwas wie ein Freund für mich war, danach beiseite genommen und mir signalisiert, dass er mit mehr Wortmeldungen von meiner Seite mit meinen Beobachtungen und Sichtweisen, gerechnet hätte. Schade, dass das erst im Nachhinein geklärt wurde. Andererseits war ich mittendrin der Überzeugung, dass es hier um die Verhandlung der Bedürfnisse in FAMOD und den Mitgliedsorganisationen ging und ich da nichts mitzureden hätte.

Es wurde oft gefragt, ob ich dann die Ergebnisse meiner Arbeit einmal übersetzen lassen würde – ich denke, dass ich das unbedingt tun sollte, um die Ergebnisse denjenigen zugänglich zu machen, mithilfe derer ich die Basis für meine Arbeit gelegt habe.

Mit dem ehemaligen Studenten war ich in regelmäßigem Kontakt. Er hatte mir zuerst angeboten,

mich als Changana-Übersetzer zu begleiten. Das stimmte mich zuerst euphorisch. Er hatte für seine Abschlussarbeit über Barrieren im Tourismus in Vilankulo (in dem Fach Geografie) u.a. selbst halbstrukturierte Interviews geführt⁸⁶. Er benutzte nach einer Polio-Erkrankung in seiner Kindheit einen Rollstuhl, seit kurzem einen batteriebetriebenen Scooter, der ihm von einem kanadischen Bekannten gesponsert wurde.

Ich bekam nichtsdestotrotz zunehmend Zweifel: Ich war nicht darauf vorbereitet, zu zweit Interviews zu führen und mir kamen die möglichen Nachteile größer vor als die potenziellen Vorteile. Konkret: Was tue ich mit einem Interview, das auf Changana geführt wurde? Wie muss ich meinen potenziellen Interview-Übersetzer oder -Mit-Teilnehmer darauf vorbereiten? Was muss ich ihm dafür bieten? Welche Rolle spielt "Gender" in den Interviews? Welche Rolle spielt ein ungleicher Bildungsgrad? Die beiden letzten Fragen musste ich mir natürlich selbst auch stellen – inklusive der Frage nach dem Wirken von Weißsein kombiniert mit Fragenstellen. Ich konnte meine Rolle in einer so veränderten Situation nicht sehen.

Wie denke ich inzwischen darüber? Ich denke ich hätte es zumindest für zwei Interviews versuchen können, das wäre eine sehr wertvolle Erfahrung gewesen, aus der ich viel lernen hätte können. Andererseits stellte sich mit der Zeit heraus, dass Leonardo seine Interviews mit Fragebögen geführt und sie nicht aufgenommen hatte – und die Durchschnittsdauer der Gespräche zwischen 10 und 20 Minuten lag. Dazu kam, dass ich mit der Zeit bemerkte, dass er als Geographiestudent mit eurozentrismuskritischen und postkolonialen Theorieansätzen nicht vertraut war und sie im gemeinsamen Gespräch zu meinem Erstaunen als irrelevant abzutun schien. Es war für mich ein interessantes Gefühl, mit meinen Theorien "anzutanzten", die – wie ich dachte – für ihn und sein wissenschaftliches Arbeiten zumindest teilweise von Interesse sein könnten und auf diese ablehnende Haltung zu stoßen. Es führte mir mein eigenes Verhalten vor Augen: So wurde mir klar, dass ich – noch vor meiner Auseinandersetzung mit den Critical Disability Studies – davon ausgegangen war, dass er sozusagen als "Bewohner des globalen Südens" manche Ansätze ja kennen oder zumindest schätzen könnte und blendete in dieser vereinfachenden naiven Annahme aus, dass er einfach andere Interessensgebiete haben könnte.

Die erste Idee, Interviews in Zusammenarbeit mit ihm zu machen, verwarf ich also bald wieder, da mir überdies, je länger ich darüber nachdachte, "Kreuzverhör"-Assoziationen kamen – die Leonardo übrigens keineswegs nachvollziehen konnte.

Ich verblieb schlußendlich so mit ihm, ihn zu Rate zu ziehen, wenn ein/e Interviewpartner_in den Wunsch äußert, das Interview auf Changana zu führen. Dabei hatte ich das Gefühl, seine

86 Raimundo Macamo, Leonardo (2012): *Infra-estruturas turísticas existentes para pessoas com deficiência física e auditiva: caso de estudo do distrito de Vilankulo*. Licenciatura; Universidade Eduardo Mondlane, Maputo.

Erwartungen zu enttäuschen – er hatte überhaupt vorgeschlagen, sich täglich zu treffen, was bei meinem Zeitplan unmöglich war. Ich stellte ihm zu Beginn eine "symbolische" Zeitentschädigung in Aussicht – er könnte eine Zusammenarbeit also als potenziellen Job verstanden haben.

Im Nachhinein bereue ich meine fehlende Risikobereitschaft, so eine Zusammenarbeit trotz all der möglichen Komplikationen einzugehen – auch mit keiner anderen Person, wie Celeste, obwohl sie eine engagierte Vernetzerin und Kontaktperson war.

Ich blieb der Idee verhaftet, dieses Forschungsexperiment allein durchziehen zu müssen, und dazu gehörten für mich auch die Interviewführung und die oft unüberbrückt gebliebenen Missverständnisse.

2.4 Heterogenität der Interviews – in Bezug auf Inhalt und Interaktion

Wie beim Thema bleiben?

Ich war, als meine Interviewtätigkeit langsam in Schwung kam, mit einer großen Fülle von neuen Informationen konfrontiert. Es war eine Herausforderung, in einer für mich sinnvollen Art und Weise eine Form von Überblick zu verschaffen – und gleichzeitig den Fokus nicht zu verlieren. Zum Punkt "Informationen" kann ich noch hinzufügen, dass vieles nicht im Internet verfügbar war, was mich internetroutinierte Recherchiererin vor das Problem gestellt hat, vieles erst vor Ort klären zu können. Das heißt, dass v.a. persönliche Kontakte mir Zugänge in all ihrer Subjektivität ermöglichen konnten. Am Anfang war mir unklar: Wie "Behinderung" in meinem Umfeld verstanden wird, wo Menschen mit Behinderung zu finden sind, ob sie sich selbst so benennen, oder von jemand anderen zuerst so genannt wurden, ob das überhaupt ein Thema ist im mosambikanischen Kontext und welche Rolle Organisationen spielen, was sie überhaupt tun und wer sie finanziert.

Ich hatte Probleme mit dem theoretischen Bezugsrahmen meines Vorhabens – in Bezug auf die "Eindeutigkeit" oder eben, im Gegenteil, die "Schillerndheit" von "Behinderung" als vielschichtiges soziales, kulturelles, regionales, internationales Phänomen. Ich glaube nicht, dass jemand, mich eingeschlossen, ein klares, eindeutiges Verständnis von "Behinderung" hatte (unabhängig von Bezügen auf die UN-Konvention). Und doch schwingt je nach Benennung Verschiedenes an Anklängen und Assoziationen mit – "Behinderung" - "deficiência". Und auch "deficiência" ist nur ein portugiesisches Wort. Wie ist es mit Benennungen in anderen Sprachen, die in Mosambik gesprochen werden?

Doch auch unabhängig von den Wortstämmen und Assoziationen gibt es verschiedene Zugänge zu "Behinderung". Verdeutlichen kann das vielleicht die Aussage einer Mitarbeiterin einer

Entwicklungsagentur (!), die mir gegenüber meinte, ich solle die Minenopfer nicht dazunehmen, weil die nicht zu den "echten Behinderten" gehören würden, die seien das ja noch gar nicht ihr Leben lang. Sie warnte mich darüber hinaus, dass es Beira es viele Betrüger gebe, die ihre Blindheit nur vortäuschen würden weil sie sich Almosen erhofften. Dass es also Menschen mit "echten, wirklichen" Behinderungen gäbe, während andere "gar nicht wirklich behindert" seien.

Ich zweifelte zwischendurch an der Möglichkeit, "an Äußerungen zu kommen", die mir helfen würden, meine "Schlüsse" zu ziehen. Ich schrieb ein email an Freund_innen um sie zu fragen, was sie über ihren Körper nachdenken ließe. Bis auf eine Antwort blieb diese Frage unbeantwortet.

Im Nachhinein frage ich mich: Was war eigentlich der Fokus meiner Interviews? Natürlich habe ich versucht, so viel wie möglich über Verständnisse von Behinderung zu erfahren und war damit durchwegs erfolgreich (soweit ich das jetzt einschätzen kann), gleichzeitig kam in mir der Wunsch auf, zu verstehen, was diese Organisationen für die "Betroffenen" bedeuten und was für Handlungsmacht ihnen zugeschrieben wird in Bezug auf Interessensvertretung, Vernetzung und Bewusstseinsbildung (um ein paar Beispiele zu nennen).

2.5 „Stolpersteine“

2.5.1 Grenzen der Kooperation durch wissenschaftliche formale Vorgaben und einen begrenzten Zeitrahmen

Obwohl sich die Möglichkeit geboten hätte, die Interviews mit einem Studenten der UEM gemeinsam zu machen und ihn dabei auch in den Interviewprozess miteinzubeziehen, wenn es meine Gegenüber vorgezogen hätten, auf Changana zu sprechen, habe ich mich schweren Herzens dagegen entschieden. Die Interviews auf Portugiesisch zu führen war für mich eine Herausforderung, der ich gewachsen war, ein paar der Interviews aber auf Changana aufgenommen zu haben und dann von einer Übersetzung abhängig zu sein, wollte ich vermeiden. Ich hatte darüber hinaus in den Treffen mit dem Studenten, der selbst seine Bachelor-Arbeit zum Thema Behinderung und Tourismus in Mosambik geschrieben hatte, den Eindruck gewonnen, dass wir sehr unterschiedliche Arbeitsweisen hatten. Ich traf mich trotzdem weiterhin mit ihm - vor allem, um Gedanken und Interview-Erfahrungen auszutauschen.

Ich denke, dass eine Kooperation wünschenswert gewesen wäre, aber nicht nur den zeitlichen Rahmen von den zwei Monaten, die wir in Kontakt waren, gesprengt hätte. Darüber hinaus bietet die wissenschaftliche Praxis namens Diplomarbeit keinen Raum für solcherlei Kooperation – diese

findet dadurch nicht statt, oder bleibt damit unsichtbar. Dieser Punkt wurde mit Katsui und Koistinen schon weiter oben angesprochen.

2.5.2 Grenzen qualitativer Forschung in Bezug auf Konzeption und Zugänglichkeit

Das soziale Modell von Behinderung sei "wenig verwunderlicherweise" unter den Teilnehmer_innen an Katsuis Studie unbekannt gewesen. In Koistinen's Studie sei klargeworden, dass, wenn Teilnehmer_innen auch bereits auf Erfahrungen mit der Teilnahme an Forschungsprozessen zurückgreifen konnten, sie wenig mit semi-strukturierten Interviews und Gruppendiskussionen anzufangen wussten (vgl. Katsui/Koistinen 2008: 751). Sie beobachteten, dass nichtsdestotrotz "face-to-face interaction", begrüßt worden sei, vor allem, "when approached directly in relation to an issue which affected their lives"; während die akademischeren Prozesse wie Datenanalyse oder Zusammenfassungen "zu fern und irrelevant" aufgefasst worden seien - "in a situation where most had to concentrate on how to obtain immediate, material support" (Katsui/Koistinen 2008: 751). Interesse am "ownership" der Forschung, also der Beteiligung am Forschungsprozess, habe so gut wie keines bestanden, weil sich die Teilnehmer_innen eher als "respondents" verstanden hätten (Katsui/Koistinen 2008: 752). Dass Menschen mit Behinderung dazu angeregt würden, für sich selbst zu sprechen, sei als etwas Ungewöhnliches aufgefasst worden:

"This does not usually happen, as there are structures in place which deter disabled people from being able to speak for themselves on issues affecting their lives. A number of research participants in our studies commented that it was the first time in their lives that they were asked for their opinions, or that they were able to experience such a friendly gathering, in order to discuss issues important to them." (Katsui/Koistinen 2008: 752).

Katsui und Koistinen betonen die Dimension der Mobilität bzw. Zugänglichkeit für potenzielle Interviewpartner_innen – der Hauptgrund, wieso ich mich im zeitlichen Rahmen von drei Monaten für zwei Städte, Maputo und Beira, als Forschungsorte entschied:

"For example, getting out from home can be a big challenge for many disabled people because of, for instance, a lack of necessary assistive devices and/or personal assistants. In addition, in many countries it is also difficult for a disabled woman to move around alone. In rural areas locations are usually distant and difficult to access and this in turn reduces the opportunity for participation. In this kind of situation the danger is that one only includes those persons who are more easily accessible, such as male DPO leaders and active members. Hence, inaccessibility to disabled people in non-Western contexts offered another challenge in terms of securing even their partial participation. This becomes especially challenging when one wishes to include research participants in the different stages of the research, for instance research planning, data collection, analysis and even report writing." (Katsui/Koistinen 2008: 751).

2.5.3 Interviewsituationen konkret: Konfrontationen mit unvorhersehbaren Herausforderungen.

In diesem Teil wird exemplarisch auf ein paar der erlebten Unvorhersehbarkeiten während des Forschungsprozesses eingegangen.

In meinen ersten zwei Interviews wurden die Sprache, die Interviewsituation und Missverständnisse thematisiert:

Mit der organisation der interviewumstände hats zwar nicht so geklappt – so sind wir nicht wie von ihm in aussicht gestellt in einem eigenen zimmer gesessen, sondern schlußendlich am betonierten fußballplatz, und beide sind gleichzeitig gekommen, deswegen musste eine eineinhalb stunden warten, das war mir sehr unangenehm und ich glaub sie war sauer, zurecht – aber sprachlich wars nicht so arg wie befürchtet. Natürlich hab ich wild herumgestammelt zeitweise, aber zumindest mit der ersten hat es trotzdem gut hingehauen, die zweite hat sich da etwas quergelegt und hat gemeint sie versteht meine fragen nicht, die hat auch allgemein eher verschloßen auf mich reagiert. Inhaltlich werd ich meine fragen wohl überarbeiten müssen, sie vielleicht stellenweise noch offener bzw. fokussierter stellen (je nachdem)...

ich merk wie schwierig es ist, körpererfahrungen zur sprache zu bringen ohne dabei "ableistisch" zu sein.

- unvorhergesehene Gruppeninterviews

Da manche Interviewkontakte durch andere Leute hergestellt wurden, ergaben sich oft – trotz meiner Versuche, mich möglichst klar auszudrücken – Missverständnisse, Termine und die Interviewkontakte betreffend. Das machte meine Vorbereitungen manchmal obsolet. Schwierig war auf, mit unklaren Angaben zu den Funktionen potenzieller Interviewpartner_innen oder zu den Interview-Orten zurecht zu kommen. Im folgenden Email-Ausschnitt werden ein paar dieser Punkte angesprochen:

Ich hab in den 4 wochentagen die ich dort war 8 interviews gemacht... ziemlich arg dichtes programm, mit so großer hitze dass ich ein paarmal aufs essen vergessen hab [...]. Eigentlich alle kontakte waren über licht für die welt... einer über nicolas, der ein bewässerungsprojekt von der provinz her einleiten soll bei einer kooperative von menschen mit behinderung am außenrand der stadt (er ist voluntär bei der provinzverwaltung sofala). Das war sehr speziell spannend und hat mich maßlos überfordert, da plötzlich 4 leute im raum waren, die sich am interview beteiligt haben, aber ich persönlichere fragen nicht mehr stellen konnte. Noch dazu haben sie mir erst im nachhinein gesagt, was ihre funktion in der orga ist.

In einem Interview wurde ich gegen Ende von einem Mitarbeiter der Organisation unterbrochen, um mich darauf hinzuweisen, dass die Menschengruppe, die im Behandlungszimmer saß, schon ungeduldig darauf wartete, dass sie aufgerufen werden würden – ohne mir davor Bescheid gegeben zu haben, dass all diese Leute für ein Interview gekommen waren. Es wären eigentlich zwei Interviews an verschiedenen Tagen ausgemacht gewesen – eines mit der Präsidentin, eines mit einem Mitglied – schlussendlich waren es an diesem Tag jedoch zwei Mitglieder. Die Präsidentin wollte das Interview doch an einem anderen Termin machen.

Dazu kamen oft andersartige Erschwernisse wie Störungen und Unterbrechungen, die sich allerdings wenig überraschend daraus ergeben, wenn am Arbeitsplatz interviewt wird. Sie störten

den Gesprächsfluss und erschwerten es beiden Interviewteilnehmer_innen, den roten Faden und das Gespräch wieder aufzunehmen.

- Interviews mit „Übersetzung“

„Übersetzung“ ist ein weiterer Bereich der Forschungsinteraktion. Damit meine ich Übersetzungen – zusätzlich zu jenen im Sinne Gutiérrez Rodríguez – zwischen mir und meinen Interviewpartner_innen während der Interviews: Zum einen im Gespräch mit einem Mitglied des Vereins der Menschen mit Hörbeeinträchtigungen ASUMO, welches mit einer professionellen Übersetzerin in Gebärdensprache geführt wurde: Die Situation war für mich neu und sehr spannend, aber auch fordernd, weil ich erst im Interview während des Übersetzungsprozesses merkte, welche Vorbereitung – über meine bestehenden Vorarbeiten hinaus – nötig gewesen wäre: Durch die doppelte Übersetzung in beide Richtungen (Gebärdensprache-Portugiesisch, Portugiesisch-Gebärdensprache) war es nicht möglich, annähernd so viele Fragen wie bei anderen Interviews ohne Übersetzung zu stellen. Auch die Formulierung der Fragen hätte eventuell überdacht werden können. Zur Interaktion selbst lässt sich sagen, dass vor dem Gespräch sowohl mein Interviewpartner selbst, als auch die Übersetzerin mich anwiesen, wie ich mich setzen und wen ich wann ansehen sollte, was mir sehr entgegenkam. Ich schaute meinen Interviewpartner an, sowohl während er sprach und meine Fragen beantwortete, als auch wenn die Übersetzerin für mich übersetzte. So war es für mich in dieser Situation etwas schwieriger, Notizen zu machen oder meinen Leitfaden im Auge zu behalten. Die Übersetzerin unterstützte mich auch einmal bei einer Wortsuche, hielt sich aber sonst im Hintergrund.

Als Kontrastbeispiel möchte ich hier eine andere Erfahrung mit „Übersetzung“ anführen, in der es gänzlich anders ablief: Mein Interviewpartner informierte mich etwa nach der ersten Stunde des Gespräches, dass jetzt gleich „der Übersetzer“ käme, der Englisch sprechen würde. Ich signalisierte ihm, dass ich ihn gut verstehen könnte und mein Sprachverständnis besser sei als meine sprachlichen Fertigkeiten. Gleichzeitig nahm ich diesen Umstand zur Kenntnis, weil der Übersetzer bereits unterwegs war. Als dieser gekommen war, stellte er sich bald als ein kontraproduktiver Faktor für unser Gespräch heraus: Er übersetzte anfangs auf Englisch, aber auch dann, während mein Interviewpartner eigentlich noch sprach. Danach ging er dazu über, seine persönliche Meinung zuerst auf Englisch, dann auf Portugiesisch kundzutun und ließ schließlich meinen Interviewpartner gar nicht mehr zu Wort kommen. Der setzte sich bald selbst zur Wehr und brachte den „Übersetzer“ wieder zum Verstummen. Als dieser sich erneut einmischen wollte, wies ich ihn darauf hin, dass er nicht mein Interviewpartner sei. Durch das Stimmenwirrwarr auf der Aufnahme,

das sich aus dieser etwas unglücklichen Konstellation ergab, gingen viele Informationen unter.

- Interview-Interaktion: Appelle und Anforderungen

Ein weiterer Punkt, den ich hier anführen möchte, kommt zwar aus einem ganz anderen Eck, war aber ein wiederkehrendes Thema beim Führen der Interviews: Es kam wiederholt, zu verschiedenen Zeiten im Gespräch, mit unterschiedlichen Partner_innen, zu Situationen, in denen ich, als junge, Weiße Frau aus Europa kommend und studiert habend, damit konfrontiert wurde, dass mir eine immense Erwartungshaltung entgegengebracht wurde. Oft wurde an mich appelliert, den jeweiligen Verband zu unterstützen, meinen Freund_innen (einmal: „dort in England“) vom Bestehen des Verbandes zu erzählen und mich jetzt, da ich die „Situation“ von MMB in Mosambik näher kennen würde, für sie einzusetzen. Nicht selten wurde auch indirekt die Möglichkeit einer persönlichen finanziellen Unterstützung angesprochen. In einem Workshop über Menschenrechte, der sich an Mitglieder von DPOs in Maputo richtete und zu dem auch ich kurzfristig geladen worden war, hielt ich mich in meinem Auftreten sehr zurück, weil ich mich „nur“ als Beobachterin fühlte. Danach wurde ich indirekt dafür kritisiert, mich nicht – vom Stand einer „Expertin“ aus – in die Diskussionen eingebracht zu haben.

- Emotionalität im Interview: Traurigkeit und Hilflosigkeit, Attacken, Wut und Konfrontation

In zwei Interviews wurde es sehr emotional. Im einen, weil mein Interviewpartner, als er seine alltäglichen Probleme ansprach, sehr traurig wurde. Im anderen, weil meine Interviewpartnerin anfang, meine Arbeitsweise zu kritisieren und zu attackieren. Beide waren für mich schwer bewältigbar. Im ersten Gespräch versuchte ich, meine Hilflosigkeit zu verbergen und mein Gegenüber mit aufmunternden Worten zu "trösten" – was mir im Nachhinein fast scheinheilig vorkam. Im anderen Gespräch ließ ich mich, nachdem ich zuerst versucht hatte, möglichst neutral zu bleiben, auf eine Konfrontation ein. Ich versuchte meine Arbeitsweise und meine Fragen zu verteidigen, während meine Interviewpartnerin mich "zerlegte", um dann wieder einen etwas versöhnlicheren, beratenderen Ton anzuschlagen. Diese Erfahrung ließ mich danach stark an meiner Zugangsweise zweifeln und war insofern eigentlich sehr wichtig für meine spätere Reflexionsarbeit. Als ich mir noch vor dem Forschungsaufenthalt überlegt hatte, für andere Sichtweisen möglichst offen bleiben zu wollen, hatte ich mir weniger drastische Situationen vorgestellt. Darauf soll noch weiter unten zurückgekommen werden.

Beide "Ausbrüche" hatten – rückblickend betrachtet – mit Fragen über das Wohlbefinden im Laufe der Zeit und im weiteren Sinne auch mit dem Körper zu tun.

Ganz anders war es, als ich mit einem Vertreter des Familienministeriums sprach, der sich in seinen

Antworten in allgemeine Floskeln zu hüllen schien. Ich bekam das Gefühl, von ihm niemals etwas Konkretes über bestehende (oder nicht bestehende) Ansätze oder Aktionen zu erfahren. Im Laufe des Gespräches wurde ich immer konfrontativer und aggressiver – in der Hoffnung, ihn zu eindeutigeren Aussagen zu reizen.

- Forschungsbeziehung und "Entschädigung"

Wie oben bereits erwähnt, stellte es sich für mich als nicht einfach dar, meine Interviewpartner_innen für ihre Zeit zu „entschädigen“. Darüber hinaus waren große Flexibilität und Spontaneität gefordert, während ich gleichzeitig versuchte, ein zu großes thematisches Ausschweifen einzugrenzen. Mit der Unterschiedlichkeit der jeweiligen Funktionen und alltäglichen Handlungsbereiche meiner Interviewpartner_innen nahm auch die Diversität der Fragen zu, während sich manche als nicht haltbar herausstellten (vgl. VIDC/Schmidl 2013: 36). In der VIDC-Publikation schrieb ich:

„Mit der Sprache wurde es nach dem ersten Monat einfacher. Bald konnte ich auch genauer nachfragen. In manchen Situationen war es sogar hilfreich, auf mein Unverständnis hinzuweisen, und zu vielfältigen Schilderungen zu motivieren.

Meine eigene Position veränderte sich für mich ständig – konfrontiert mit dem externen Anspruch an mich, eine „Wissenschaftlerin“ zu sein (manche sprachen mich als „doutora“ an), hin zur Studentin, die sich nochmal Gedanken zu ihrem Fragenkatalog machen soll (eine Vertreterin einer Organisation, die auch auf der Uni tätig ist, kritisierte meine Herangehensweise scharf), zur Geldquelle (Mitgliedern von Organisationen gab ich – auf Forderung von RAVIM – eine „Entschädigung“, deren relative Höhe mir lange Zeit nicht bewusst war), zur Weißen jungen Frau, die vielleicht einmal in den großen Organisationen arbeiten wird, zur lästigen Nach-Bohrerin.“ (VIDC/Schmidl 2013: 36f.).

- Fragen nach dem Körper

Ich war etwas ratlos, wie ich damit umgehen sollte, dass ich nicht direkt nach "Verständnissen von Behinderung" fragen konnte, da schließlich niemand einfach so ein "Konzept" von "Behinderung" (oder Gender, oder Handlungsmacht, etc.) mit sich herumträgt. Wie kann so etwas in Erscheinung treten? Ich denke inzwischen, dass ich ziemlich positivistisch darin vorgegangen bin, indem ich der Hoffnung nachhing, über "authentisierende Umwege" (Fragen nach alltäglichen Dingen, Fragen nach Eigen- und Fremdbildern, Fragen nach Bedeutung der Disabled People's Organisations etc.) irgendwie an Ähnliches wie "Verständnisse" "herankommen zu können". Ich muss anmerken, dass ich mir nicht sicher bin, ob es so etwas wie "authentische Aussagen" geben kann, die man nur "auslösen" oder "herauskitzeln" muss.

Manchmal wurde mein Fragen als Angriff gewertet, manchmal begrüßt oder vermisst, als ich es auszusparen versuchte.

- Ausschlüsse im Interviewprozess selbst

In zwei Situationen übergang ich ungewollt anwesende Frauen zumindest teilweise.

Erste Situation: Von Anfang an sitzt eine Frau stumm und reglos neben A, der der Präsident von AMDV ist. Seine Präsenz ist für mich so zentral, dass ich gar nicht auf sie eingehe, er beginnt mit seinen Ausführungen, schickt seine Frau und seine Tochter, die ebenfalls im Raum sind, um Mappen, Dokumente (nichts davon in Braille geschrieben), gewebte Matten, eine CD und Eierbecher zum Erlernen von Braille zu suchen und vorzuzeigen. Es ist sehr geschäftig und die Frau die neben ihm sitzt geht in meiner Aufmerksamkeit unter. Sie lächelt still vor sich hin und wird sich (wenn ich mich jetzt, ein Jahr danach richtig erinnere?) das ganze, fast 3-stündige Interview hindurch nicht von der Stelle bewegen.

Ich habe mir im Nachhinein gedacht, dass ich gar nicht weiß ob sie zugehört hat oder ganz woanders war, sie hat auf das Gesprochene überhaupt nicht reagiert, sich nicht eingemischt, nicht gelacht, nicht genickt oder den Kopf geschüttelt. Weder mein Interviewpartner, noch seine Familienangehörigen, noch der später dazugekommene "Übersetzer" haben irgendeinen Bezug auf sie genommen, sie angesprochen, oder gar vorgestellt. Ich habe das quasi übernommen und nicht nach ihr gefragt. Wir haben nur bei der Begrüßung und bei der (plötzlichen) Verabschiedung ein paar verlegene Floskeln ausgetauscht.

Situation 2: Ich bin auf ein Interview mit einer Person vorbereitet, und sehe mich mit 4 Anwesenden konfrontiert – drei Männern und einer Frau. In dieser Konstellation versuchte ich, aus der vorigen Situation zu lernen und auch die Frau mit meinen Fragen zu adressieren. Es gelang mir phasenweise gut, phasenweise nicht. Das könnte auch mit den Personen im Raum zu tun gehabt haben, sowie an der Art des Präsidenten der Kooperative, die Fragen selbstverständlich als erster zu beantworten. Ich wollte nicht unfreundlich erscheinen, indem ich ihn dabei unterbrach. So marginalisierte ich ihre Position mit – allerdings ähnlich dem anderen Anwesenden, der – zwar nicht visuell beeinträchtigt wie meine anderen zwei Gesprächspartner – für mein ungeübtes Ohr schwer verständlich war. Manchmal verstand ich ihn, manchmal „übersetzte“ der Präsident sein Gesagtes, manchmal allerdings übersetzte er dem Präsidenten, wie ich meine Frage meinen könnte.

3. ZUR EXEMPLARISCHEN AUSWERTUNG DER ERHOBENEN DATEN

3.1 Vorbemerkungen über meine Interviewverfahren im Rückblick

Ich habe zum Teil offene, zum Teil teilstrukturierte, themengeleitete Interviews geführt, die mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet wurden. Die Partner_innen waren Mitglieder von Disabled People's Organisations, "Nutznießer_innen" eines Informationsprogramms, ministerielle Angestellte, sowie Vertreter_innen nationaler und internationaler Organisationen, die im Bereich von Behinderung und Entwicklung arbeiten. Daraus ergeben sich sowohl thematische Überschneidungen, als auch einzelne Themen. Da ich in manchen Interviews sehr offen war, ergeben sich teils breite, oberflächlichere Darstellungen, teils sehr detailreiche – abhängig davon, wie die Fragen verstanden und aufgefasst wurden, in welchem Kontext das Interview geführt wurde, ob bereits Erfahrungen mit qualitativen Interviews vorlagen, sowie je nach Eigenmotivation der Interview-Partner_innen, ob es ihnen nur um die Entschädigung ging, oder ein Sinn in den Fragen und dem Gespräch erkannt wurde. Unterschiedliche Reaktionen folgten auf meine Fragen und meinen Zugang, der durch eine zurückhaltende, sprachlich bedingt etwas hilflose Haltung geprägt war: Unverständnis, Unwillen, Widerstand aber auch große Motivation, Einsatz und Kooperationsbereitschaft. Mit der Zeit passte ich meinen Fragenkatalog an, das heißt, dass ich manche Fragen nicht mehr stellte, während ich andere in ihn aufnahm. Darauf werde ich weiter unten zurückkommen.

3.2 Reflexion der mir zugeschriebenen Rollen. Erfahrungen über Identitätszuschreibungen von Seiten der Interviewpartner_innen im Forschungsprozess. Versuche der Realisierung und des Umgangs: "Performing credibility, performing uncertainty"

Dass das eigene äußere Erscheinungsbild/die Performance von "Seriosität" oder "Professionalität" von Ansprechpartnerinnen mit österreichischem Hintergrund als derart wichtig eingeschätzt werden und mir während meiner Arbeit in Mosambik ans Herz gelegt werden würden, hatte ich

nicht gedacht. In meinem Wiener Studentinnen-Alltag bin ich sehr informell gekleidet. Dass mir von zwei verschiedenen Seiten - einmal durch die Blume und einmal direkt ins Gesicht - geraten wurde, mir "netteres", langes, formelles Gewand zu kaufen, sowie Schuhe mit Absatz, um mir allein durch meine Erscheinung selbst keine Hindernisse in den Weg zu legen ("sonst werden sich alle Türen schließen"), hat mich zu Beginn wütend gemacht, dann verunsichert und schlussendlich habe ich es zur Kenntnis genommen. Ich habe versucht, mir auf die Schnelle einen etwas seriöseren Stil zuzulegen, das heißt, ich musste innerhalb kurzer Zeit und so kostengünstig wie möglich Kleider kaufen, mit denen ich als "wissenschaftlich Arbeitende" (vielleicht auch als "nette junge Frau") "passen" konnte. Das mag auf den ersten Blick irrelevant erscheinen, was es für mich – in der dortigen Situation in all ihrer Unsicherheit – aber keineswegs war. Ich hatte den Eindruck, dass diese "Nettigkeit", diese geforderte "Seriosität" auch ein Appell an die Performance meiner "Fraulichkeit" war. In einer Bar und einer beschwippten Frauenrunde wurde mir an einem Sonntag Abend – endlich zufrieden mit meinem Kleidungskompromiss – gesagt, "ja, das was du anhast ist für einen Sonntag ganz passend, total informell, flache Schuhe... serös heißt schon hohe Schuhe", das zeigte mir, dass es doch eine Anforderung gab, mich mehr dem dortigen Bild einer "Frau", oder genauer einer "berufstätigen, Weißen Frau" anzupassen.

Gleichzeitig fühlte ich mich, wie jetzt schon oft erwähnt, neu und unsicher in diesem Bereich.

Während ich mich also äußerlich langsam den Anforderungen an ein seriöses Äußeres annäherte, versuchte ich trotzdem nicht, diese Unsicherheit vor meinen Interviewpartner_innen zu verstecken – um meinem eigenen Bedürfnis nach Authentizität nachzugeben und aus einem Bestreben danach, nicht als "Expertin" missverstanden zu werden.

Ich frage mich jetzt aber, wie sehr diese offene Unsicherheit wiederum doch einem Stereotyp von "Fraulichkeit" zuspiesen könnte. Ich fühlte mich in der Situation allerdings eher kindlich: Manche Begriffe mussten mir erklärt werden, ich war oft eindeutig jünger als meine Interviewpartner_innen, ich war für mosambikanische Verhältnisse nach wie vor relativ genderneutral gekleidet und mir kam alles undurchsichtig und neu vor – kurz: ohne die soziale Interaktionen mit anderen Menschen aus dem Bereich, mit dem ich mich auseinandersetzen wollte, kam ich nicht voran. Wenn ich allerdings gefragt wurde, ob ich verheiratet sei und Kinder habe, und verneinte, stieß das auf erstaunte Reaktionen. Das mir altersgemäße "mãe"(Mutter) als Anrede in der Umgangssprache passte nicht, was war ich dann? - "filha"(Tochter)?

Meine eigene Position als ...?

Ich wurde ein, zwei Male angesprochen als "doutora clara" – auch noch, nachdem ich klar gestellt

hatte, dass ich gar keinen Titel habe, weil ich erst an meiner Diplomarbeit schreibe. Vielleicht hat es damit zu tun, dass ich Interviews geführt habe.

Meine Position könnte folgendermaßen beschrieben werden: relativ junge, Weiße Frau*, unsicher, aber trotzdem gefördert, die nach Worten sucht und unendlich viele Fragen auf ihrem Block stehen hat. Damit habe ich unterschiedliche Reaktionen wie Provokation und Wut, Freundlichkeit und Geduld, Bitten um "fundos" (Gelder), etc. hervorgerufen.

Überraschend war für mich, als ich einer Mitarbeiterin einer internationalen Organisation von meiner Interviewerfahrung in Beira erzählte, wo meine Partner_innen mir erzählt hatten, dass sie keinerlei "fundos" und auch keine Partnerorganisationen hätten. Sie lachte auf und meinte dass sie sehr wohl Partnerorganisationen hätten – zum Beispiel ihre eigene. Hatten sie das mir gegenüber – die ich sie nach aktuellen Partnerorganisationen gefragt hatte – ausgeblendet? Sie hatten am Schluss des Interviews gefragt, ob ich meine Freund_Innen in Österreich nicht fragen könnte, sie zu unterstützen (womit sie nicht die einzigen waren, das kam insgesamt zwei, dreimal vor).

Manche haben auch direkt angesprochen, was sie sich denken und von mir erwarten: Dass ich am Abschließen meines Studiums bin und demnächst in einer der "Geberorganisationen" arbeiten werde und dann an sie denken sollte, um ihnen zu "helfen".

3.3 Auswertungsteil

In diesem Teil der Arbeit sollen ausgesuchte Interviews im Hinblick auf Schilderungen des Alltags und Beschreibungen von "Behinderung" oder "Nicht-Behinderung" verdichtet dargestellt werden. Dabei habe ich versucht, wichtige Aussagen in indirekter Rede dem Grundton entsprechend aus dem Portugiesischen bzw. dem Englischen zu übersetzen.

Diese Form "transkultureller" Übersetzung wird dabei mit Encarnación Gutiérrez Rodríguez (2010) als produktive Arbeit gefasst, die immer die Unmöglichkeit der Übersetzbarkeit anerkennt. So schreibt sie in ihrem Text "Translating Positionality. On Post-Colonial Conjunctures and Transversal Understanding" (2006: o.S.):

Taking these ideas from the standpoint of somebody sitting in the factory of the production of knowledge, I approach cultural translation as a method of reading the moments of the un-translatability of existence within the normative framework of translatability. It is a strategy to diffuse the relationship between researchers and participants, but also between the institutionalised and subaltern production of knowledge. The project of translation is an ambivalent project: even as it promises the possibility of transmission, it is fundamentally based on the impossibility of it. This is a context that is marked by the *aporia* [Ratlosigkeit, Anm. CS] that binds and pushes apart the geo-political situatedness of our positionalities. Positionalities that are bound together through the global logic of capitalist production and accumulation as well as the legacies of colonialism and the social, political and cultural impact of sexual, gender and migration control regimes. It is in the coming together of these different social lines that the practice of translation as a form of negotiating positionalities takes place.

3.3.1 Einleitung

Ich habe bereits mit Encarnación Gutiérrez Rodríguez erklärt, wieso es mir so wichtig erschien, die Aussagen der einzelnen Personen, die Mitglieder von Organisationen von bzw. für Menschen mit Behinderungen sind, oder mit solchen in Kontakt stehen, als möglichst Ganzes darzustellen und nicht auf Aspekte zu verkürzen. Mir ging es darum, die Aussagen in den Kontexten der jeweiligen Interviews stehen zu lassen⁸⁷. Ich wollte Gespräche mit einzelnen Menschen nicht auf einen Schwerpunkt reduzieren. Ich dachte, dass das im Rahmen einer Arbeit, die gängige Praktiken von Wissensproduktion in Frage stellen möchte, unerlässlich sei. Erfahrungen, die in verschiedenen Bereichen des Lebens verschieden erlebt werden, könnten so in ihrer Vielfalt und Uneinheitlichkeit eher offengelegt werden. Geplant und bereits zum Teil ausgeführt, musste ich erkennen, dass dieses Vorhaben den Rahmen der Arbeit vollkommen gesprengt hätte. So musste ich es schweren Herzens wieder verwerfen und durch eine eingegrenztere und überschaubarere Auswertung ersetzen. Genauso entschied ich mich für eine Eingrenzung in Bezug auf die Auswertung der verfügbaren Interviews: Interviews mit Vertreter_innen von Behindertenvereinen sowie des Frauenministeriums, vom Nationalen Institut der Sozialen Aktion (INAS), sowie Kontaktpersonen zu internationalen NGOs muss ich hier zurückstellen. Stattdessen lege ich den Fokus – im Sinne meiner Forschungsfrage – im folgenden Teil der Arbeit auf Schilderungen und Verständnisse von Alltagserfahrungen über und mit "(Nicht-)Behinderung" "Betroffener"⁸⁸ selbst.

Das übrige Kapitel 3 gliedere ich in zwei Teile: Der erste behandelt Schilderungen über Alltagserfahrungen, der zweite Teil setzt sich mit Verständnissen von "Behinderung" und "Nicht-Behinderung" auseinander. Zusätzlich wird hier versucht, eine Brücke zurück zu den Ansprüchen der Critical Disability Studies – nach einer Spurensuche eines postkolonialen Behinderungsverständnisses von Behinderung – zu schlagen. Weiter geht es mit einem Unterkapitel zu einer Erzählung der "Normalität" im Rahmen eines Interviews, um dann mit einer zusammenfassenden, überblicksartigen Zusammenfassung der Tendenzen über Verständnisse von "Behinderung" und "Nicht-Behinderung" zu enden.

87 ähnlich wie im Zwischenbericht für den VIDC (VIDC/Schmidl 2013)

88 "Betroffene" stehen hier – zur Erinnerung – für all jene Interviewpartner_innen, die von Überschneidungen von Politiken zu "Behinderung" und "Entwicklung" betroffen sind, da sie in Zusammenhang mit Behindertenverbänden stehen, die von internationalen Organisationen aus dem Kontext "Behinderung und Entwicklung" unterstützt werden.

3.3.2 Schilderungen aus dem Alltag der Interviewten

B hat einen Sohn und ist ledig. Ihr fehlen zwei Jahre zur Matura, sie ist arbeitslos, führt "problemlos" einen Haushalt. Sie arbeitet als "Aktivistin" im SIOAS als Community Worker und geht in die Distrikte, um Familien von MMB über ihre Rechte und bestehende Einrichtungen zu informieren. Dafür bekommt sie außer einer kleinen Unterstützung nichts bezahlt. Sie betont, dass sie "nur überlebt", weil für mehr als das ihre finanzielle Situation zu schlecht ist.

F erzählt, dass es in Krankheitsfällen keine gute kostenfreie Behandlung gibt. Es gibt öffentliche Krankenhäuser, die nicht schlecht aber auch nicht gut sind. Medikamente müssen in der Apotheke selbst gekauft werden.

In Gs Familie wurde Krankheit zur Armutsfalle: Sein Vater hatte zuerst Arbeit in Inhambane, die er verlor, als er Schmerzen in den Beinen bekam, die nicht mehr vergingen. Das verbleibende Geld floss in die Krankenhauskosten und Medikamente. Auch G hat mit ähnlichen Schmerzen zu kämpfen und nun kann aufgrund fehlender Mittel - trotz Schulabschlusses - nicht auf die Uni gehen. Die letzten zwei Schuljahre konnte er nur absolvieren, weil er ein Stipendium bekam. Für die Uni braucht man Geld für Materialien, Studiengebühren und Transport. Es verletzt ihn, dass seine Kolleg_innen schon auf der Fakultät studieren. Ein Stipendium zu bekommen ist sehr schwer, er hat bereits versucht, Anträge zu schreiben, hat aber bis dato keine Antwort erhalten. G lebt mit seiner Mutter seit Kurzem in Maputo und hat drei Halbgeschwister, die alle jünger sind als er.

Als ich gegenüber Y von Gs Situation erzähle, frage ich sie, welchen Ratschlag sie ihm geben würde und ob sie irgendwelche Ideen habe, wie er damit umgehen könnte. Sie verneint, das sei illusorisch, es gebe keine Stipendien. Brot sei teuer, die Kleidung die sie selbst trage, hätte sie bereits gebraucht gekauft. Sie betont, dass das Leben in Mosambik nach der Unabhängigkeit komplizierter geworden sei. Der von mir angesprochene Fall sei völlig "vulgär", "normal" ("isso é vulgar... é normal acontecer"): Die Leute hätten Träume, aber keine finanziellen Mittel. Ein Stipendium sei sehr teuer. Im Ministerium gebe es zwar eine Stipendienstelle, die würde Stipendien aber nur an Postgraduierte, die im Ausland studieren, vergeben.

H ist gelernter Schuster, ein Beruf, den er offensichtlich nicht als solchen anerkennt. Das könnte damit zusammenhängen, dass es sich damit um ein Gewerbe handelt, das in Maputo dem informellen Sektor zuzurechnen ist. Die Schuster bieten am Straßenrand second-hand-Schuhe und Reparaturen an. Er verfügt über eine Schulbildung bis zur 6. Klasse. Er hat zwei Frauen, weil er in einer polygamen Ehe lebt. Es ist im Gespräch unklar geblieben, wie H sich und seine Familien am Leben erhält. Den Job als Politiker in der Verwaltung des Stadtviertels hat er nicht mehr, wie er

sagt.

Am Schluss des Gespräches erwähnt H, dass einer seiner Enkel bei der Explosion in einem alten Waffenlager auf dem militärischem Gelände in Maputo 2007 ein Bein verloren hat. In diesem Zusammenhang hat er die Aktivistin von SIOAS kennengelernt – gegen Ende kommt also zum Vorschein, dass er selbst mit SIOAS nur indirekt in Kontakt steht. B hat Hs Enkel begleitet und informiert.

Bevor S erkrankt ist, hatte er eine Anstellung bei einem Transportunternehmen. Für seine Arbeit musste er viel auf Leitern steigen, das kann er jetzt, da er seit Monaten mit den Folgeerscheinungen einer Thrombose kämpft, nicht mehr tun. S hat vier Kinder. Nachdem ihn sein Arbeitgeber in der ersten Zeit noch finanziell unterstützt hatte, ist er inzwischen auf sich gestellt. Js Frau wurde im Rahmen der Rehabilitationsorganisation, die er fast täglich besucht, zur "Community-Aktivistin" ausgebildet und bezieht hiervon eine Bezahlung. Das stellt einen Einzelfall in all den geführten Interviews dar. Er erzählt von seinem Alltag, dass er nur wenig Geld zur Verfügung habe, und Medikamente teuer seien. Gefragt nach seinem "sozialen Leben", meint S, es sei schwierig, als Familie eine "solche Situation" ("aturar uma situação dessa") auszuhalten. Da er inzwischen aber bereits ein paar Dinge alleine machen könne, verbessere sich die Situation langsam, er könne sich alleine waschen, sich anziehen – das sei sehr schwer in der Beziehung wenn das nicht gehe.

S erklärt, dass ihm die Organisation durch ihre Rehabilitationsmaßnahmen ermöglicht habe, unabhängiger von seinen Krücken zu sein. Er könne jetzt wieder mehr machen – zwar nicht perfekt, aber immerhin.

Er erwähnt auch den öffentlichen Transport und Chapas und dass der Geld koste. Ich frage S nach Erfahrungen mit Diskriminierung und er meint, "Behinderung, Diskriminierung, das ist eine "Realität" ("deficiência, discriminação, é uma realidade") – wenn er ein Geschäft betreue und seine Wünsche äußere, würde er oft mit einem "Haben Sie Geld?" unterbrochen ("entro na loja, 'quero isto quero isto', 'tem dinheiro você?'- eppa!").

Ein weiterer Bereich, in dem er mit Schwierigkeiten konfrontiert sei, sei der Transport – Chapa-Fahrer hätten es immer eilig, sie würden ihn oft deswegen nicht mitnehmen können - gebe welche, die Geduld hätten und welche, die keine hätten ("têm pressa, não pode me levar – tem outros que têm paciência, têm outros que não têm paciência"). So sei die "Mentalität", das müsse man verstehen. Ich frage S, was die Chapeiros denn über ihn denken würden und er meint, dass sie ihnen zu langsam seien, dass sie nicht warten könnten. Er bringe das mit dem Bild in Zusammenhang, dass sie von ihnen hätten – sie würden sie verachten dafür, dass sie "behindert" seien – das würde es geben, so etwas würde passieren (wirkt hier relativierend, so als würde er sich das ausmalen, oder

von anderen gehört haben: "desprezar por sermos deficientes... pode haver... acontece isso" 19.20). Aber "die Situation" müsse sich verbessern, es gebe viele Leute in des Chapas, oft seien sie voll – man müsse das verstehen, es sei ein "Prozess".

"Der Behinderte" ("o deficiente") könne arbeiten – auch in "seiner Situation", er könne beispielsweise in einem Büro arbeiten.

Gefragt danach, was die von S angesprochene "Mentalität" verändern könne, antwortet er, es gebe Seminare mit Kranken, Behinderten, Familien, die jemanden Kranken in der Familie haben, mit der Gemeinschaft. Es müssten auch Leute aus sozialen Dienstleistungen an solchen Seminaren teilnehmen. Das würde helfen. Organisiert durch OREBACOM und sie wären auch nicht besonders lang. Er hoffe, es werde sich mehr ändern, er würde auf die Übungen weiterhin bestehen.

Z hat die Schule abgebrochen und hat danach eine Ausbildung zum Informatiker gemacht, danach drei Jahre lang selbst Stunden gegeben, danach habe das Projekt "Probleme" finanzieller Art im Management gehabt. Nach seiner Ausbildung wäre er eigentlich gern an die Fakultät gegangen, um dort Informatik zu studieren, habe dazu aber die "Voraussetzungen" ("condições") nicht erfüllt. So habe er im Bereich Behinderung mehr dazugelernt und nach zwei Jahren Übersetzungen in Brailleschrift erstellen und mit Leuten mit auditiver Behinderung kommunizieren können. Z weist auf die Wichtigkeit einer Ausbildung hin. Das Schwierigste sei, gar nichts zu haben ("o difícil é não ter nada"). Selbst ohne eine Arbeit, könne unverhofft ein Projekt auftauchen, das Menschen mit Ausbildung braucht. Arbeit zu finden sei heute für alle schwierig. Es gehe prinzipiell darum, Räume zu schaffen, die ermöglichen, die Leute zu integrieren.

Als Beispiel für Barrieren nennt Z die mangelnde "Zugänglichkeit" öffentlicher Dienstleistungen: Diese befänden sich im zweiten Stock, ohne Lift. Öffentliche Gebäude bräuchten alle generell Rampen.

E ist verheiratet, hat vier Kinder und ein Enkelkind. Bevor er ein halbes Jahr vor dem Interview seine Thrombose bekommen hatte, habe er als Techniker bei einer Telefon- und Faxmontagefirma gearbeitet. Er sei versichert, sie würden (noch) zahlen – aber nur, wenn er die "ärztliche Hilfe" ("ajuda médica") annehme, die bestätige, dass er "krank" sei. Später im Interviewverlauf sagt er allerdings, dass er keine Unterstützung in Form von Geld bekomme, sondern "nur" medizinische Hilfe – und "moralische Unterstützung". Bei OREBACOM bekomme er wochentäglich Physiotherapie und Massagen.

L ist 42 Jahre alt und lebt mit ihren vier Kindern in Maputo. Während des Destabilisierungskrieges kam sie 16-jährig von Inhambane ins Zentralspital in Maputo. Sie hat die Stadt seitdem nicht verlassen. Sie ist Mitglied einer Organisation und hat ihre Schulbildung fast abgeschlossen, ihr fehlt nur noch eine Prüfung zur Matura. Um sich erhalten zu können – vom Vater

der Kinder kommt keinerlei Unterstützung – hat sie ein kleines Geschäft, dem sie auf der Straße nachgeht. Sie gibt ihre finanzielle Situation als Grund dafür an, wieso sie sich die Schule nicht leisten kann. Sie würde gerne studieren, um später eine bessere Arbeit haben zu können. Sie lebt mit drei anderen Frauen und deren Kindern zusammen in einem Haus, das sie damals von katholischen Ordensbrüdern bekommen haben. L spricht auch die Transportproblematik an. In ihrem Fall sei es besonders schwer, weil sie, wenn sie mit all den anderen Leuten auf den Chapa warte, nicht als "behindert" erkennbar sei. Sie werde oft gestoßen und brauche beim Einsteigen länger als andere und im Chapa selbst Orte, an denen sie sich festhalten kann, weil sie sonst Gefahr laufe, zu stürzen. Wenn sie das zu erklären versuche, stoße sie oft auf Unverständnis, und es komme zu Streit, weil sie mehr Platz brauche, vor allem wenn sie stehe, um sich zu stabilisieren, wenn sie stehe. Wenn sie einen Sitzplatz bekomme, hätte sie Schmerzen beim Aufstehen und brauche deswegen länger zum Aussteigen, auch das ziehe den Unmut der Kassierer auf sie. Noch mehr als sie würden allerdings jene leiden, die Rollstuhlnutzer_innen seien. Sie seien "noch mehr diskriminiert".

Sie schließt ihre Ausführungen damit, dass sie betont, sie wolle nicht leiden, nur weil sie keine Beine habe. Sie fühlt sich "diskriminiert". Sie fühle sich schlecht, wenn sie das Gefühl habe, dass ihr Leben schlecht laufe.

C hat verschiedene sog. "Spezialschulen" in Maputo und Chimoio besucht und geht inzwischen auf ein polytechnisches Institut. Er spricht eine zentrale Barriere an, die sich durch fast alle Dimensionen seines Lebens zieht: das Fehlen Kommunikation. Oftmals fehlender Einsatz von Gebärdensprache habe nicht nur seine Schullaufbahn erschwert – so musste er Zuhause den Stoff mithilfe seines Cousins nacharbeiten – , sondern auch im alltäglichen Leben sei er ständig damit konfrontiert, dass ihn die Leute nicht einmal grüßen würden. Auch innerhalb von FAMOD und einem anderen Verband sei man von der Verfügbarkeit und Finanzierung von Übersetzung abhängig. Deswegen setzt er sich für Spezialisierungen ein – einer eigenen Sportföderation, aber auch eigener Schulklassen für Menschen mit Hörbeeinträchtigungen. Für ihn bleiben dann immernoch Themen, die im größeren Verband, mit FAMOD, verfolgt werden können, wie z.B. HIV/Aids. Die Gebärdensprache hat C bei ASUMO gelernt – dem Verband der Gehörlosen Mosambikaner_innen. In seiner Familie wird sie nicht gesprochen. Viele gehörlose Menschen würden keine oder nur sehr schlecht bezahlte Jobs verrichten. C kann im Unterschied zu vielen anderen gut lesen.

A hat sechs Kinder, die er unterstützen will. Er hat früher beim Flughafen gearbeitet, sei aber nach dem Verlust seines Augenlichts arbeitslos gewesen. Zwischenzeitlich habe ihn damals seine Frau verlassen. Inzwischen ist er Präsident eines Verbandes der „Sehbehinderten“ und hat viele Ideen, wie er Projekte machen könnte, um seine Familie und die Mitglieder des Vereins zu

unterstützen. Er sei schon bei der Regierung gewesen, um um „Sozialhilfe“ zu bitten, das sei ihm aber verwehrt geblieben, weil er – als Bewohner eines Steinhauses – nicht in die Kategorie der „absoluten Armut“ falle. So erhalte er überhaupt keine Hilfe. Momentan gibt es im Verein kleine Einkommens-generierende Projekte (Hühneraufzucht, Kohleverkauf), deren Erträge allerdings nicht für alle Mitglieder reichen, sondern für maximal 28 Personen. AMDV helfe aber in der Gemeinde bei allem - „Wir sind Familie hier“. Mithilfe des Blindenstocks kann sich A alleine fortbewegen (als ich kam, holte er mich allerdings in Begleitung seiner Frau ab – die Straßen standen unter Wasser!) und sei Musiker bei Veranstaltungen. Insofern hat sich sein Leben wieder verbessert. „Sie alle“ (hier in der Community) hätten dieselben Probleme – mit Hunger, zuwenig Essen, fehlender Kleidung, Behausungsproblemen, Mangel an nützlichen Dingen – aber stimmungsmäßig fühle er sich gut.

3.3.3 „Behinderung“ und „Nicht-Behinderung“

■ Explizite und implizite Verständnisse von Behinderung vor dem Hintergrund alltäglicher Erfahrungen

B spricht von MMB in der Mehrzahl, als sie betont, wie viele Barrieren und Hindernisse es in der Stadt gibt. Dabei spricht sie auch den Transport an. "Behinderung" thematisiert sie als etwas Soziales, das von "der Gesellschaft" ausgeht. Die Leute sehen nur "ihre" Schwierigkeiten, nicht aber ihre Fähigkeiten. Deswegen hat sie auch keine Arbeit und fühlt sich ausgeschlossen und abhängig von anderen. Das macht sie traurig. Ihr ist egal, was sie arbeitet und sie betont, dass sie wegen ihrer fehlenden Ausbildung auch keine Wahl hat. Einmal hatte sie im informellen Sektor – den sie als unsicheren Bereich beschreibt - ein kleines Geschäft als "auto-emprego" (Handywertkarten, Capulanas). Das wurde damals durch eine Organisation mittels eines kleinen Startkapitals ermöglicht. Sie wurde aber ausgeraubt. Sie selbst fühlt sich wohl, "fähig" ("capaz") und hat Selbstbewusstsein und -vertrauen. Im Gegensatz dazu beschreibt sie das Bild, das andere von ihr haben, als negativ, mitleidig und auf ihre Mängel konzentriert. Manche behandeln sie aber auch "normal".

B bevorzugt die Bezeichnung MMB und lehnt "Behinderte" als Bezeichnung ab. Auf ihren Körper selbst nimmt sie keinen Bezug, außer, als sie sich als Frau beschreibt, die in ihrem Alltag keine Probleme hat und sich in ihrer Erscheinung gefällt.

Nach B hätten es Männer mit Behinderung leichter, während Frauen "doppelt diskriminiert" seien. Als Beispiel führt sie an, dass sie mit ihrem Sohn zur Familie des Vaters ziehen habe müssen, die sie aber nicht akzeptiert habe. Vom Vater des Kindes erfahre sie (seit ihrem Auszug?) keine Art der finanziellen Unterstützung. Laut B sei es schwer, einen "Begleiter" zu finden. Das sei der

"schwierigste Teil".

Auch F spricht im Zusammenhang von Arbeitslosigkeit über "Behinderung". Er will nicht auf der Grundlage von Spenden leben, sondern sich selbst erhalten. So sucht er Arbeit in Maputo, in ganz Mosambik, dazu konsultiert er Internet und Tageszeitungen. Er bewirbt sich für "officing", "projects", wie soziale Projekte, die der Community zugute kommen sollen und für nationale und internationale Projekte. Da er daran leidet, keine Arbeit zu haben, würde er jede Arbeit annehmen.

G spricht von "Behinderung" im Zusammenhang mit der schweren Krankheit seines Vaters. Sie haben alles versucht: Spitalbesuche, die Konsultation eines "curandeiros" und beten. Die Ursache blieb ungeklärt, es ist ein "Mysterium" ohne Diagnose. Der Vater hat ganz normal gearbeitet, dann haben eines Tages plötzlich seine Füße begonnen zu kribbeln und anzuschwellen. Seitdem sind die Schmerzen geblieben. Medikamente helfen nur kurzfristig. Erst später spricht G auch von "dieser Krankheit", die er selbst seit 2000 hat. Nach einem zweimonatigen Krankenhausaufenthalt wurde er damals ohne Diagnose wieder entlassen.

Seitdem G in Maputo ist, besucht er einen Englischkurs, um sich für das Aufnahmeverfahren an der Uni vorzubereiten. Eine Schwierigkeit für G besteht im Transport: Er hat zwar neuerdings (nachdem er von B darüber informiert wurde) den Behindertenausweis, der zwar zur Freifahrt in öffentlichen Verkehrsmitteln berechtigt, nur gibt es davon sehr wenige. In den privaten Chapas (Sammelbussen) gilt dieser Ausweis nicht, sodass er den Fahrpreis bezahlen muss, was für ihn auf die Dauer eine finanzielle Belastung bedeutet. Für G leiden Menschen mit "geistiger Behinderung" am meisten, weil sie von den eigenen Familien verstoßen werden, wie er in der ADEMO-Veranstaltung erfahren hat.

G fühle sich in der Gesellschaft verschiedener Leute unterschiedlich; je nachdem, ob sie eine Behinderung haben, oder als "normal" gelten – die laufen, gehen, springen, gut sprechen, alles auf normale Art und Weise tun können. Als Beispiel nimmt er Bezug auf seine Anreise zum Interviewort: Manche Leute auf der Straße haben ihn angestarrt und ausgelacht. Da habe er sich diskriminiert gefühlt. Die Leute würden Abstand halten, vielleicht weil sie Angst hätten, "dass er sie mit seiner Behinderung anstecken" könnte.

Er fühle sich als "normale Person" und nicht als "behindert". Trotzdem hat er an der Versammlung der ADEMO teilgenommen, sage ich. Er meint, er fühle sich nicht behindert, weiß aber, dass er es ist. Als er von seiner Schulzeit in Xai-Xai erzählt, berichtet er, dass er und ein anderer, der "auch behindert" war, "integriert" waren.

H erzählt, als ich ihn zu Geschichten zu seiner Krücke frage, dass er als Kind Polio gehabt habe, und seitdem mit Krücken gehe. Er meint, dass er, hätten seine Eltern in einem anderen Kontext gelebt, sich vielleicht wieder ganz "erholen" hätte können. So sei ihm diese

Beeinträchtigung am Bein aber geblieben. Er erzählt, dass ihm die Großmutter die erste Krücke gekauft habe. Er habe manchmal seinen Bruder mit seiner Krücke verteidigt. Früher sei er eher wegen Alkohol gestolpert und gestürzt, heute sei es wegen des Alters.

H nennt B, als es um die Arbeit von SIOAS geht, "diese Behinderte" ("aquela deficiente").

H zählt sich in gewissen Zusammenhängen zu "den Behinderten", in anderen nicht. Oft spricht er plakativ und stereotyp von "dem Behinderten" ("o deficiente"). H spricht in diesem Zusammenhang nie von einem "wir". Auf mich machte H rückblickend den Eindruck, als sehe er sich selbst nicht als zu den "Behinderten" zugehörig an, von denen er oft sprach. Er hat zwar eine Einschränkung, lebt mit dieser aber schon sein Leben lang. Wenn es darum geht, zu erklären, wieso er keine Anstellung in einem formellen Arbeitsverhältnis hat, wird argumentativ auf "Behinderung haben" zurückgegriffen. Sich nicht ungehindert fortbewegen und nichts Schweres tragen zu können kann nach H einen Grund darstellen, nicht angestellt zu werden.

J sagt von sich, dass er sich nicht diskriminiert fühlt. Manche Menschen grüßen, andere nicht, aber das hat mit seinem körperlichen Zustand, seiner "Situation", wie er es nennt, nichts zu tun. Er wehrt sich gegen die Bezeichnung "behindert", denn er ist "krank". Für ihn besteht der Unterschied darin, dass ein "Kranker" noch Hoffnung auf eine "Erholung", eine "Rehabilitation" haben kann, während beim "Behinderten", salopp ausgedrückt, das Schicksal schon besiegelt ist. Er hat dank Therapie schon eine Besserung erfahren, da er sich inzwischen wieder allein fortbewegen, sich selbst waschen kann und er nicht mehr vollkommen von anderen (seiner Ehefrau) abhängig ist.

Z erzählt, er habe sich vor seinen ersten Kontakten zur Bewegung als "normal" angesehen. Jetzt, wo wir in dem Kaffeehaus saßen, merke niemand, dass er eine Behinderung habe – so sitzend habe er auch keine. Normalerweise hätte er damals gewartet, bis ich als erste gegangen wäre und wäre erst dann aufgestanden, damit die andere Person nicht merke, dass er eine Behinderung habe. Das hätte ein Ende gehabt, als er zur Organisation kam: Sie hätten ihm Einhalt geboten (eigentlich hat er gesagt: sie haben gesagt: nein!). Heute vergesse er oft, dass er "eine Beeinträchtigung, eine Behinderung" habe ("um impedimento, uma deficiência"). Wenn er aber stolpere, erinnere er sich wieder. Er mache alles, was Leute tun würden, die keine Behinderung hätten.

Hier verweist Z auch auf Vorurteile in der Gesellschaft – und dass er diese früher selbst teilte: "Dort draußen" würden MMB abwertend nach ihren Defiziten – "lahm/hinkend ("coxo"), blind, verrückt, dement" – genannt. Das sei schlecht. Auf meine Frage, was "coxo" bedeute, erklärt er: "wenn du gehst... hast du einen Unterschied an den Füßen" – "quando andas.... tens a diferença dos pés". Diese Ausdrücke habe er für sich als erstes geändert. Menschen mit Behinderung würden mit Mitleid betrachtet werden, das müsse und könne aus dem Kopf "gezogen" werden ("tirar da cabeça"), weil sie "fähig" und "unabhängig" seien. Als Beispiel für eine Situation, in der Leute

Mitleid haben schildert er: Wenn er in ein Auto steige, würde er dabei beobachtet werden, die Leute würden ihm helfen wollen, obwohl er es allein könne. Als zweites Beispiel nennt er den Sportunterricht in der Schule, in dem es ihm "untersagt" gewesen sei, am Turnunterricht teilzunehmen ("proibido fazer educação física"). Das gebe es selbst heute noch. Die Leute würden sagen, dass es sich bei ihm nicht um die "gleiche Natur" handle ("não é a mesma natureza"), ein Schüler mit Behinderung mache keinen Sport. Er könne aber den "normalen" Sportunterricht besuchen, nur vielleicht nicht auf die selbe Weise wie andere, die "keine Probleme" hätten. Er sei ja auch "fähig", etwas zu tragen und sich zu waschen.

All diese Sachen hätte er geändert, als er mit Leuten in Kontakt kam, die diese Gedanken hinter sich gebracht hatten und über ihre Rechte sprachen. So hätte er angefangen, diese Denkweisen abzulegen.

Seit 2. August 2003 sei S "krank", "in dieser Situation" ("doente, nessa situação"). Später spricht er von seinem "behinderten Arm". Auf meine Frage, was 2003 passiert sei, antwortet S: "APC-Thrombose", seitdem befinde er sich in "Rehabilitation". Er spricht im weiteren Gesprächsverlauf weiter davon, "krank" zu sein ("eu sou doente... já posso andar. Não perfeitamente, com dificuldades, andar deficientemente"), inzwischen könne er aber wieder gehen – zwar nicht "perfekt", sondern "mit Schwierigkeiten", er gehe "auf behinderte Art und Weise").

Ich frage S nach Erfahrungen mit Diskriminierung und er meint, "Behinderung, Diskriminierung, das ist eine "Realität" ("deficiência, discriminação, é uma realidade") – wenn er ein Geschäft betreue und seine Wünsche äußere, würde er oft mit einem "Haben Sie Geld?" unterbrochen ("entro na loja, 'quero isto quero isto', 'tem dinheiro você?'- eppa!").

Ein weiterer Bereich, in dem er mit Schwierigkeiten konfrontiert sei, sei der Transport. Chapa-Fahrer hätten es immer eilig, sie würden ihn oft deswegen nicht mitnehmen können. Es gebe eben geduldige und ungeduldige unter ihnen ("têm pressa, não pode me levar – tem outros que têm paciência, têm outros que não têm paciência"). So sei die "Mentalität", das müsse man verstehen. Ich frage S, was die Chapeiros denn über ihn denken würden, und er antwortet in der Mehrzahl, dass sie (die MMB) ihnen zu langsam seien, dass sie nicht warten könnten. Er bringe das mit dem Bild in Zusammenhang, dass sie von ihnen hätten – sie würden sie verachten dafür, dass sie "behindert" seien – das würde es geben, so etwas würde eben passieren. Aber "die Situation" müsse sich verbessern, es gebe einen großen Andrang in den Chapas, oft seien sie überfüllt – man müsse das verstehen, es sei ein "Prozess".

"Der Behinderte" ("o deficiente") könne arbeiten – auch in "seiner Situation", er könne beispielsweise in einem Büro arbeiten.

Gefragt danach, was die von S angesprochene "Mentalität" verändern könne, antwortet er, es gebe

Seminare mit Kranken, Behinderten, Familien, die jemand Kranken in der Familie haben, und mit der Gemeinde. Es würde möglicherweise helfen, wenn auch Leute aus sozialen Dienstleistungen an solchen Seminaren, die von OREBACOM organisiert sind, teilnehmen würden. Sie seien auch nicht besonders lang. Er hoffe, es werde sich mehr ändern, er würde an den physiotherapeutischen Übungen weiterhin festhalten. Zum Abschluss frage ich S, ob es hier Organisationen gebe, die die Rechte von Menschen mit Behinderungen einfordern würden. S sagt, das könne sein, er wisse es nicht. Es könne aber Sinn machen. Hier kann man erkennen, dass H sich nicht als "behindert" identifiziert.

E spricht von den aus der Thrombose resultierenden Bewegungseinschränkungen als „doença“, Krankheit, von der er sich wieder erholen kann („recuperar“). Er beschreibt seinen veränderten Zustand folgendermaßen: „diese Hand, dieses Bein, sind gut, diese Hand ist nicht normal – aber die andere kann helfen“⁸⁹. Nach einem Krankenhausaufenthalt sei er zu OREBACOM in Macurungo zur Physiotherapie gegangen – täglich, außer wenn er ins Krankenhaus musste. E: „Vor der Krankheit habe ich alles gemacht – jetzt bin ich wie ein Eremit, ich mache nichts, bin limitiert, stehe still“⁹⁰. Als ich ihn frage, was er denn nicht mehr tun kann, antwortet er: „zur Zeit viele Sachen, ich kann nichts machen“⁹¹. Er hat trotzdem das Gefühl, dass es langsam besser wird – „als ich anfang, war alles Abhängigkeit“⁹². Er hoffe, dass er sich erholen werde ("Espero que vou recuperar"). Die Physiotherapie habe ihm ermöglicht, seine Krücke daheim zu lassen und sich wieder frei bewegen zu können. "Diskriminiert" fühlt er sich von niemandem. Als ich ihn gegen Ende des Interviews konkret darauf anspreche, dass er von seiner „Krankheit“ spricht, bestätigt er, dass er sich nicht als „behindert“ sieht: „behindert nicht. Es gibt einen Unterschied. Behindert ist... Gebrechen. Der Kranke hat Hoffnung, wieder gesund zu werden“⁹³. Er spricht auch von den anderen Klient_innen als "Kranke". Als ich ihn frage, an welchen "Aktivitäten" er hier teilnehmen würde, meint E, dass er hier "als Kranker" sei ("estou aqui como doente").

L spricht von sich als "Person, die nicht komplett ist". Sie erzählt, dass die zwei anderen Frauen auch eine Behinderung haben – allerdings "von Natur aus". L erzählt dass sie einige Zeit brauchte, um sich von Vorstellungen zu befreien, die ihr verboten, wieder zur Schule zu gehen. Sie habe die Reaktionen der anderen gefürchtet und geglaubt, "nichts zu sein". Mit der Zeit schaffte sie es allerdings, ihre Denkweisen zu verändern und entschloss sich, zur Schule zurückzukehren. Ausschlaggebend dafür war ihr Bestreben, Portugiesisch zu lernen. Da sei auch das Gefühl

89 „esse mão, esse pé também, está boa, essa mão também está pouco normal... pode ajudar“ (9:50).

90 „Antes da doença eu fazia tudo – agora estou eremitado, não faço nada, está limitado, estou parado“ (15:00)

91 „nessa altura muita coisa, eu não posso fazer nada“ (15:55)

92 „quando comecei tudo era dependência“ (18:15)

93 „deficiente não. Há uma diferença. Deficiente [...] é defeito... doente tem esperança de recuperar“ (59:59)

zurückgekommen, dass auch sie eine "Person" sei. Die Leute müssten sehen, dass auch sie einen Kopf habe, sie sei eine Person wie sie – wie jene, die "komplett" seien und "komplette Beine" haben. Darum könnten die anderen sie nicht als "behindert" missachten, sondern müssten sie als ganze Person sehen, die dazu fähig sei, dieselben Dinge zu machen wie andere Leute – außer zu laufen und Sachen, die schwerer als 5, 10, 20 Liter seien, zu tragen.

Mit ihrem Leben ist sie trotzdem unglücklich, es läuft schlecht, "weil sie behindert ist". L spricht auch an, als Mutter von vier Kindern "behindert" zu sein, und versucht, sich auch in die Seite der Kinder zu versetzen – sie müssten ihr tragen helfen, sie müssten verstehen, dass sie zur Schule gehen müssten, um einmal eine bessere Zukunft haben zu können, sie müssten sie unterstützen. Sie versuche aber gleichzeitig zu vermeiden, dass ihre Kinder die Vorstellung bekommen, dass sie (sozial) benachteiligt seien, weil ihre Mutter "behindert" ist.

L spricht abwechselnd von einem "wir" und von "dieser Art von Leuten, die hilfsbedürftig sind".

Wenn sie Chapa fahre, sei sie mit zwei verschiedenen Problemen konfrontiert: zum einen, dass sie auf den ersten Blick nicht als "behindert" erkennbar sei, und zum anderen, dass sie, wenn sie sich "entdeckt" fühlt, "Stress" bekomme, dass sie anders behandelt werden würde, wäre sie nicht "behindert".

C sieht Menschen mit Hörbeeinträchtigungen als eigene Gruppe an. Er unterscheidet zwischen "Menschen, die hören und sprechen" – zu denen auch jene gehören, die eine physische oder visuelle Beeinträchtigung hätten – und "Menschen mit auditiver Behinderung". Sollte es beispielsweise zu einem Basketballspiel kommen, gebe es ein heilloses "Durcheinander" zwischen diesen zwei Gruppen, die unterschiedlich kommunizieren. Oft hätten deswegen Leute mit auditiver Behinderung nicht mitspielen können, worin für ihn eine "große Diskriminierung" besteht.

A erzählt, dass er im Rahmen der Organisation am Leben in der "Community" teilhat: Er versucht, sich und die Organisation nicht als Bittsteller zu sehen, sondern auch für Menschen ohne Behinderung als Möglichkeit für Problemlösungen darzustellen. Früher, als die visuelle Behinderung eingesetzt habe, habe er die Hoffnung auf Arbeit und Familie aufgegeben. Seine Frau habe ihn damals verlassen, sei später aber wieder zu ihm zurückgekommen. Im Rahmen seiner Engagements merke er allerdings, dass sie hier gemeinsam etwas erreichen könnten. Seitdem er Teil, ja Präsident des Vereins ist, viel besser fühle, wieder "Lebenshoffnung" verspüre. Es gebe ihm die Möglichkeit, mit den "behinderten Brüdern" Zeit zu verbringen und ein Gefühl zu haben, "in der Gesellschaft nützlich zu sein".

Im Zusammenhang mit dem Thema Transport erzählt A, dass ihm mit Vorurteilen begegnet werde – dass viele Chapafahrer im Glauben, dass MMB nicht zahlen wollten, nicht für sie anhalten würden. Er habe schon einmal erlebt, dass ein Chapeiro zu ihm gesagt habe: "Wenn du kein Geld hast, steig

nicht ein!". MMB würden diskriminiert und stigmatisiert, sie würden als "nichts wert" betrachtet. MMB würden von der "Mehrheit der Leute" diskriminiert und fänden keinerlei Unterstützung, oft nicht einmal in ihrem eigenen Zuhause. Früher habe er noch einen Namen gehabt, aber jetzt sei er nur noch "dieser Blinde da". Darum leide er sehr. Er verweist sogar auf Gerüchte, dass früher Kinder mit Behinderung getötet worden seien. Viele würden versteckt werden, dürften nicht zur Schule gehen, bekämen keine Gesundheitsversorgung und müssten auf die Straße betteln gehen. Frauen mit visueller Behinderung würden weggeschickt, weil ihnen vorgeworfen wird, dass sie ja "nicht einmal kochen" könnten. Männern wie ihm passiere das aber auch. Er hat auch davon gehört, dass manche Familien blinde Angehörige an Banditen verkaufen und damit reich werden. In Mosambik gebe es "afrikanische Magie" – Familien würden zu einem traditionellen Heiler gehen, und ein Familienmitglied gegen Wohlstand "eintauschen". Diese würden in Folge "krank", "blind", manche würden sogar "geistig krank" oder "verrückt", so sei es einem Freund passiert. Hier in Mosambik gebe es "diese Dämonen", die das Leben erschweren – indem sie anderen Personen angehaftet werden, kommt Unglück über sie, sie werden "krank" und können nichts mehr tun. In der Wissenschaft gebe es dafür zwar keine Beweise, aber es gebe sie trotzdem, diese "Magie". Nicht einmal im Krankenhaus gebe es Erklärungen für die Ursache solcher "Erkrankungen". Er selbst glaube auch daran.

Obwohl er "blind" sei, wisse er aber inzwischen, dass er "nützlich sein kann". Sie (die MMB) würden inzwischen, durch die Vereinsbewegung, vermehrt als "Personen" betrachtet. Er habe inzwischen das Gefühl, "in der Gesellschaft nützlich zu sein".

X spricht von einer "doppelten Diskriminierung" von Frauen mit Behinderung, da beide Positionen gesellschaftlich benachteiligt sind. Es geht darum, klarzustellen, dass eine Frau gleichviel wert sei wie eine andere – unabhängig davon, ob sie eine Behinderung habe oder nicht. In ihrem Verein gehe es um Sexualität, reproduktive Rechte, Muttersein, arbeiten und heiraten als Frau mit Behinderung. Das seien alles Themen, die von der Mehrheitsgesellschaft missbilligt würden. Deshalb gehe es für X um eine wünschenswerte Veränderung von Bewusstsein und Mentalität der Gesellschaft. Sie betont, dass "auch wir fähig sind" und fordert nach "spezifischen Rechten" für Frauen mit Behinderungen.

■ Eine Ausnahme: Die "Happy Story"⁹⁴ der Normalität

F ist Student und hatte einen persönlichen kanadischen Mäzen, der ihn während seines Studiums finanziell unterstützt und ihm 2011 einen "Scooter" gesponsert hat

F konnte durch die Unterstützung seines kanadischen Bekannten von Vilanculos nach Maputo ziehen, um hier an der Uni zu studieren. Bis 2011 benutzte er einen Rollstuhl, danach war er mit dem elektrischen Scooter unterwegs.

F betont im ersten Teil des Interviews, dass er sich als "normal" ansieht, ein "normales" Leben mit "normalem" Alltag führt: Er liest und forscht, trifft sich mit Freunden und Dozenten am Uni-Campus und fährt zum Strand. Im Gegensatz zu "Anderen" hat er es "geschafft", die Schwierigkeiten (mit denen andere konfrontiert sind) zu "überwinden" ("conseguir", "superar"): Er hat dafür gekämpft um zu studieren und hat es geschafft. Damit ist er "ein bisschen anders" als jene MMB, die in den Straßen aufzufinden sind. Er ist darüber hinaus mobil, denn mit seinem Scooter, oder auch "Motorcycle", wie er es nennt, ist er nicht auf die bestehenden Transportmittel angewiesen. Mit einem Akku kommt er bis nach Matola. Ab und zu fragt er Leute, ob er sich an das Stromnetz stecken kann um ihn nachzuladen – das geht allerdings nur bei Leuten die Strom haben. Seine Lage beschreibt er als "nicht schlecht", ja sogar "sehr gut". Für Reisen mit dem Auto hat er auch einen kleineren mechanischen Rollstuhl.

Seine Sichtweise und Perspektive auf das Leben ist nicht nur davon geprägt, dass er ein MMB ist, sondern auch jemand ist, der studiert hat – womit er bei den Leuten oft Erstaunen und Überraschung auslöst, dass einer "wie er" zur Universität gehen kann. Nach F würden die Leute "Behinderung" mit Betteln auf der Straße assoziieren. Mit dem Scooter, der bislang in Maputo einzigartig ist, wird er von den Leuten noch mehr als jemand gesehen, der "etwas anders" ist und auch unter Leuten ohne Behinderung Erstaunen und vielleicht auch Bewunderung erntet. So fühlt er sich auf von den Leuten als "fast normal" angesehen. Sie würden ihm sagen, dass er zwar "behindert" ist, aber eine "behinderte Person" ist, die "sehr anders" ist als die anderen – seine Art, sich zu kleiden ist die einer "normalen" Person, nicht die eines MMB. Er freut sich darüber und "strahlt" – manchmal sogar noch mehr als eine Person, die mit "normalen Konditionen" und "zwei guten Beinen" lebt. Er ist stolz auf seinen Erfolg, studiert zu haben, denn damit hat er einen höheren Bildungsgrad als die meisten Leute, die in Maputo leben.

Der Scooter hat sein Leben verändert, er ist mobil und unabhängig von anderen, trägt schöne

⁹⁴ Der Ausdruck "happy story" ist angelehnt an einen Vortrag von Sara Ahmed im November 2013 in Wien. Sie führte ihn im Zusammenhang mit ihrem Forschungsprojekt an, in dem sie Mitarbeiter_innen aus dem "Diversity"-Bereich führte.

Kleidung und kann "gutausehend" sein, ohne sich beim Rollstuhlschieben staubig zu machen. Das Leben mit einem Rollstuhl in Maputo ist "sehr sehr schwer", weil es hier keine Rahmenbedingungen für MMB gibt: Die kaputten Straßen, ja auch der sandige Campus der UEM stellen Barrieren dar. In Vilanculos ist es noch schwerer, weil es um die Infrastrukturen dort noch schlechter bestellt ist.

■ Definitionsversuche von "Behinderung" aus der Perspektive von DPO-Vertreter_innen

Der FAMOD-Präsident Ricardo Moresse, der auf die UNCRPD als Bezugsrahmen verweist, beschreibt Behinderung vereinfacht als "Einschränkung physiologischer und physischer Art im Unterschied zu den Anderen". Er spricht in erster Linie von körperlichen Beeinträchtigungen, die mit Amputationen einhergehen und von verschiedenen Hilfsmitteln wie Prothesen, Rollstühlen oder Blindenstöcken. Er nennt auch architektonische Barrieren. Er beobachtet eine große Veränderung im gesellschaftlichen Behinderungsverständnis in den vergangenen Jahren, denn während der Kolonialzeit seien MMB noch als "arm" angesehen und mit abwertenden Benennungen bedacht worden. Schon nach der Unabhängigkeit 1975 waren Menschenrechte in aller Munde gewesen.

Seit der UNCRPD werde nach Moresse vermehrt auf ein Rechte-basiertes Verständnis von Behinderung zurückgegriffen. Sei früher noch von "Menschen, die Inhaber_innen einer Behinderung sind" ("Pessoa Portadora de Deficiência") gesprochen worden, werde jetzt die Bezeichnung "Menschen mit Behinderung" bevorzugt. Die "Política para a Pessoa Portadora de Deficiência" harre noch einer begrifflichen Anpassung.

Benennungen von "Behinderung" würden von Sprachen und Regionen abhängen, er vermute aber keine starken Unterschiede.

Moresse spricht sich für ein universelles Behinderungsverständnis aus, das "Behinderung" als "Menschenrechtsproblem" versteht. Er betont aber die Notwendigkeit, dieses bei der tatsächlichen Anwendung kulturspezifisch einzubetten. Die Frage von "Behinderung" ist für ihn zwar universell, die Auslegung muss seiner Ansicht nach aber kulturell angepasst werden. Er lehnt ein karitatives Modell von Behinderung ab, weil es sich auf den Krankheitsaspekt fokussiert. Er fordert aktive Teilhabe für MMB.

Im Bezug auf das Selbstverständnis von MMB vergleicht er die Erfahrung eines MMB inmitten von Menschen, die nicht behindert sind, mit den Erlebnissen einer Weißen unter Schwarzen: Trifft man eine Person, die Ähnlichkeiten zu einem oder einer selbst aufweist, hat man schon eine Gemeinsamkeit. Seine Sympathie für MMB verortet er auch in seinem Glauben, sowie in seiner

früheren Arbeit im humanitären Bereich, die ihn für Probleme anderer sensibilisiert hat.

"Mentale Behinderung" sei für ihn die am schwierigsten zu "behandelnde" Behinderung. Das Projekt "Inklusive Bildung" wende sich trotzdem nicht an Menschen mit "mentaler Behinderung". Er glaubt, dass diese vor allem auf die Hilfe und den Schutz von anderen, z.B. den Familien oder dem Staat, angewiesen seien. Allein hätten sie keine "Kapazität", sich selbst zu vertreten. Sie seien seinem Verständnis nach nicht in der Lage, ihr Leben selbständig zu führen.

Y stellte sich mit den Worten vor: Ich bin Y, "ein Mensch mit Behinderung". Auf eine spätere Frage, wie Behinderung früher konzipiert worden sei, unterstreicht Y, dass sie studiert, Bücher und Studien über Behinderung gelesen gehabt hätten – "wir bleiben nicht stehen" ("não ficamos parados") und meint damit sich und andere, die am Anfang der Behindertenbewegung gestanden hätten. Ihr Wissen hätten sie im Rahmen der Verbandsbewegung an andere weitergegeben, die nichts darüber wussten. Meine Frage nach der Auswirkung der Konfrontation mit internationalen Dokumenten wie der UNCRPD findet sie schwierig zu beantworten, da sie zusammen mit anderen schließlich schon jahrelang in diesem Bereich gearbeitet und geforscht gehabt hätten (Seminare, Einladungen, Medien...). Sie sehe das als Prozess. Das könnte so verstanden werden, dass für sie die Grenzen zwischen lokalen und internationalen Verständnissen verschwimmen.

X versucht – basierend auf ihrem Wissen aus Seminaren – selbst eine Beschreibung von Behinderung vorzunehmen, denn ihr Verband hat keine Definition: Sie beschreibt "Behinderung" als eine Einschränkung, die die Fähigkeit beeinträchtigt, Dinge gleich auszuführen wie eine Person, die keine "Behinderung" hat ("normal" ist). Ein MMB zeichnet sich für X dadurch aus, dass er oder sie "nicht normal" ist. Barrieren im Alltag erschweren das Leben und machen auf fremde Hilfe angewiesen und von ihr abhängig. Als Beispiel nennt sie die Straßen von Maputo.

Z hat sich, bevor er in einem Rehabilitationszentrum eine Ausbildung machte und in Kontakt mit (anderen) MMB kam, nicht als "behindert" identifiziert. Als er nach seiner Schulbildung mit dieser Ausbildung begann, sei es anfangs schwer gewesen, da er nicht gewusst hatte, dass es so viele verschiedene Behinderungen gebe. Er nennt "auditive" und "intellektuelle" als Beispiele dafür, wie "verschiedenartig" ("diversificado") die Behinderungen seien. Das habe sich nach den ersten zwei Wochen verändert – danach hätten sie eine "Familie" gebildet ("formamos uma familia"). Der Verband, den er koordiniert, wende sich an junge Menschen mit physischen, visuellen und auditiven Behinderungen. Auf meine Frage, wie es mit "mentaler Behinderung" aussehe, meint Z, dass es sich damit um eine "etwas komplizierte Behinderung" handle ("é uma deficiência um pouco complicada"). So sei es schwer, "Räume für geistige Behinderung" zur Verfügung zu stellen. Er spricht von einer Behinderung, die mit dem "Intellekt" zu tun hat. Z definiert Behinderung als jede

Art von "Hindernis" ("é impedimento") ("na minha pessoa defino deficiência como impedimento qualquer").

■ Fremdbenennungen

X beobachtet (wie schon vorher Moresse), dass MMB früher als "krank" angesehen wurden, während es heute verstärkt um Menschenrechte geht. An den allgegenwärtigen Barrieren hat das aber für sie nichts verändert. Die Straßen in Maputo sind für sie als Rollstuhlbenutzerin nicht zugänglich. Dadurch sähen sie die Leute nach wie vor als "behindert" an, dabei kommen auch pejorative Benennungen und negative Attribute zum Gebrauch, in denen sich Ablehnung, aber auch Mitleid und Bevormundung ausdrücken können: "**coitado**" oder "du wirst es nicht schaffen" sind Phrasen, mit denen MMB oft konfrontiert sind. Das Wort "**coitado**" bedeutet übersetzt "Ärmste_r!". Das Wort hatte ich schon im Film "De Corpo e Alma" gehört⁹⁵.

Weitere Ausdrücke und abwertende Bezeichnungen sind laut X "aleijado" (Krüppel) und "coxo" (lahm).

Sie betont, dass es sich dabei ihrer Ansicht nach keinesfalls um "Konzepte" handle, welche meistens viel strukturierter seien, sondern um Benennungen (nach "Konzepten" hatte ich auch gefragt), die unstrukturiert und temporär sind (einmal sagt sie: "temporalities"). Gefragt nach traditionellen Vorstellungen über die Ursachen von Behinderungen nennt X ein Beispiel, demzufolge in manchen Fällen die Behinderung eines Kindes als **Strafe Gottes** für das unmoralische Verhalten der Eltern erklärt werde: So wird zum Beispiel die Geburt eines behinderten Kindes mit der Untreue einer Ehefrau in Zusammenhang gebracht. Solche Erklärungsmuster seien immernoch sehr weit verbreitet.

Später deutet sie auf ihre Erfahrungen in der Entbindungsklinik hin, wo sie nicht dieselben Rechte wie eine Frau ohne Behinderung erfahren hat, geht aber nicht näher ins Detail. Die Ursache dieser "Behinderung" verortet sie bei den Menschen selbst, denn sie schaffen die Konditionen, unter denen MMB leben: Verändert sich die Haltung der (Mit-) Menschen zum Thema Behinderung, so werde sich auch die Situation von MMB verändern. Sie beschreibt, wie dieser Prozess langsam einsetze, da immer mehr Menschen Zugang zu Bildung hätten, dadurch diese auch verstärkt reflektierten und

95 Allerdings war ich damals davon ausgegangen, dass das ähnlich klingende Wort "cuidado" gemeint war, welches mit dem Verb "cuidar" zu tun hat, das folgendermaßen übersetzt wird: 1. beachten, bedenken, *Kranke* pflegen, versorgen; *fig* glauben; 2. ~de (*od* em) Acht geben, achten auf, sorgen für, aufpassen dass... (etc. Langenscheidt Taschenbuch Portugiesisch. 2001, Langenscheidt KG, Berlin und München). In "cuidado" schwang für mich der pflegerische Aspekt mit, genauso wie ein Verständnis, das auf den Zustand der angesprochenen Person als "krank" und pflegens- versorgens- bemitleidenswert verweist und nahezu eine Infantilisierung und eine Pathologisierung bewirkt. Ob auch Mosambikaner_innen meinen Eindruck teilen würden, dass sich die beiden Worte zumindest vom Klang her ähneln, kann ich leider nicht beurteilen.

sich organisieren könnten. X selbst sieht sich nicht als krank, sie habe keine Schmerzen, sondern sie lebe mit einer "Einschränkung", die es ihr erschwere, zu gehen. Als ich sie frage, wie sie Behinderungsdefinitionen aus internationalem und nationalem Kontext sieht, wehrt sie ab, dass sie persönlich nicht gerne über Begrifflichkeiten und Konzepte diskutiere.

F betont, dass seine Eltern "sehr anders" als andere waren, da sie ihn mit seinen Brüdern zur Schule schickten, die ihn mit dem Rollstuhl durch den Sand schoben. Das hat er später selbst getan, um unabhängiger zu sein.

Z erzählt, Leute mit "mental Problemen" würden als "verrückte" gesehen werden ("malucos"). Die Leute würden sie als Störfaktoren für den Unterricht sehen, was eine "große Barriere" für sie darstelle.

Gefragt nach den "vulnerablen Gruppen" im "Nationalen Aktionsplan zur Armutsreduktion" antwortet Z, dass es im Rahmen von UNDP den Begriff der "Vulnerabilität" schon länger gebe. *Abilis* habe zu diesem Thema ein Projekt zur Einkommensgenerierung unterstützt, genauso wie andere Programme, die auf die Reduzierung der absoluten Armut abzielen. In diesem Projekt gebe es keine Inklusion von Menschen mit Behinderung. Und: "ninguém aqui recebe um subsídio porque é vulnerável" – niemand hier bekomme eine finanzielle oder materielle Unterstützung, weil er oder sie als "vulnerabel" gelte.

3.3.4 Austauschversuche zu Forschen über und mit „Behinderung“ - Fragen nach Lebenssituationen, Geschichte und Körper

■ Forschen und Sprechen über "Behinderung" in Mosambik I

F hatte seine Abschlussarbeit über Behinderung und Tourismus in Inhambane geschrieben, für die er auch Interviews machte. Meine Fragen ließ er sich, wenn er sie – gleich ob inhaltlich oder intentional – nicht verstand, ganz genau erklären und gegebenenfalls neu stellen.

Er reagierte auf manche Fragen vorsichtig. Wenn ich z.B. fragte, wie er das zuletzt gesagte meine, fragte er auffordernd und spielerisch zurück: „Was glaubst du denn, wie ich das meine?“ („You tell me what I think!“). Auf das habe ich spontan unwirsch reagiert („No!“).

Als Forscher sieht er sich potenziell in der Lage, Druck auf die Regierung und die "Communities" auszuüben, damit sie MMB in Zukunft mehr Aufmerksamkeit schenken und anfangen, neu und anders über MMB zu denken.

Qualitatives Forschen

Als F für seine Abschlussarbeit Interviews geführt hat, ist es ihm manchmal schwer gefallen, mit anderen MMB über ihre Erfahrungen zu sprechen. Manche Leute hätten keine Rechte innerhalb der Community und das wirke sich auch auf das Denken der MMB selbst aus, die glaubten, kein Teil der Community zu sein. Deswegen sei es schwer, sie zu manchen Themen zu befragen, weil sie sich der eigenen Rolle, ja selbst oft der Barrieren gar nicht bewusst seien. Darüber hinaus hätte er ein ungutes Gefühl gehabt, mit anderen Menschen über dieselben Probleme in ihrem Leben zu sprechen. Er selbst habe versucht, einen Unterschied zu machen und mit der Zeit sei die Interviewsituation für ihn "normaler" geworden. Er habe seine Fragen mit der Zeit verändert, um sich "schlangenhaft" indirekt ans Thema anzunähern und sich Informationen wie "Rauch" zu erfragen. Wenn man Leute direkt auf ihre Behinderung anspreche, fühlten sie sich diskriminiert. In seiner Arbeit habe er deswegen folgende Fragen gestellt: „How’s your life? How can you analyse your situation? How do you feel when you are in the street and there is no condition for you? ... If you were a municipal president, what would you do?“. Manche hätten gut darauf reagiert, andere haben seinen Ansatz und seine Fragen hinterfragt. Manche würden es nicht mögen, überhaupt über Probleme, die mit Behinderung zu tun haben, zu sprechen. "Behinderung" in Mosambik sei ein schwieriges Thema für die Betroffenen, weil sie "sehr diskriminiert" würden. Drei hätten ihm im Nachhinein gesagt, dass sie einfach nicht darüber sprechen konnten, weil sie mit so vielen

Problemen konfrontiert seien. F stellte die Vermutung an, dass sie gefürchtet haben könnten, dass er eine gewisse "Genugtuung" an ihrem Schicksal finden könnte und sie sich durch ein direktes Ansprechen ihrer schlechten Situation gedemütigt gefühlt haben könnten. Darum zögen es nach F manche MMB vor, nicht über ihre Lebensumstände zu sprechen.

■ Fragen nach Geschichte, Widerstand – Forschen über Behinderung in Mosambik II

Ich hatte mit Postkolonialität im doppelten Sinne zu tun – in einem Land, das zeitlich abgegrenzt eine Phase des Kolonialismus durchlief und nach der Unabhängigkeit mit den Spätfolgen dieser Zeit zu kämpfen hat, aber auch mit neuen Formen von "Kolonialismus" konfrontiert ist.

Ich versuchte im Sinne der CDS, Geschichte als Kontinuum zu begreifen, das sich sowohl auf soziale Beziehungen, als auch auf Körper auswirken kann.

Vergangenheit: Bezüge zur Kolonialzeit

Moresse erzählt, dass er mit vier Polio bekommen habe – das sei während der Kolonialzeit gewesen, in der seine Eltern als indigene Bauern keinen Zugang zu medizinischer ("elitärer") Versorgung gehabt hätten, weil sie nicht "assimiliert" gewesen seien. Assimiliert zu sein habe damals bedeutet, als mosambikanische "Schwarze" den "Weißen"-Status zu erlangen, indem die eigene Kultur verleugnet und anders gesprochen worden sei – sie verhielten sich, als wären sie "Weiße Portugiesen". Das hätten seine Eltern abgelehnt. Er sei durch den fehlenden Zugang zu Impfstoffen an Kinderlähmung erkrankt und "behindert" geworden.

Als ich Y frage, ob sich für sie als MMB während der Transformationsprozesse des Landes etwas verändert habe (Kolonialzeit, Unabhängigkeit, Zeit danach), weicht sie aus und begründet das mit der Erklärung, dass es sich hierbei um "andere Aspekte" handle. Das habe nichts mit Behinderung zu tun, die politischen Veränderungen hätten alle gleich betroffen. Auf meine Annahme, dass politische Entscheidungen das Leben beeinflussen können, bestärkte sie erneut, dass diese Beeinflussung für alle gleich gewesen sei. Sie könne sich nicht erinnern, was damals alles passiert sei, damals sei sie schließlich noch ein Kind gewesen und hätte damals vieles nicht gewusst, darum sei es schwierig im Nachhinein darüber zu sprechen. Sie sprach sehr vage verschiedene Lebensweisen, Veränderungen und Lernprozesse an. Sie reagierte etwas gereizt und meinte, dass jemand, der nach der Unabhängigkeit geboren worden sei, ganz andere Ansichten hätte.

Im Laufe der darauffolgenden Diskussion ging es darum, welche Fragen ich als junge, Weiße

Forscherin aus gänzlich anderem Kontext stellen könnte. Meine Versuche, sie zum Erzählen über die Vergangenheit zu ermuntern, blockierte sie mit allgemeinen Aussagen ("früher waren die Dinge noch anders"), Kritik an meiner Interviewführung mit guten Ratschlägen (ich solle meine Fragen limitieren, ich solle Fragenblöcke erstellen und unterschiedliche Leute zu unterschiedlichen Themen befragen, ich solle auch in Landessprachen fragen) und Themenwechseln. Ich war sehr vor den Kopf gestoßen. Ich denke, dass die offensichtliche Provokation durch meine Frage auch mit meinem Alter, meinem Geschlecht, meiner Hautfarbe, meiner Herkunft, meiner finanziellen Privilegiertheit und meiner Ausbildungsstufe (die unter ihrer liegt) zu tun haben könnte.

Ihre Doktorarbeit habe sie auch auf der Basis von Interviews geschrieben, für die sie in die Provinzen gefahren sei und auch lokale Sprachen berücksichtigt hatte. Dafür habe sie acht Monate für die Transkription gebraucht.

Bezüge zum Krieg

L beschreibt ihre Behinderung als Folge einer Verletzung während des Destabilisierungskrieges. Sie sei nach Maputo gekommen, weil das Spital in Inhambane keine Kapazitäten hatte. Sie erzählt, dass sie nicht gewusst habe, ob ihre Familie überhaupt noch da gewesen wäre, hätte sie versucht, zurückzukehren. Der Unfall sei während der Attacken – "FRELIMO, RENAMO, FRELIMO, RENAMO" – passiert. Es seien zahlenmäßig zwar mehr Männer, denen ähnliches passiert sei, aber auch Frauen hätten durch den Krieg Verletzungen erfahren und Gliedmaßen verloren. Am Anfang, nach dem Krieg sei es nicht einfach gewesen, mit anderen darüber zu sprechen, weil man nicht gewusst habe, auf welcher Seite sie standen. Inzwischen könne man darüber sprechen, weil die Ereignisse "legalisiert" worden seien. Wäre früher bekannt geworden, dass man Teil der RENAMO ist, sei man "misshandelt" worden. Diese Trennung gebe es heute (Oktober 2012) nicht mehr, die Leute seien nach dem Krieg darauf angewiesen gewesen, zusammenzuarbeiten.

■ Forschen über "Behinderung" III: Fragen nach dem Körper

Einen Teil meines ursprünglichen Plans, nämlich auch nach Körperbeziehungen zu fragen, habe ich nach der Konfrontation mit der Uni-Professorin verworfen, da sich diese Frage anscheinend als zu intim herausstellte. Ich hielt es danach für nicht mehr ratsam, sie als fixen Bestandteil meines Fragekatalogs zu verwenden.

Nur einmal stellte ich sie ein weiteres Mal, einem etwa gleichaltrigen Mann, der relativ locker darauf reagierte, aber betonte, dass er viele Leute kenne, die nicht so ruhig reagieren würden, und dass er früher noch anders darauf reagiert hätte:

Ich fragte Z, der ungefähr gleich alt war wie ich, vorsichtig, wie es für ihn wäre, wenn ich ihn zu seinem Verhältnis zu seinem Körper befragen würde. Er antwortete, dass er sich immer müder (erschöpfter, abgenutzter "cansado") fühle. Er bemerke viel Trägheit ("preguiça"), wenn er weite Entfernungen zurücklegen müsse. Als er 18 war, sei er noch viel gelaufen, jetzt fühle er sich sehr erschöpft. Er habe bemerkt, dass die Unterschiedlichkeit seiner Füße sich verändert habe, er sei gelähmt geworden ("paralisiou"). Aber ihm gehe es gut, wenn man von "diesen Aspekten" absehe ("tirando esses aspetos me sinto bem") – "vielleicht ein bisschen schwer(fällig)" ("talvez um pouco pesado" – schwer, hart, schwerfällig).

Ich frage Z, ob er diese Frage komisch findet. Er erwidert, dass er früher, bevor er mit den Organisationen zu tun gehabt hatte, so darüber gedacht hätte. Damals habe er auch geglaubt, dass er als einziger solche Probleme habe, so hätte ihn diese Frage früher persönlich verletzt. Heute sei das nicht mehr so: Er habe inzwischen viele "Fälle von Behinderung" bei anderen Leuten gesehen, die vorher nicht behindert waren und Unfälle gehabt hätten.

Auf meine Frage, ob ein Risiko bestünde, dass sich die Leute durch diese Frage angegriffen fühlen könnten, antwortet Z, dass das von ihrer Art zu denken abhängen würde. Wenn Leute denken würden, dass sie (tatsächlich?) "behindert" seien, würden sie sich angegriffen fühlen. Er erklärt wie er glaubt, dass es dann aufgefasst werden könnte. Er vergesse manchmal, dass er eine Behinderung habe.

Ich frage Z, ob er meint, dass ich diese Frage wohl besser vermeiden solle, worauf er antwortet, dass das von meiner Art zu fragen abhängt. Er bringt aus seiner eigenen Erfahrung ein Beispiel: Wenn er in die Gemeinden geht, müssten sie auch darauf achten, dass sich die Leute "öffnen". ACRIDEME z.B. hätten zu einer Frau mit zweijährigem Kind gehen wollen (um sie über den Verband zu informieren?), die ihnen die Tür nicht öffnen wollte und dahinter geweint habe. Es sei aber eine Frau dabeigewesen, die erzählt habe, dass sie auch ein Kind habe und wie schwierig es sei, auf es einzugehen, da habe sich die besuchte Frau geöffnet.

Z meint, die Leute könnten es sehr "blöd" finden ("chato", auch langweilig? Annoying? Ärgerlich? unangenehm? Mühsam?), über die eigene Behinderung zu sprechen. Es sei aber prinzipiell nicht schlecht.

Mit ihm konnte ich die oben besprochene Erfahrung "nachbereiten" – um der Frage nachzugehen, wie andere Menschen auf die Frage nach dem eigenen Körper reagieren würden.

3.3.5 Zusammenfassung: Ähnlichkeiten, Differenzen und Gegensatzpaare in den Verständnissen von "Behinderung" der Interviewpartner_innen

3.3.5.1 Ähnlichkeiten in Bezug auf Verständnisse von "Behinderung":

- Viele der Interviewpartner_innen betonen mit Nachdruck: "Wir sind "fähig"! Wir können auch etwas erreichen, wenn man uns lässt, wenn man uns das zutraut und wenn es finanzielle Unterstützung dafür gibt."
- Behinderung wird wiederholt als Erklärung für fehlende Bildung und Schulabschlüsse – und damit sichere Jobs – genannt.
- Behinderung wird von fast allen im Zusammenhang mit eingeschränkter Mobilität angegeben.
- Viele sprechen von der Möglichkeit und dem Wunsch, Behinderung – in wenigeren Fällen "Krankheit" – zu "bewältigen", zu "überwinden" ("superar"). Dafür werden unterschiedliche Konkretisierungen als Beispiele genannt: z.B. sich einer "Rehabilitation" unterziehen, die Schulbildung abschließen, eine Ausbildung machen, um später eine fixe Anstellung zu bekommen, ein fixes Einkommen zu haben und unabhängig zu sein.
- Es fehlt an Möglichkeiten, diese Fähigkeiten einzusetzen, sowie an einem gesellschaftlichen Klima, in dem diese Fähigkeiten anerkannt und gesehen werden. Es geht nicht darum, "Behinderung" aus der Welt zu schaffen, sondern deren negative Attribuierungen im mosambikanischen Kontext durch Bewusstseinsbildungsmaßnahmen in der Gesellschaft zu transformieren.
- Verändert sich die Gesellschaft, können neue Räume für MMB entstehen.
- Behinderung wird von vielen als Armutsfalle beschrieben. Darüberhinaus wird auf eine angenommene Verbindung von "Armsein/betteln/auf der Straße leben" und "behindert" verwiesen.
- Viele sprechen von einem reinen "Überleben", im Rahmen dessen gar kein Nachdenken über die Veränderung der eigenen Situation möglich erscheint. Es ginge eigentlich um die Verwandlung in ein gesicherteres "Leben", mit dem erst potenzielle Gestaltungsmöglichkeiten denkbar werden.
- In jenen Fällen, in denen die Behinderung erst im Laufe des Erwachsenenlebens eingetreten ist (z.B. Erblindung, Folgeerscheinungen von Thrombose, Schmerzen am ganzen Körper), könnte sie als Folgeerscheinung einer mangelhaften medizinischen Versorgung interpretiert

werden. Das ist auch bei früherem Auftreten der "Behinderung" der Fall, wie das bei dem – rassistisch motiviert unzugänglich gehaltenen, kaum existenten – Gesundheitssystem während der Kolonialzeit war (z.B. Kinderlähmung).

- Sofern die betroffene Person vor "Eintritt der Behinderung" in einem formellen Arbeitsverhältnis war, gibt es in wenigen Fällen nur kurzfristige Unterstützungsleistungen für wenige Monate von Seiten ehemaliger Arbeitgeber. Ähnlich verhält es sich mit den nur minimalen Zuwendungen von staatlicher Seite, die nur bei "absoluter Armut" gewährt werden (z.B. Leben in einem Steinhaus ist bereits ein Ausschlussgrund).
- Behinderung wird vereinzelt als individuell erlebtes Scheitern, ja fast als persönliche Schwäche aufgefasst, die sich "auflöst", sobald sich eine Person selbst durch ihre eigene Arbeit erhalten kann. Die "Beeinträchtigung" selbst wird in mehreren Fällen als sekundär betrachtet, insofern sie keine Schmerzen mit sich bringt.
- Viele sprechen von ihrer "Situation", hier könnte das Potenzial von oder die Hoffnung auf Veränderlichkeit bzw. Veränderung eingeschrieben sein.
- Frauen mit Behinderung fühlen sich doppelt diskriminiert. Das betrifft auch die Partnerfindung.
- "Mentale Behinderung" wird oft als Spezialfall angesehen und von vielen als besonders "schwierige" Behinderung gesehen, gleichzeitig werden Menschen mit "mentaler Behinderung" als die "ärmsten der Armen" bezeichnet, die sich nicht selbst vertreten können.
- Wird "von oben", d.h. aus Sicht von Vereinsvertreter_innen von "Behinderung" und DPOs gesprochen, wird die Möglichkeit, aus "Diversität" eine "gemeinsame Stimme" zu formen, "mit vereinten Kräften für die eigenen Rechte zu kämpfen", und Stärke aus dem Zusammenschluss zu ziehen, als Notwendigkeit formuliert. "Von unten" – d.h. aus Perspektive von Mitgliedern oder MMB, die keine Mitglieder von Organisationen sind – wird öfters auf ungleiche Machtverhältnisse innerhalb von und zwischen den verschiedenen Behindertenverbänden und -zusammenschlüssen eingegangen. Andererseits sprechen manche vereinzelt von "Brüdern", von der "Familie" in Gestalt der Behindertenorganisation.

3.3.5.2 Verständnisse von Behinderung, die von den genannten Tendenzen abweichen:

- E sieht sich selbst als "bloß erkrankt" an, nimmt aber schon seit Monaten Dienstleistungen einer Organisation in Anspruch, die sich der "Rehabilitation" von Menschen mit

Behinderung widmet. Er unterscheidet Krankheit von Behinderung insofern, als für einen "Kranken" noch "Hoffnung auf Wiederherstellung" besteht.

- "Rehabilitation" wird von der OREBACOM-Präsidentin⁹⁶ als Ziel für Menschen mit Behinderungen genannt: Man ist "rehabilitiert", wenn man als Mensch mit Behinderung gehen, arbeiten und studieren kann. Später fügt sie alltägliche Tätigkeiten hinzu: sich waschen, anziehen, im Haus selbständig bewegen können, sowie Geschirr und Wäschewaschen für Frauen.

Diese Organisation kümmert sich um jene, die "nichts machen können" (nicht gehen, nicht studieren, nicht arbeiten, etc.). Hier liegt ein Verständnis von "Behinderung" zugrunde, das durch gezielte Aktionen, Therapie und Schulungen "überwunden" werden kann. "Alle", unabhängig von ihrer Behinderung, werden deshalb von dieser Organisation in ihren Rehabilitationsbestrebungen "unterstützt". Behinderung verweist auf einen "schlechten Körper", weil er es verhindert, die angesprochenen Tätigkeiten auszuführen. Behinderung kommt hier auch als Folge von schlechten Lebensbedingungen und Arbeitslosigkeit (Armut) vor. "Identifiziert" werden "Klienten" durch Physiotherapeuten, die dann Behandlungsprogramme erstellen, um eventuell eingebüßte Kompetenzen so weit wie möglich wiedererlangen zu können.

Menschen können durch Rehabilitation diese Grundaktivitäten (wieder) ausüben, "Behinderung" wird so für "überwindbar" gehalten.

- L unterscheidet zwischen Behinderung "von Natur aus" und "erworbener Behinderung".
- L bezeichnet sich selbst als "nicht komplett".
- C unterteilt Menschen in Menschen, die sprechen und hören, und solche, die Gebärdensprache benutzen. Insofern sieht er Menschen mit auditiver Behinderung als Gruppe an, die selbst in einer Gruppe von MMB "Sonderfälle" sind und als solche marginalisiert werden können.
- F fühlt sich als "normal" und – als "Überraschung" – sogar als "noch normaler" als die Mehrheit der anderen Menschen, weil er mobil ist und studiert hat. Durch sein Glück, einen persönlichen Förderer gefunden zu haben, verfügt er über individuelle Bewegungsfreiheit (E-Scooter) und einen Studienabschluss.
- In zwei Einzelfällen wird die Behinderung von Betroffenen selbst als "Mysterium" oder "Magie" erlebt oder beschrieben: Die Ursachen bleiben ungeklärt und es gibt keine Mittel zur Bekämpfung.

96 Die Aussagen der OREBACOM-Präsidentin wurden hier aufgrund ihrer Besonderheit ergänzt.

3.3.5.3 Begriffs- und Vorstellungspaare: Mangel in der Gegenwart, Träume von einem besseren Leben in der Zukunft

Ein mögliches Gegensatzpaar besteht darin, dass momentan ein Zustand beschrieben wird, wie er momentan "mangelhaft" im sozialen Kontext dargestellt wird, und was davon ausgehend als wünschenswert und fern wirkt:

- Beispielsweise momentane Arbeitslosigkeit, unsichere Tätigkeit im informellen Sektor vs. geregelter Beruf innerhalb des formellen Sektors (z.B. in einem Unternehmen).
- Die aktuelle Situation ist gekennzeichnet von sozialen Barrieren und körperlichen Einschränkungen, Isolation und Diskriminierung. Es ist schwer sich fortzubewegen, den Chapa zu nutzen, Dinge zu tragen, sich zu bilden, sich selbst am Leben zu erhalten, von anderen respektiert und geliebt zu werden. Dem steht ein Wunsch nach einem funktionierenden Körper entgegen, keine Krücken zu brauchen, ganze Beine zu haben, sehen zu können, gehen zu können, studieren zu können, unabhängig zu sein, als ganze Person respektiert zu werden, eine feste Anstellung zu haben. Wenn es anders wäre als es jetzt ist, wäre alles leicht. In diesem Kontext fallen wiederholt Worte wie "funktionieren", "erreichen" ("conseguir"), "weiterkommen", "vorankommen", "vorrücken" ("avançar").

Wünschenswerte Veränderungen

Für B müsse sich in erster Linie die Gesellschaft verändern, um die Lebenssituationen von MMB zu verbessern. Dafür brauche es ihrer Meinung nach mehr informative und bewusstseinsbildende Maßnahmen wie TV-Debatten, weil es viele einfach nicht besser wüssten. Erst wenn die Gesellschaft ihre Fähigkeiten anerkenne, könnten MMB arbeiten und an die Verwirklichung ihrer Träume denken.

Für sich selbst wünscht sich B zu studieren und zu arbeiten, damit sie ihren Sohn auch in seiner Schullaufbahn unterstützen kann.

Von internationalen Organisationen erwarte sie sich Mittel, um sich ihr eigenes Brot verdienen zu können. So möchte sie wieder selbständig arbeiten, wenn sie keine Anstellung findet.

F betont, dass er sich selbst erhalten können und nicht auf Spenden angewiesen sein will. Er würde jedes Arbeitsangebot annehmen, um einen Job zu bekommen. Wenn er sich eine Arbeit wünschen könnte, würde er als Forscher zum Thema "Behinderung" weiterarbeiten, um der Gesellschaft zu zeigen, dass sie "für diese Menschen" etwas tun müsse. Doch dafür braucht es Ressourcen und man sollte Teil einer Organisation oder Institution sein (UEM). In Form eines

Projektes könnten so Mittel beantragt werden. So etwas gibt es laut F noch nicht.

Gs größter Wunsch ist es, auf der geisteswissenschaftlichen Fakultät zu studieren, sich auszubilden, arbeiten zu gehen, in Frieden zu leben – samt allen Schwierigkeiten, die er in seinem Leben hat. Er möchte seiner Familie (hier spricht er seine jüngeren Geschwister an) helfen können, weil sie auch von ihm abhängen. Er kann sich vorstellen, Recht zu studieren, um "Unschuldige" zu verteidigen. Um auf die Uni zu gehen, bräuchte er finanzielle Unterstützung oder ein Stipendium – in Mosambik eine Seltenheit.

H wünscht sich ein Fahrzeug und ein Grundstück oder er würde gerne in einem Unternehmen arbeiten. Mit Unterstützung der Regierung will er selbst Land bebauen und die Erträge verkaufen. Eine Unterstützung für solche Pläne gebe es prinzipiell, sagt H.

J wünscht sich, im Rahmen einer "moderaten Arbeit" nach seiner Rehabilitationsphase in die Arbeitswelt zurückzukehren.

C wünscht sich, dass die eigene Sportföderation für Menschen mit auditiver Behinderung durch ein Projekt gefördert wird. Er erhofft sich die Integration in den Sportbereich, sowie eine positive Vorbildwirkung für oft perspektivlose Jugendliche, die sich in Alkohol und Drogen flüchten würden. Eine weitere Idee besteht für ihn darin, die momentane Aktion in Maputo, in der Menschen mit auditiver Behinderung andere Menschen mit auditiver Behinderung über HIV/Aids informieren, auf die nationale Ebene auszuweiten, weil gerade diese Menschen oft uninformiert seien. Darüber hinaus fände er es begrüßenswert, wenn Gebärdenübersetzungskosten von einem "Partner" konstant übernommen werden könnten – auch in der Zukunft (momentan mache das *Handicap International*).

Die Möglichkeit von Kommunikation ist C zufolge die Grundlage für Bildung, Ausbildung, Studium, Arbeit. Er würde sich wünschen, an der Fakultät zu studieren, eine gute Arbeit zu finden, ein Gehalt zu bekommen, sich zu "entwickeln" und einmal ein eigenes Haus zu haben.

L träumt von freien Schulplätzen und einem "Bildungsstipendium", das ihr ermöglicht, die Schule abzuschließen und auf die Uni zu gehen. Sie wisse noch nicht, was sie studieren möchte, hätte aber gern das Recht darauf.

4. ABSCHLIEßENDE BEMERKUNGEN UND AUSBLICK

Rückblick.

Die Frage, die die Arbeit im Hintergrund begleitet hat, bestand darin, wie sich Verständnisweisen und Vorstellungen von "Behinderung" unter "Betroffenen" und diversen politischen Papieren – auf die sich Verantwortungsträger_innen auf nationaler und internationaler Ebene immer wieder beziehen – zueinander verhalten: Gibt es Überschneidungen, Abweichungen, Widersprüche?

Die Grundannahme war, dass es zwischen den Auffassungen der "Basis" (zumindest in meiner Phantasie) und offiziellen Instanzen tiefgreifende Unterschiede gibt. Auf der Grundlage theoretischer Vorarbeiten wollte ich in Interviews möglichst "basisnah" und vielseitig versuchen, Verständnisse von "Behinderung" und unter anderem auch meine eigenen Fragestellungen zur Diskussion zu stellen.

Im Theorieteil habe ich mich mit Ansätzen aus den Disability Studies beschäftigt, die den Anspruch haben, postkoloniale Theorien einzubeziehen und unhinterfragte Vorannahmen einer westlichen, Weißen Forscherin sichtbar zu machen um nach Möglichkeit damit auch produktiv umgehen zu können.

Ich habe mich mit Grundbegriffen der qualitativen Sozialforschung beschäftigt. Dabei habe ich versucht, aus deren vielen möglichen Spielformen Aspekte herauszugreifen und durch Ergänzungen aus den Critical Disability Studies für diese Arbeit zugänglich zu machen. So habe ich unter Berücksichtigung meines theoretischen Bezugsrahmens versucht, eine meinen eigenen Anliegen entsprechende Variante zu bauen.

Ergänzend habe ich mich intensiv mit der Frage auseinander gesetzt, wie ich Interviews führen kann, in denen es trotz meines Auftretens und meiner Art der Interviewführung zu einem Austausch kommen kann, der im Idealfall für beide Interviewpartner_innen anregend ist.

Verständnisweisen zwischen lebenden Menschen – die von Definitionen "betroffen" sind – und internationalisierten Papieren, aber auch nationalen Politiken wurden bereits eingehend im VIDC-Zwischenbericht kontrastiert (vgl. VIDC/Schmidl 2013).

Seitdem ergab sich aus der Auseinandersetzung mit Ansätzen der Critical Disability Studies eine Verschiebung in meinem Forschungsvorgehen: Im Mittelpunkt meiner Auswertung standen Verständnisweisen von "Behinderung", Auswirkungen von "Behinderung" auf das alltägliche Leben

(Ausbildung, Beruf, Familie, "Überleben"), der gesellschaftliche Kontext, sowie tatsächliche und erwünschte Handlungsfelder (in denen Verständnisweisen von "Normalität" implizit sichtbar werden), Erfahrungen mit Behindertenorganisationen und internationalen "Geberorganisationen". Von Anfang an wollte ich mich auch mit der Frage nach der politischen Vertretung und Selbstvertretung von "Menschen mit Behinderungen" auseinandersetzen. Dem ging ich – im Rahmen des Möglichen – in dieser Arbeit in meinem Teil zur mosambikanischen Behindertenbewegung nach. Ich musste allerdings im Lauf meiner Beschäftigung erkennen, dass es sich dabei auch um Wunschvorstellungen meinerseits handelte, die nicht unbedingt den Gegebenheiten vor Ort entsprechen müssen.

In der Publikation vom März 2013 für den VIDC schrieb ich in die Schlussbemerkung:

"Die angeführten Ansätze der Disability Studies, die Politiken, Abkommen und Klassifikationen nationaler und internationaler Art, wie auch die ausgesuchten Interviews zeigen die Vielgesichtigkeit der Konzeptionen und Erfahrungen unter dem Überbegriff von „Behinderung“: Verschiedene Perspektiven auf „Ursachen“⁹⁷ und „Auswirkungen“, eine Vielfalt im Hinblick auf die Zeitspannen der Erfahrung von Einschränkungen, auf verschiedene Positionen innerhalb von bestehenden Vernetzungsversuchen zwischen mosambikanischen DPOs, die durchaus in sich hierarchisch angeordnet sind. Letzteres wurde explizit angesprochen in Bezug auf die Position gehörloser Menschen; implizit angedeutet wurden darüber hinaus ungleiche Machtverhältnisse in Bezug auf Gender (und in einem anderen Interview angedeutet: auf „race“)." (Schmidl 2013: 46)

Zu einem "Schluss" kommen?

Hier möchte ich nun auf meine Fragestellung zurückkommen. Die eine, richtige Antwort kann es in einem experimentellen Projekt wie diesem gar nicht geben. Trotzdem lassen sich die eine oder andere Beobachtung aus meiner Beschäftigung ziehen.

1)

Die "Behinderungsverständnisse" von WHO und UNO stellen sich auf den ersten Blick als sehr "offen" und abstrakt dar. So erscheinen die skizzierten Verständnisse von "Behinderung" aus den Interviews gar nicht in solch einem Widerspruch zu diesen internationalen Papieren zu stehen. Insofern könnte ich nun damit schließen, dass meine Grundannahme falsch war.

97 die immer auch sozialhistorisch verortet werden müssen (u.v.a. Langzeitwirkungen kolonialer Gesundheitspolitiken, vermint Landstriche als eines der Resultate des Destabilisierungskrieges nach erlangter Unabhängigkeit Mosambiks, Fehlernährung; ganz konkret die Explosionen im militärischen Waffenlager in Maputo 2007. (Vgl. Collins 2011)

Das von mir angenommene "Klaffen" könnte sich allerdings genau in dem zeigen, was hier in dieser Arbeit so eingehend versucht wurde: Auf der Suche nach "Kontextualisierungen" – u.a. durch Schilderungen lebensgeschichtlicher, realer Kontexte durch verschiedene "Betroffene" selbst – die eine potenzielle Nützlichkeit der UNCRPD erst ermöglichen können, wird klar, dass gelebte Realitäten mit/von "Behinderung" innerhalb unterschiedlicher Rahmenbedingungen sich einerseits sehr unterschiedlich gestalten können, andererseits durch ähnliche strukturelle Ungleichheiten gekennzeichnet sind. Diese stehen in nahem Verhältnis zu lokalen, regionalen, nationalen, globalen Faktoren, die über den Lauf der Zeit von ungleichen Machtverhältnissen geprägt sind. Meekosha und Soldatic bieten hierzu theoretische Überlegungen: Durch eine unhinterfragte Übernahme der Konvention, der das soziale Modell von Behinderung nahesteht – argumentieren sie – geraten Lebensrealitäten ausserhalb der Reichweite solcher gutgemeinter Menschenrechtsinstrumente. Unter diese Kontextualisierungen fallen auch Erzählungen von Diskriminierungserfahrungen im Zusammenhang mit "Behinderung" von Interviewpartner_innen – innerhalb ihren eigenen Lebensgeschichten mittels der Schilderung von in Alltagserfahrungen.

2)

Wie von Theoretiker_innen der Critical Disability Studies mehrfach betont wird, kann eine Beschäftigung mit "Behinderung", "Beeinträchtigung" und/oder "Krankheit" abseits eines westlich geprägten Modells von "Behinderung" – Beispiel: soziales Modell von Behinderung – neue Identifikationsräume eröffnen (Meekosha). Es geht aber nicht nur um Differenzen zwischen verschiedenen Ebenen (lokal, regional, global, global etc.), sondern auch um solche innerhalb dieser angenommenen Schichten. Eine Betrachtungsweise, die diese "Schichten" als voneinander klar abgegrenzt denken will, geht an Lebensrealitäten von Menschen mit "Behinderung" vorbei. Hier müsste ich auch mein eigenes Bestreben neu überdenken. Ich war schließlich davon ausgegangen, dass die von mir angenommene "Kluft" von Betroffenen selbst wahrgenommen werde, was sich rückblickend als naiv herausstellte.

3)

Trotzdem und gerade deswegen ist die UNO-Konvention im Rahmen konkreter Lebensrealitäten von ambivalenter Qualität: Die potenzielle Nützlichkeit der Konvention als Instrument der Zivilgesellschaft trifft gleichzeitig auf das Wahrnehmen des tatsächlich bestehenden Klaffens zwischen Anspruch und Realität im eigenen Alltag, am eigenen Körper.

Wie viele Interviewpartner_innen (und auch Ghai) betont haben, verändern sprachliche und konzeptionelle Neuerungen noch keine realen Lebenssituationen. Ohne Anpassungen verkommen gute Ideen zu "totem Text", um mit dem FAMOD-Präsidenten R. Moresse zu sprechen.

Man könnte also kritisch fragen: Was nützt den Menschen mit Behinderungen und den Disabled People's Organisations in Mosambik die schönste Menschenrechtsutopie (oder auch: die beste Rehabilitierungsphilosophie), wenn die Politik keine Maßnahmen in diese Richtung ergreift? Oder ist dieses Konzept an sich, im Rahmen eines zerrissenen Landes wie Mosambik, zu wenig kompatibel?

4)

Mit Meekosha/Soldatic lässt sich auch ein unhinterfragtes "Überstülpen" von Vorstellungen der "Mobilisierung" von Menschen mit Behinderungen ansprechen: In Mosambik sind, wie eingangs erwähnt, Demonstrationen im öffentlichen Bewusstsein mit der Assoziation gewaltsamer Eskalationen überschattet. Darüber hinaus betonen viele Interviewpartner_innen (daneben auch einige CDS-Autor_innen), dass viele Menschen mit Behinderung in Mosambik – sei es aus Gründen der Armut, der schlechten Transportmittel, der fehlenden Information, der fehlenden Bildung, der Diskriminierung – keine Kapazitäten haben, um sich zu engagieren. Das Verständnis der Konvention in Bezug auf "zivilgesellschaftliches Engagement" müsste insofern bewusst überdacht werden. Auch Grech verweist auf Whyte/Ingstad 2009, die die Relevanz hervorstreichen, was in einem gegebenen Land als "behindernd" empfunden wird. Vor dem mosambikanischen Hintergrund erscheint es eigentümlich, einen solchen Gedanken weiterzudenken: Sind viele der Menschen mit Behinderung in Maputo oder Beira, mit denen es zu einem Interview kam, auch nicht viel "ärmer" als andere, "ganz normale" Mosambikaner_innen? Die realpolitischen, gesellschaftlichen Gegebenheiten des Landes auszublenden, in der die Arbeitslosenquote bei mindestens 23,3⁹⁸% liegt und 54,7% der Bevölkerung unter der nationalen Armutsgrenze von 18 MZN, bzw. 0,6USD "überleben" müssen, erscheint nicht richtig. In diesem Kontext über Benachteiligungen und "Behinderung" zu sprechen bleibt meines Erachtens nichtsdestotrotz unerlässlich.

98 Die Zahl ist eine Schätzung mosambikanischer Gewerkschaften, Stand September 2013
<http://allafrica.com/stories/201309190201.html>

5)

Ähnlichkeiten und Überschneidungen zwischen Interviewtenaussagen und der UNO-Konvention lassen sich auf sehr abstrakter Ebene feststellen: Sie lassen sich beispielsweise darin erkennen, dass vor allem bei Vertreter_innen von Behindertenorganisationen Vorstellungen von und Ansprüche an den Nationalstaat bestehen, den es unter Druck zu setzen gilt, um eine Verbesserung der Lebenssituation von MMB herbeizuführen. Die UNO-Konvention wurde zu einem wichtigen Mittel zivilgesellschaftlicher Organisationen, so wird sie auch inhaltlich zunehmend übernommen. Gleichzeitig wird auf Unterstützung aus dem Ausland gehofft – ebenfalls ein Bereich, der in der Konvention abgedeckt wird.

6)

Weiters können in manchen Interviews Ähnlichkeiten zu "eher medizinischen" und "eher sozialen" Modellen beobachtet werden: Es stehen Erzählungen, die von dem Fehlen, dem Nichtfunktionieren, der individuellen Beeinträchtigung handeln, solchen gegenüber, die die Ignoranz der Gesellschaft, strukturelle Benachteiligung und Exklusionen attackieren und stolz und vereint ihre Fähigkeiten zeigen wollen.

Eine Thematisierung von persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen ist in diesem Zusammenhang unerlässlich – ein Festhalten am sozialen Modell von Behinderung, das den Körper als "naturegegeben" kategorisiert, ist deswegen nicht zielführend, wie u.a. auch Thomas und Grech betonen.

7)

In den Ausführungen von Connell, Meekosha und Meekosha/Soldatic finden sich insofern Anknüpfungspunkte, als Körper mit globalhistorischen Machtprozessen in Verbindung gesetzt werden. Allerdings führt mir mein Forschungsversuch vor Augen, dass eine solche Forderung innerhalb von teilstrukturierten, teils offenen Interviews einerseits, andererseits innerhalb einer Forschungsbeziehung – die durch verschiedene Hintergründe und unterschiedliche Machtpositionen geprägt sein kann – nur sehr bedingt umsetzbar erscheint:

- Das schließt die schwierige Dimension mit ein, dass Menschen und ihre Körper intime Beziehungen haben. In einem Land wie Mosambik, in dem Kolonialismus, Unabhängigkeit

und ein 15 Jahre andauernder Destabilisierungskrieg dicht aufeinander folgten, könnten manche Themen – vor allem solche, die sich auf den Körper beziehen – mit wenigen Ausnahmen (noch?) nicht thematisierbar sein. In meinen alltäglichen Unterhaltungen merkte ich, dass zu dieser Zeit – wohlgemerkt vor dem Wiederaufkochen des Konfliktes 2013 – über den Krieg kaum gesprochen wurde.

- Ein weiterer Faktor könnte das von F angesprochene "Beschämen" durch ein Ansprechen subjektivierender, gewaltvoller, struktureller Prozesse sein. Die Zugänge jener, die diese Prozesse am eigenen Körper – noch dazu womöglich auf "sichtbare" Weise – erleben müssen, stehen diametral zu einer Perspektive, die gemäß Meekosha/Soldatic Beeinträchtigung als zentrales Hilfsmittel dafür sieht, "Behinderung im globalen Süden" als strukturell und kollektiv (etc.) verstehen zu können. Menschen auf solche Strukturen anzusprechen, die dazu tendieren, Erfahrung (und auch Leid) zu entpersonalisieren und die eigene, individuelle Kraft und Handlungsfähigkeit in den Schatten zu stellen, könnte vor diesem Hintergrund als zu intim und respektlos, ja viktimisierend gewertet werden.
- Sprachliche Fähigkeiten sind gerade hier in einem ausreichenden Maß notwendig.

8)

Zu Sprache und Übersetzung lässt sich hier noch eine eigene Wolke von Beobachtungen einfügen. Mein Plan, bzw. mein Wunsch, internationalisierte Verstehensweisen von "Behinderung" zu reflektieren und damit zu problematisieren, stand vor dem Problem der Übersetzung von "Behinderung" zumindest auf Portugiesisch – "deficiência". Spannend wäre möglicherweise, sich mit dem Herausbildungskontext dieses Begriffes und seiner Konnotationen auseinanderzusetzen. Ich denke nicht, dass die beiden angesprochenen Begriffe hundertprozentig austauschbar sind. Der Begriff wurde vielseitig verwendet: In Form der "echten Behinderten", zu denen laut Sprecherin, die eine Akteurin der internationalen EZA war, "Behinderungen" durch Minen oder Unfälle *nicht* zählten. Das ist nur ein Beispiel für die Hilflosigkeit im Hinblick auf die Benennung und den Umgang, die Bedeutung der Rahmenbedingungen, und die Veränderlichkeit von "Behinderung".

9)

Die Ansprüche der CDS sind sehr hoch gesteckt – es sollen Kontextualisierungen sowohl auf Mikrolevels, als auch auf globaler Ebene stattfinden, und zwar im Bezug auf ökonomische,

geschichtliche, soziale, kulturelle, postkoloniale (etc.!) Aspekte. Meine Arbeit stellt einen Versuch dar, mich von diesen Ansprüchen zwar inspirieren zu lassen, aber offen für die Forschungsinteraktionen mit den Interviewpartner_innen zu bleiben. Dazu gehört für mich auch, zu akzeptieren, dass beispielsweise eine postkoloniale Perspektive auf "Behinderung" in Mosambik – zumindest in den Fällen, in denen ich versuchte, sie anzusprechen – in diesem Rahmen abgelehnt wurde. Das spricht Ghai wohl mit ihrer Feststellung an, wenn sie sagt, dass es nördlich geprägten Disability Studies an "kulturellen Grundlagen" fehle, um über andere Kontexte zu schreiben: Eine "postkoloniale Perspektive" allein reicht nicht aus! So versuchte ich zumindest, mir so gut wie möglich mein "baggage" meiner Vorstellungen und Werte, wie Chataika es nennt, ins Bewusstsein zu rufen. Man könnte anmerken, dass auch eine unkritische Übernahme von CDS-Forderungen einen Teil eines solchen "Pakets" ausmachen kann.

"Heterogenität" ist das Stichwort, wenn es darum geht, auch auf die Grenzen mancher CDS-Forderungen hinzuweisen: Eine "Stimme des globalen Südens", die über "indigenes Wissen" verfügt, gibt es so nicht.

10)

An dieser Stelle möchte ich noch einmal auf meinen "do-it-yourself"-Zugang zurückkommen, der klare Grenzen erfahren hat: sprachlicher, zeitlicher, finanzieller Art. Auch solche Grenzen, die für ein Unverständnis auf der Seite einzelner Interview-Partner_innen stehen, wenn es um meine sehr breit gefächerten Fragen während des Interviews ging, die sich von Alltagserfahrungen, über Organisations-, Schul-, Arbeitserfahrungen und solchen mit Kontakten zu internationalen "Projekt"-Partner_innen oder "Geldgeber_innen", bis hin zur persönlichen und zur Landesgeschichte erstreckten. Wenn ich keinen Zugang zu den potenziellen Gesprächspartner_innen fand, blieb es bei bloßen "Interviews". Die angestrebte offene Struktur der Interviews ließ sich dann nur schwer verfolgen. Wenn sich aber Gespräche ergaben, kam mir vor, dass auch meine Gegenüber für sich einen Sinn erkennen konnten.

Rückblickend stelle ich fest, dass die gewählten Kriterien eines (zumindest) qualitativ dekolonial (gewünschten) Forschens noch ausweit- und auf alle Fälle überdenkbar sind. Offen bleibt für mich beispielsweise eine Reflexion in Bezug darauf, wie "ableistisch" ich selbst mich in den Interviews verhalten habe. Dafür fehlte zum Schluss leider die Zeit.

Eine Eingrenzung des Datenmaterials, das sich aus meinen Interviews und dem Besuch verschiedener Veranstaltungen ergab, wäre einerseits schon von Anfang an nützlich gewesen. Andererseits möchte ich auch jene Interviews, deren Einarbeitung aus Zeitgründen in dieser Arbeit

unterbleibt, nicht missen.

Im Zuge mancher Interviews wurden auch bestehende Forschungsaktivitäten von Menschen mit Behinderung über "Behinderung" leicht gestriffen. Die Möglichkeit eines Austauschs, oder einer Kooperation würde weitere – bestimmt sehr spannende – Auseinandersetzungen befördern.

Zur Sprachsensibilität, die weiter oben angesprochen wurde, lässt sich auf einen kleinen, aber produktiven Bereich innerhalb von sprachlichem Unverständnis hinweisen: Die (oft) beidseitigen Sprachbarrieren in der Situation, die wir im Moment des Interviews teilten, und den Rahmenbedingungen, die sehr unterschiedlich sein können, könnte man in Anlehnung an Gutiérrez Rodríguez als Verdeutlichung der unterschiedlichen Kontexte lesen. Es wird sichtbar, dass (fast immer) beide Interview-Beteiligten verschiedene Muttersprachen haben, Unverständnis auf beiden Seiten vorkommt, Übersetzung dann manchmal funktioniert – oder eben nicht.

Ich bin mit teils gewollter, teils unreflektierter Naivität an mein Projekt herangegangen. Es bleiben im Forschungsprozess jedoch immer – und möge es noch so "gut gemeint" sein – ungleiche Machtverhältnisse und Kommunikationsbarrieren bestehen, durch die sich Inhalte, die mit diesen ungleichen Machtverhältnissen verstrickt sind, so einer Interaktion entziehen können. In Anlehnung an das folgende Zitat von Sarah Ahmed könnte aber auch daraus ein kreativer Prozess entstehen:

"there is always something that doesn't get across. That is precisely the point of translation, if it is to have a point. Because in a way it's about the creation of a new text. The imperfection of translation is what actually allows you to generate something."⁹⁹

Ich möchte mit Anita Ghai (2002) schließen, dass die Bereiche zwischen "Beeinträchtigung", "Behinderung", "Krankheit", sozialem und medizinischem Modell nicht oppositionell gesehen werden sollten, weil so eine Sichtweise alle Bereiche ausschließt, die heterogen, lokal, komplex und divers sind.

Es müsste also eine Anpassung vonseiten der Theorie an die Praxis angestrebt werden – und nicht andersrum. Wovon sich so eine Anpassung inspirieren lassen könnte, zeigte u.a. Ghai (2002) in ihren Ausführungen zu poststrukturellen und postkolonialen Ansätzen. Offen bleibt die Frage nach der Möglichkeit der "Darstellung" eines solchen Zugangs "multipler Diskurse" – um mit Ghai zu sprechen – oder der "Heteroglossie" in den Worten Gutiérrez Rodríguez.

⁹⁹ Sarah Ahmed 2013: 116. In: Antwi, Phaniel; Brophy, Sarah; Strauss, Helene; Troeung, Y-Dang (2013): "Not without Ambivalence". An Interview with Sara Ahmed on Postcolonial Intimacies, Interventions. In: International Journal of Postcolonial Studies, 15:1, 110-126. Online abrufbar unter: <http://dx.doi.org/10.1080/1369801X.2013.771011>

5. Literaturverzeichnis

Barnes, Colin; Mercer, Geof (Hg., 2010): Exploring Disability. Cambridge: Polity Press (2nd Edition).

Becker, Joachim (2005): Metamorphosen des Krieges. Befreiungs- und Destabilisierungskriege in Angola und Mosambik. In: Becker, Joachim/ Hödl, Gerald/ Steyrer, Peter (Hg, 2005): Krieg an den Rändern. Von Sarajevo bis Kuito. Wien: Mandelbaumverlag. 258-277.

Braithwaite, Jeanine; et al (2008): Disability & Development in the World Bank: FY2000-2007. Social Protection Discussion Paper (Worldbank) No. 0808. Online unter <http://siteresources.worldbank.org/DISABILITY/Resources/Publications-Reports/0808.pdf> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Campbell, Fiona Kumari (2008): „Refusing Able(ness): A Preliminary Conversation about Ableism“. In: M/C Journal, 11:3. Online unter <http://journal.media-culture.org.au/index.php/mcjournal/article/viewArticle/46> [letzter Zugriff: 27.01.2014]

Campbell, Fiona Kumari (2011): Geodisability Knowledge Production and International Norms: A Sri Lankan Case Study. In: Third World Quarterly, 32:8, 1455-1474. Online unter: <http://dx.doi.org/10.1080/01436597.2011.604518>

Chataika, Tsitsi (2012): Disability, Development and Postcolonialism. In: Goodley/Hughes/Davis (Hg., 2012): Disability and Social Theory. New Developments and Directions. Basingstoke: Palgrave MacMillan.

Connell, Raewyn (2011): Southern Bodies and Disability: Re-thinking Concepts. In: Third World Quarterly, 32:8, 1369-1381.

Eide, Arne; Kamaler, Yusman (FFO) (2009): Living Condition among People with Disabilities in Mozambique: A National Representative Study. SINTEF Report No. A9348. Auf Englisch online unter: <http://www.safod.org/Resource%20centre/LC%20Report%20Mozambique%20-%20final.pdf> [letzter Zugriff 17.3.2013]

Flick, Uwe (2009): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Froschauer, Ulrike; Lueger, Manfred (2003): Das qualitative Interview: Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme. Wien: WUV.

Ghai, Anita (2002): Disability in the Indian Context: Post-colonial Perspectives. In: Corker, Marian; Shakespeare, Tom (Hg., 2002): Disability/Postmodernity. Embodying Disability Theory. London, New York: Continuum.

Ghai, Anita (2012): Engaging with Disability with Postcolonial Theory. In: Goodley/Hughes/Davis (Hg., 2012): Disability and Social Theory. New Developments and Directions. Basingstoke: Palgrave MacMillan.

glokal e.V. (2012): Mit kolonialen Grüßen ... Berichte und Erzählungen von Auslandsaufenthalten rassismuskritisch betrachtet.

Online unter: <http://www.asa-programm.de/fileadmin/Redaktion/PDF/PDF-Formulare-allgemein/MitKolonialenGr%C3%BC%C3%9Fen.pdf> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Goodley, Dan (2013): Dis/entangling critical disability studies. In: Disability & Society, 28:5, 631-644.

Online abrufbar unter <http://dx.doi.org/10.1080/09687599.2012.717884> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Goodley, Dan; Hughes, Bill; Davis, Lennard (Hg., 2012): Disability and Social Theory. New Developments and Directions. London: Palgrave Macmillan.

Grech, Shaun (2009) Disability, Poverty and Development: Critical Reflections on the Majority World Debate. In: Disability & Society, 24:6, 771-784.

Online unter: <http://www.tandfonline.com/doi/abs/10.1080/09687590903160266#.UuZ5bRCIXIU> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Grech, Shaun (2011): Recolonising debates or perpetuated coloniality? Decentring the spaces of disability, development and community in the global South. In: International Journal of Inclusive Education, 15:1, 87-100.

Online unter: <http://dx.doi.org/10.1080/13603116.2010.496198> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Grech, Shaun (2012): Disability and the Majority World: A Neocolonial Approach. In: Goodley, Dan; Hughes, Bill; Davis, Lennard (2012; Hg): Disability and Social Theory. New Developments and Directions. London: Palgrave Macmillan. 52-69.

Guernsey, Katherine; Nicoli, Marco; Ninio, Alberto (2007): Convention on the Rights of Persons with Disabilities: Its Implementation and Relevance for the World Bank. Social Protection Paper (Worldbank) No. 0712.

Online unter: <http://siteresources.worldbank.org/SOCIALPROTECTION/Resources/SP-Discussion-papers/Disability-DP/0712.pdf> [letzter Zugriff: 27.01.2014]

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies, 14:3. 575-599.

Online unter: https://faculty.washington.edu/pembina/all_articles/Haraway1988.pdf [letzter Zugriff 27.01.2014]

Hartley, Sally; Muhit, Mohammad (2003): Using Qualitative Research Methods for Disability Research in Majority World Countries. In: Asia Pacific Disability Rehabilitation Journal, 14:2, 103-114.

Online unter: <http://english.aifo.it/disability/apdrj/apdrj203/qualitative-research.pdf> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Hochwarter, Anna (2009): Inklusion, Partizipation, Empowerment und Anwaltschaft: Die Strategien unterschiedlicher Akteure der Entwicklungszusammenarbeit in Bezug auf Menschen mit Behinderung/en. Wien: Diplomarbeit.

Online unter: http://othes.univie.ac.at/4466/1/2009-04-07_0304926.pdf [letzter Zugriff 24.01.2014]

Holstein, James A.; Gubrium, Jaber F. (Hg., 2008): The Constructionist Mosaic. In: (Dieselben): Handbook of Constructionist Research. New York, London: Guilford Press. 3-12.

International Classification of Functioning, Disability and Health, WHO 2001

Katsui, Hisayo; Koistinen, Mari (2008): The participatory research approach in non-Western countries: Practical Experiences from Central Asia and Zambia. In: *Disability & Society*, 23:7, 747-757.

Online unter: <http://dx.doi.org/10.1080/09687590802469248> [letzter Zugriff 24.01.2014]

Knopf, Wolfgang (1981): Methodische Überlegungen. In: Schmidl, Wolfgang et al (1981): *Lernbereitschaften Erwachsener in einer ländlichen Region (Retz und Umgebung)*. Unveröffentlichtes Manuskript.

Konferenz-Ausschreibung Prag, September 2013: De-Colonizing Disability Theory I: Crippling Development. International interdisciplinary conference organized jointly by the Department of Gender Studies, Faculty of Humanities, Charles University in Prague, the Gender Research Office, University of Vienna and with support of the Czech Academy of Science and the Department for Development Studies, University of Vienna.

Online unter:

http://crippingdevelopment2013.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/d_genderforschung/Diverse_uploads/cfp_crippingdevelopment2013_extend.pdf [letzter Zugriff 27.01.2014]

Kvale, Steinar (2007): Planning an Interview Study. In: Derselbe (2007): *Doing Interviews*. London: Sage Publications. 33-50.

Online unter: <http://dx.doi.org/10.4135/9781849208963> [letzter Zugriff 25.01.2014]

Lamnek, Siegfried (2005): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. Weinheim, Basel: Beltz PVU. 4-25.

Meekosha, Helen (2011): Decolonising Disability: Thinking and Acting Globally. In: *Disability & Society*, 26:6, 667-682.

Online unter:

http://www.tandfonline.com/doi/pdf/10.1080/09687599.2011.602860#.UsrU1_TuLVQ [letzter Zugriff 6.1.2014]

Meekosha, Helen; Soldatic, Karen (2011): Human Rights and the Global South: The Case of Disability. In: *Third World Quarterly*, 32:8, 1383-1397.

Mey, Günter; Mruck, Katja (2010): Interviews. In: (Dies., Hg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 423-435.

Mohanty, Chandra Talpade (1984): Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: *Boundary 2*, 12:3, 333-358.

Online unter: <http://blog.lib.umn.edu/raim0007/RaeSpot/under%20wstrn%20eyes.pdf> [letzter Zugriff 24.01.2014]

Nilsson, Annia/SHIA (2011): Disability Rights in Mozambique.

Online unter: <https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=2&ved=0CDoQFjAB&url=http%3A%2F%2Fmssc.st%2Fdocs%2FHRBA-Disability-Mozambique-revised-2011-01-30.doc&ei=gz9HUY26FI7IswbfgoGQCg&usg=AFQjCNGO2HaapTW0AKzbhVcZGC57MNXQoA&sig2=W2dVHO83WKBguiS94SIabw&bvm=bv.43828540,d.Yms>

[\[letzter Zugriff 28.01.2014\]](https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=2&ved=0CDoQFjAB&url=http%3A%2F%2Fmssc.st%2Fdocs%2FHRBA-Disability-Mozambique-revised-2011-01-30.doc&ei=gz9HUY26FI7IswbfgoGQCg&usg=AFQjCNGO2HaapTW0AKzbhVcZGC57MNXQoA&sig2=W2dVHO83WKBguiS94SIabw&bvm=bv.43828540,d.Yms)

(Anm. SHIA = schwedische Behindertenbewegung)

O'Brien, Christina (2006): Capacity Building in the Disability Sector in Mozambique. Final Project Evaluation-Capacity Building in The Disability sector in Mozambique.

Online unter: https://www.google.at/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=1&cad=rja&ved=0CDQQFjAA&url=http%3A%2F%2Fwww.addc.org.au%2Fdocuments%2Fresources%2F20060601-capacity-building-in-the-disability-sector-in-mozambique_777.doc&ei=y3_mUrj_CsWM4wSH_4D4Dw&usg=AFQjCNEZ90YYzbzmV4WH6-ojIG0t-svp4w&sig2=BWVJYs5jTpvRtrrbecWCdw&bvm=bv.59930103,d.bGE [letzter Zugriff

27.01.2014]

ODAMOZ Donor Atlas Mozambique 2008

<http://www.odamoz.org.mz/resources/reports/Mozambique%20Donor%20Atlas%202008.pdf>
[letzter Zugriff 18.3.2013]

Petersen, Amy (2010): Research with Individuals Labeled 'Other': Reflections on the Research Process. In: Disability & Society, 26:3, 293-305.

Online unter:

<http://dx.doi.org/10.1080/09687599.2011.560413> [letzter Zugriff 29.02.2014]

RAVIM/HANDICAP INTERNATIONAL (2010): People with Disabilities in the Suburban Areas of Maputo and Matola.

Online unter:

http://d3n8a8pro7vhmx.cloudfront.net/handicapinternational/pages/266/attachments/original/1375902268/People_with_Disabilities_in_Suburbian_areas_of_Maputo_and_Matola.pdf?1375902268
[letzter Zugriff 27.01.2014]

Schmidl, Wolfgang (o.J.): Das Retz-Projekt. (1979-1984). Versuch einer Neudefinition der Beziehungen zwischen Erwachsenenbildung, Gemeinwesenentwicklung und universitärer Forschung. Online unter: http://www.oieb.at/upload/3033_4_OIEB-Lernende_Regionen_Schmidl.pdf [letzter Zugriff 27.01.2014]

SIDA Homepage/ Mozambique

<http://www.sida.se/English/Countries-and-regions/Africa/Mozambique/Developments-in-Mozambique/> [letzter Zugriff 18.3.2013]

Siebers, Tobin (2006): Disability and the Theory of Complex Embodiment – For Identity Politics in a New Register. In: Davis, Lennard (2006): The Disability Studies Reader (IIIrd Edition).

Singal, Nidhi (2010): Doing disability research in a Southern context: challenges and possibilities. In: Disability & Society, 25/4, 415-426.

Smykalla, Sandra (2010): Situierete Wissensproduktionen – Praktiken der Differenzierung. In: Dies.: Die Bildung der Differenz. Weiterbildung und Beratung im Kontext von Gender Mainstreaming. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 23-59.

Stone, Emma (1999): Disability and Development: Learning from Action and Research on Disability in the Majority World. Leeds: The Disability Press.

Stone, Emma; Priestley, Mark (1996) Parasites, pawns and partners: disability research and the role of non-disabled researchers. In: British Journal of Sociology, 47/4, 699-716.

Thomas, Carol (2002): Disability Theory: Key Ideas, Issues and Thinkers. In: Barnes, Colin; Oliver, Mike; Barton, Len (Hg.): Disability Studies Today. Oxford/Cambridge/Moalden: Polity Press. 38-57.

Tremain, Shelley (2006): On the Government of Disability. Foucault, Power, and the Subject of Impairment. In: Davis, Lennard J. (Hg.; 2006): The Disability Studies Reader. New York, Oxford: Routledge [2. Auflage]. 185-196.

UN (2006): Final report of the Ad Hoc Committee on a Comprehensive and Integral International Convention on the Protection and Promotion of the Rights and Dignity of Persons with Disabilities. <http://daccess-dds-ny.un.org/doc/UNDOC/LTD/N06/645/30/PDF/N0664530.pdf?OpenElement> [letzter Zugriff März 2013]

UN Enable – Work of the United Nations for Persons with Disability. Development and Human Rights for all. <http://www.un.org/disabilities/> [letzter Zugriff 27.01.2014]

UN-Konvention von 2006 Online unter <http://www.un.org/disabilities/convention/conventionfull.shtml> [letzter Zugriff 27.01.2014]

VIDC/Schmidl, Clara (2013): Ergebnisbericht: Verständnisse von Behinderung im Kontrast: Ein Zwischenbericht. Hg. vom VIDC/Innovativer Projektepool; Redaktion Mag. Magda Seewald/VIDC (Wien). Online unter: http://www.videc.org/fileadmin/Bibliothek/DP/pdfs/Poolprojekte/Clara_Schmidl_-_Endversion.pdf [letzter Zugriff 1.3.2014]

Weinberg, Darin: The Philosophical Foundations of Constructionist Research. In: Holstein, James A.; Gubrium, Jaber F. (Hg., 2008): Handbook of Constructionist Research. New York, London: Guilford Press. 13-40.

WHO: ICF online. <http://apps.who.int/classifications/icfbrowser/> [letzter Zugriff März 2013]

WHO/Worldbank (2011): World Report on Disability. Online abrufbar unter http://www.who.int/disabilities/world_report/2011/report/en/

Worldbank Homepage: Disability and Development. <http://web.worldbank.org/WBSITE/EXTERNAL/TOPICS/EXTSOCIALPROTECTION/EXTDISABILITY/0,,menuPK:282704~pagePK:149018~piPK:149093~theSitePK:282699,00.html> [letzter Zugriff 27.01.2014]

Portugiesischsprachige Quellen:

Centro de Informação de Protecção Social/ Notícias 2012: Pessoas com deficiência já têm serviço de acesso a informação em Moçambique. http://www.cipsocial.org/index.php?option=com_content&task=view&id=896&Itemid=108 [letzter Zugriff 23.3.2013]

Conselho Nacional para a Área da Deficiência Decreto do Conselho de Ministros No. 77 (2009): 55-57.
http://www.mozlii.org/files/decreree/2012/04/decreto_do_conselho_de_ministros_n_77_2009_pdf_13100.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

Estratégia Nacional de Segurança Social Básica ENSSB (2010-2014). Decreto do Conselho de Ministros 18/10. 2-17.
http://www.mozlii.org/files/decreree/2012/01/decreto_do_conselho_de_ministros_n_18_2010_pdf_51141.pdf [letzter Zugriff 18.3.2013]

PARP (2011-14) <http://www.imf.org/external/pubs/ft/scr/2011/cr11132.pdf>

Política para a pessoa portadora de deficiência. Resolução 20/99
http://www.portaldogoverno.gov.mz/docs_gov/fold_politicas/acçSocial/politica_port_deficiencia.pdf

Plano Nacional de Acção para a Área de Deficiência PNAD I (2006 - 2010), PNAD II (2012)

Plano de Acção para a Redução da Pobreza Absoluta PARPA II (2006-2009)
Online unter http://www.pap.org.mz/downloads/parpa_ii_aprovado_pt.pdf

6. Index

6.1 Überblick über die durchgeführten Interviews und die begleitende Recherchearbeit: Orte, Partner_innen, Kontakte, Veranstaltungen¹⁰⁰

Das erste Monat diente zur Orientierung, zur sprachlichen und kulturellen Eingewöhnung und zum Knüpfen der ersten Kontakte mit der Ansprechperson der Universidade Eduardo Mondlane, Prof.a Inês Raimundo vom Centro de Análise de Política.

Sie stellte den Kontakt zu Leonardo M. her, einem ihrer ehemaligen Studenten, der seine Bachelorarbeit ebenfalls dem Thema Behinderung (im Kontext von Tourismus) widmete. Darüber hinaus unterstützte sie mich dabei, mein Visum zu verlängern und. Er war in diesen drei Monaten ein guter Ansprechpartner, um Erfahrungen mit Interviews im Speziellen und im Forschungsprozess im Allgemeinen auszutauschen.

Gleichzeitig hatte ich bei RAVIM - dem Assistenznetzwerk für Minenopfer (Rede para Assistência às Vítimas de Minas) – vorgesprochen und zwar bei einem der Präsidenten, Silvestre Wamusse, mit dem ich schon in Österreich in Email-Kontakt gewesen war. Er vermittelte mir meine ersten zwei Interviewpartnerinnen, beide Mitglieder von RAVIM.

Mein dritter Interviewpartner war Leonardo M. selbst.

Auch mit FAMOD (Fórum das Associacoes Moçambicanas dos Deficientes), der Dachorganisation der Behindertenorganisationen in Mosambik, hatte ich schon vor meinem dreimonatigen Auslandsaufenthalt Kontakt aufgenommen, ein erstes Treffen mit dem Präsidenten war noch im Oktober möglich, musste aber aufgrund technischer Probleme mit meinem Aufnahmegerät abgebrochen werden und konnte erst im Dezember – nach einigen missglückten Anläufen - abgeschlossen werden. Ähnlich ging es mir mit meinem Interviewpartner von Handicap International, ebenfalls noch im Oktober, das Interview musste aufgrund eines kurzfristig eingeschobenen anderen Termins (seinerseits) nach einer dreiviertel Stunde abgebrochen werden und konnte trotz mehrerer Versuche nicht zu Ende geführt werden.

Das letzte Interview im Oktober führte ich mit der Präsidentin von AMMD (Associação da Mulher Moçambicana com Deficiência), auch frisch ernannte Sekretärin des "nationalen Beirates über den Bereich Behinderung" CNAD (Conselho Nacional da Área da Deficiência), im "Ministerium der Frau und der sozialen Aktion" (Ministério da Mulher e da Acção Social, MMAS, unter "Acção Social" werden Belange in Verbindung mit "deficiência", "Behinderung", zugeordnet).

100 Aus: VIDC/Schmidl 2013. Anhang (49,50).

Der November stellte sich als sehr intensiv heraus, da sich zunehmend Interview-Möglichkeiten ergaben, nachdem ich verstanden hatte, dass Kommunikation über (außerdem oft einfach falsche) Email-Adressen meistens ergebnislos blieb: Über FAMOD, ein Mitglied von RAVIM, über eine Mitarbeiterin von Horizont 3000 und über einen Mitarbeiter von Light for the World in Beira kam ich zu weiteren Kontakten.

So interviewte ich den Präsidenten von AMDV (Associação Moçambicana dos Deficientes Visuais), einer kleineren Organisation von Menschen mit visueller Behinderung; zwei Männer, die mit körperlichen Behinderungen in Maputo leben und keine Mitglieder von bestehenden Organisationen sind; eine Vertreterin des Bereichs "Frauen und Soziale Aktion" der Stadtverwaltung von Maputo (Direcção da Mulher e da Acção Social da Cidade de Maputo); darüber hinaus die Präsidentin des Paralympischen Komitees (Comité Paralímpico), die seit den 90er-Jahren in die "Behindertenbewegung" Mosambiks involviert ist und das Interview aufgrund eines Termins abbrach, eine Fortsetzung kam nicht zustande.

Ich interviewte einen jungen Mann von einer sich eben herausbildenden Sport-Unterorganisation von ASUMO (Associação dos Surdos de Moçambique), der Organisation der Menschen mit Hörbeeinträchtigungen, das war mein erstes und einziges Interview in Gebärdensprache mit Übersetzerin.

In Beira interviewte ich zwei Mitglieder einer Organisation der gemeindebasierten Rehabilitation (OREBACOM) und zwei Tage später auch deren Präsidentin. Außerdem sprach ich mit einer ehemaligen Mitarbeiterin von Light for the World und Power International (u.a.) und Mutter einer behinderten Tochter; mit dem Präsidenten von AMJUDE; zwei Vertretern von Light for the World (mein erstes Doppelinterview); sowie mit Vertreter_innen der Cooperativa do Artesanal de Deficientes de Manga (mein erstes und einziges Interview mit 3 Interviewpartner_innen und einem Zuhörer).

Zurück in Maputo sprach ich mit einem Mitarbeiter des "Nationalen Instituts für Soziale Aktion" (Instituto Nacional da Acção Social, INAS), der jedoch ausschließlich auf Stadt-Ebene arbeitete, wie sich während des Interviews erst herausstellte; mit einem Vertreter von Power International, mit einem Mitarbeiter des MMAS (Frauenministerium und Soziale Aktion), der seit drei Jahren im Bereich "geistige Behinderung" ("deficiência mental") arbeitet; und mit einer Vertreterin – einer studierten Psychiaterin - der einzigen Organisation für Kinder und Jugendliche mit kognitiven Behinderung(en), aber auch mit psychischen Störungen (ACRIDEME). Leider kam der Kontakt mit

dieser Organisation so spät zustande, dass keine Zeit mehr blieb, um mit Mitgliedern zu sprechen. Lange Zeit hatte ich die falsche email-Adresse gehabt und ein Interviewtermin war aufgrund von Krankheit auch noch einmal verschoben worden. Angesichts der Tatsache, dass die Kommunikation dann über zwei Ecken laufen sollte (ACRIDEME und die "Eltern") bedeutete das einen zu kleinen zeitlichen Spielraum für mögliche weitere Termine.

Schlußendlich kam ich sehr kurz vor meiner Abreise dazu, das unterbrochene Interview mit dem Präsidenten von FAMOD wieder aufzunehmen und fertig zu führen.

Ich führte letztlich 22 Interviews, was das Ausmaß meiner ursprünglichen Vorhaben (5 Interviews) weit überstieg. Darüber hinaus versuchte ich, aktuelle einschlägige Angebote wie Gesprächsrunden, Filme, Aufführungen – teils im Rahmen der Semana da Sensibilização (Sensibilisierungswoche zum Thema Behinderung) in der Woche vor dem 3. Dezember, dem International Disability Day - zu besuchen.

Darunter waren eine Veranstaltung von FAMOD und Power International, bei der eine neue Studie zum Thema Bildung von Kindern mit Behinderungen präsentiert und die Gesetzeslage umrissen wurde, die Präsentation des zweiten Nationalen Aktionsplans zur Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, ein frühmorgendlicher Fernsehauftritt der Vertreterin des Nationalen Beirats zu Behinderten-Belangen, ein zweitägiger Workshop für FAMOD von OSISA (Open Society International / South Africa) an dem ich teilnehmen durfte, die offizielle Präsentation des Filmes "De Corpo e Alma" ("Body & Soul"), der zum Teil auch mit Mitteln von Light for the World finanziert wurde, dessen öffentliche Vorführung in Maputo, sowie dessen Vorführung für Krankenpfleger_innen in Ausbildung; die Präsentation "Incluarte", die aus einer Kooperation des Frankomosambikanischen Institutes und Handicap International entstand und vor großem Publikum am Praca da Paz vorgeführt wurde und schlußendlich die Festreden zum 3. Dezember.

Parallel beschäftigte ich mich mit relevanten nationalen Gesetzen, Bestimmungen und Einrichtungen Mosambiks. Ich führte ein Forschungstagebuch, in dem ich die Interviewsituationen reflektierte, sowie meine Eindrücke von öffentlichen, themenbezogenen Veranstaltungen und Erfahrungen in meinem Alltag notierte.

6.2 Einverständniserklärung



UNIVERSIDADE EDUARDO MONDLANE
Faculdade de Letras e Ciências Sociais
Centro de Análise de Políticas (CAP)

CARTA DE CONSENTIMENTO

Projecto de Pesquisa sobre "Deficiência" como campo de tensão entre conceitos locais e políticas de desenvolvimento (inter)nacionais

Propósito do Estudo:

Estou a trabalhar num estudo sobre "Deficiência" como campo de tensão entre conceitos locais e políticas de desenvolvimento (inter)nacionais". O propósito deste estudo é estabelecer uma possibilidade de algumas pessoas que ficam invisíveis nos vários discursos da ajuda internacional, através de organizações internacionais, e que muitas vezes são identificadas como "pessoas com deficiências", terem a palavra e falarem, objectivas, sobre conceitos próprios e experiências com essas organizações. Com base nas entrevistas qualitativas anonimadas — com "afectados/as" e "peritos/as" — quero evidenciar quais conceitos de "deficiência" e "desenvolvimento" existem.

Procedimentos:

Como parte integrante do estudo, irei pedi-lo(a) para participar na entrevista. Pode recusar a responder qualquer ou todas as perguntas assim que o desejar. A sua opinião é importante. Não há respostas certas ou erradas a estas perguntas — só estou interessada no que pensa sobre o assunto. Por favor, responda apenas as perguntas em que se sinta mais à vontade consigo próprio/a. Se não quiser responder a uma determinada pergunta, é só dizer e irei saltá-la. Se durante a entrevista decidir que já não quer participar, por favor diga e a entrevista irá parar.

Confidencialidade:

Todos os esforços serão feitos para garantir que toda a informação que irá me fornecer seja mantida confidencial. Qualquer coisa acerca deste estudo que seja publicada não irá incluir nomes específicos das pessoas que tenham participado nela.



Quelle: Clara Schmidl)

Tem alguma pergunta antes de começarmos?

Assinatura do entrevistado ou prova de consentimento

Entrevistadora: Clara Andrea Schmidl

Eu, Clara Andrea Schmidl, entrevistei o/a senhor/a _____

no local _____ e data ____/____/2012.

Para qualquer esclarecimento ou informação adicional, por favor contacte:

***Centro de Análise de Políticas
Faculdade de Letras e Ciências Sociais
Universidade Eduardo Mondlane
Campus Universitário
Maputo***



(Quelle: Clara Schmidl)

Abstract (Deutsch)

In der vorliegenden Diplomarbeit hat sich die Autorin mit dem Thema Behinderung in einem "außer-europäischem" Kontext – konkret in Mosambik – beschäftigt.

Grundlage dieser Arbeit bildet das Studium aktueller Ansätze aus den Critical Disability Studies in einem Kontext, der sowohl historisch als auch in der globalisierten Gegenwart durch ungleiche Machtverhältnisse geprägt ist.

Zentrales Interesse der Arbeit ist eine Annäherung an die Lebensbedingungen jener Menschen, die von internationalen Definitionen und Konventionen vorgeblich adressiert werden sollen: Es geht um Perspektiven von Mosambikaner_innen – die in Kontexten von Disabled People's Organisations (DPOs) stehen – auf ihre Alltagserfahrungen, Verständnisse von "Behinderung" und "Nicht-Behinderung", sowie die Einschätzung ihrer Handlungsmöglichkeiten in urbanen Umfeldern. Zu diesem Zweck verbrachte die Verfasserin im Winter 2012 drei Monate in Maputo und Beira, wo insgesamt 22 Interviews entstanden: mit Mitgliedern und Führungspersonen von Disabled People's Organisations, Mitarbeiter_innen der öffentlichen Verwaltung, sowie internationaler Organisationen. Eine Interviewauswahl – in erster Linie mit DPO-Mitgliedern und -Führungspersonen – wurde einer ersten überblicksartigen Sichtung unterzogen. Dazu wurden Bausteine einer explorativen empirischen Sozialforschung instrumentalisiert und der Frage nachgegangen, worin Möglichkeiten und Grenzen einer dekolonialen Forschungspraxis bestehen könnten.

Abstract (English)

In the present thesis the author deals with questions of 'disability' and 'impairment' in a context located in the so-called 'Global South': Mozambique.

The basis of this text is the study of recent concepts of Disability Studies and 'Critical Disability Studies', as well as the UN-Convention on the Rights of People with Disability (UNCRPD) and Classifications of the WHO and their effects on national strategies and policies in Mozambique. - A country which has been subjected to unequal power relations both in its colonial history and the globalized (neocolonial) present.

The central interest of this thesis, however, are the personal accounts of people, who are being addressed by the international and national policies already mentioned above, and some of whom find themselves near the very bottom of society. Additionally the author interviewed representatives of various levels, as well as people involved with questions of disability: members and leaders of national and international Disabled People's Organizations (DPOs), but also employees of the public sector. The author led 22 interviews during her three-month-stay in the cities of Beira and Maputo, Mozambique, during the winter months of 2012. The majority of those led with members and leaders of national and regional DPOs were surveyed here, regarding questions of "disability" and "non-disability", daily lives, fields of action and the disabled people movement in Mozambique.

For this purpose the author construed her own approach to a sort of explorative empirical social research, trying to fathom the productivity and possibilities, but also the limits of a practice of decolonial disability research in a "Global South context".

Lebenslauf

Clara Andrea Schmidl,

geb. 21.09.1987 in Wien, aufgewachsen in Kottaun/NÖ.

Schulbildung:

1992-1996 Volksschule Geras

1996-2005 Bundesgymnasium Horn (NÖ), Abschluss mit Matura

Universitäre Bildung (u.ä.):

- 2005-2014 Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung an der Uni Wien
- parallel dazu: jahrelange Mitarbeit an einer Wiener Einrichtung für junge Menschen mit Behinderungen; Begleitung auf Sportwochen; 2011/2012 Uni-Assistenz (Verein Miteinander); seit September 2013 Persönliche Assistenz bei der Wiener Assistenzgenossenschaft (WAG)
- Forschungsaufenthalt in Maputo and Beira / Mosambik, Sept-Dez 2012
- Stipendiatin der Uni Wien im Wintersemester 2012/13: Kurzfristiges Auslandsstipendium (KWA).
- Publikation eines Zwischenberichts für das Vienna Institute for International Dialogue and Cooperation VIDC: "Mosambik.Verständnisse von Behinderung im Kontrast: Ein Zwischenbericht"¹⁰¹, März 2013.
- Respondenz gemeinsam mit Isa Garde zum Vortrag von Dr. Shaun Grech: "Disability, development and the exportation of intention. Is a Global Disability Studies really possible?" im Rahmen des Symposions¹⁰² "Criptique Crossing Boundaries: Be/Hinderung zwischen Aktivismus und Theorie". Wien, 29.11.2013.

101 Online unter: http://www.vidc.org/fileadmin/Bibliothek/DP/pdfs/Poolprojekte/Clara_Schmidl_-_Endversion.pdf

102 Online unter: <http://criptique.univie.ac.at/programm/#c444573>